WILS
CLS
PT1337
.B53x
1904
bd.2

BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS

MDCCCXC

Aus der Bibliothek
von

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Feuer-Schutz und -Trutz

Ein Handbuch für Berufs- und freiwillige Feuerwehren, sowie für Freunde unseres Feuerlösch- und Feuerrettungswesens

Von **Molitor.**

Mit 312 Abbildungen im Text. Elegant gebunden Preis 6 Mark.

Dieses neue, vollständige Handbuch der gesamten Feuerlöschkunde ist nicht allein für Fachkreise, für Berufs- und freiwillige Wehren, für Behörden, Verwaltungen, sowie die beteiligte Industrie als wertvolles Buch von Bedeutung, es wird, gleich wie der Ruf „Feuer!" eines Jeden Sinne auf sich lenkt, auch dem großen Publikum die interessante Kenntnis der Einrichtungen vermitteln, welche im Kampfe mit dem verheerenden Elemente nach und nach entstanden sind. „Feuer-Schutz und -Trutz" ist von einem als Autorität anerkannten Fachmann verfaßt. Es enthält alle Fortschritte in der Praxis des Löschwesens und verwertet auch die Ergebnisse der Internationalen Ausstellung für Feuerschutz und Rettungswesen in Berlin 1901.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. ❋ Prospekt gratis.

Neu eingeführt.

Allen Hotels und Restaurants empfohlen.

Rioja-Bordeaux,

flaschenreifer roter Tafelwein, übertrifft an Qualität, Bouquet u. Feinheit alle kleineren **Bordeaux-Weine,**
verzollt ab Konstanz zu **85 Pf. per Liter.**
1 Postkistchen mit 2 ganzen Flaschen franko gegen Einsendung von **M. 2.70.**

SAMOS-SÜSS-WEINE

vorzügliche Kranken- und Dessert-Weine
verzollt ab Konstanz zu **M. 1.— per Liter.**
1 Postkistchen mit 2 Flaschen franco **M. 2. 80.**

Natur- reinheit garantiert.

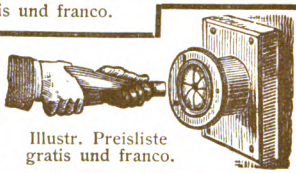
ZIEGLER & GROSS, Konstanz 59, Baden, u. Kreuzlingen, Schweiz.

Proben und **Preisliste** gratis und franco.

Verbess. Universal-Flaschen-Verkapsel-Maschine

Preis M. 6.—, steht bis jetzt in jeder Beziehung unerreicht da, redact. bespr. in Nr. 2296 der Ill. Zeitung, Leipzig.

ZIEGLER & GROSS, Konstanz 59.



Illustr. Preisliste gratis und franco.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union-Sammlung moderner Romane.

Preis jedes Bandes elegant kart. 75 Pf. Geschmackvoll gebunden 1 Mark.

Diese modern ausgestattete Sammlung enthält wirkungsvolle Romane hervorragender Autoren. Wir halten die Bände, welche durchweg eine gediegene Unterhaltungslektüre abgeben, bestens empfohlen.

Bis jetzt sind die nachstehend aufgeführten Bände erschienen:

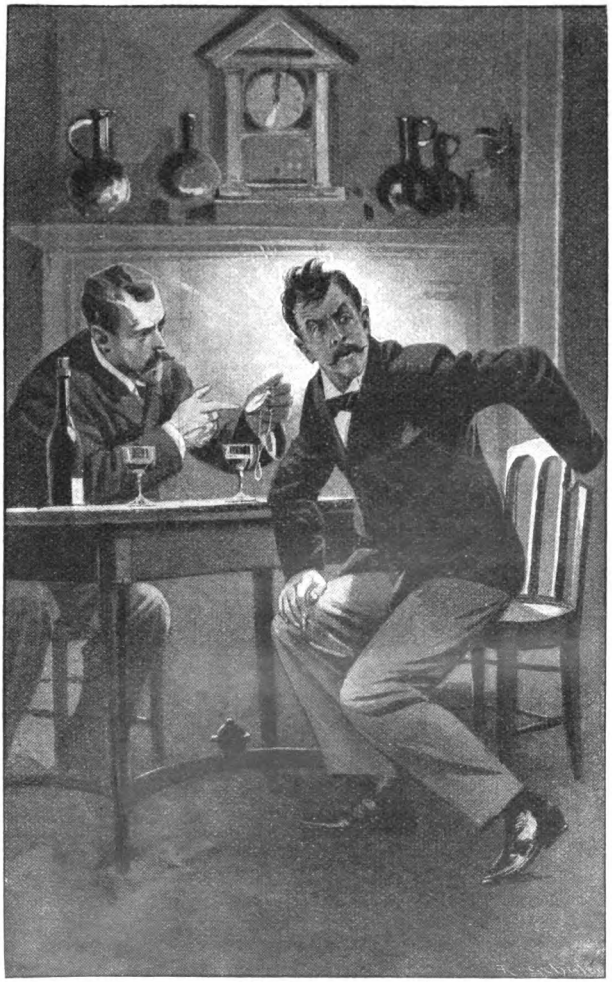
1. Richard Voß, San Sebastian.
2. L. v. François, Judith, die Kluswirtin.
3. Daudet, Ein Märtyrer der Liebe. — Die Baronin Amalti.
4. Baldwin Möllhausen, Das Geheimnis des Hulks.
5. Iwan Turgenjew, Rauch.
6. Konrad Telmann, Gerichtet.
7. Ernst Pasqué, Zwei Eleven Worths.
8. Edgar A. Poe, Seltsame Geschichten.
9. Ouida, Leiden einer Anstandsdame.
10. Bret Harte, Im Walde v. Carquinez.
11. Ernst Freih. von Wolzogen, Basilla.
12. Maximil. Schmidt, Glasmacherleut'.
13. Theodor Dostojewski, Erniedrigte und Beleidigte.
14. A. Silberstein, Hochlandsgeschichten.
15. Gontscharow, Eine alltägl. Geschichte.
16. Max Ring, Frauenherzen.
17. v. Sacher-Masoch, Der kleine Adam.
18. August Becker, Das alte Bild.
19. Gg. Mengs, Hochsommerzeit war's.
20. Rudolph Straß, Das weiße Lamm.
21. Pierre Loti, Mein Bruder Yves.
22. Jules Claretie, Noris.
23. Georg Hartwig, Das Dorfkind.
24. Skowronnek, Die Frau Leutnant.
25. Pierre Loti, Aziyadeh.
26. Adelheid Weber, Die goldene Lore.
27. Gust. Joh. Krauß, Ums Geld.
28. Paul Bourget, Ihr Schatten.
29. Bret Harte, Der Kreuzzug des „Excelsior".
30. Erlin-Schmeckebier, Gezeichnet.
31. Percy White, Westend.
32. Gustaf Janson, Das Paradies.

Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Twin Cities Campus

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Erzählung „Das Schlossfräulein“ von Karl Pauli. (S. 70)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1904 • Zweiter Band

Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

WILS, CLS
ARR 9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Versiegelte Lippen. Roman von Hermann Giersberg (Fortsetzung) 7

Das Schlossfräulein. Eine wahre Gespenstergeschichte. Von Karl Pauli 62
Mit Illustrationen von Adolf Wald.

Durch Norwegen. Reiseskizze von W. H. Geinborg . . 85
Mit 13 Illustrationen.

Marianne Falk. Novelle von Friedrich Thieme . . . 105

Der König der Weine. Eine Kelter- und Kellerstudie. Von W. Helmuth 150
Mit 9 Illustrationen.

Im Nachtschnellzug. Novellette von F. Clemens . . . 164

Zwangsarbeit und Verbrecherkolonien. Zur Geschichte der Strafrechtspflege. Von R. Bernheim 176
Mit 10 Illustrationen.

Ich hab's ja so gut! Skizze aus dem Kinderleben. Von L. Roth 198

Mannigfaltiges:

Der Bart des Schusters 208

Der Einfluss des Obstessens auf die Zähne . . . 211

Neue Erfindungen:

I. Sicherheitsapparate für Gas 212
Mit 2 Illustrationen.

II. Das Trombino 215
Mit Illustration.

Seite

Am Schalter der deutschen Post in Konstantinopel . 215
Ein Riesen-Eisenbahnprojekt 218
Die Gekos als Haustiere 220
Mit Illustration.
Vor leeren Bänken 222
Ein Menschenfresserprozess 224
Die Notlüge eines Hundes 226
Ein Gesellschaftsspiel der Haremsdamen 227
Deutsche Soldaten in Schanghai 229
Mit Illustration.
Darwins Grossvater 231
Eine königliche Oper 232
Moderne Wilddiebe 234
Seltsame Liebesbriefe 237
Bücherwürmer 238
Ein amüsanter Briefwechsel 239
Schicksal einer Schneiderrechnung 240

Versiegelte Lippen.

Roman von Hermann Giersberg.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dagmar war aufgestanden, und Rinckleben gewahrte deutlich, daß sie am ganzen Körper zitterte. Ihre Brust arbeitete hörbar, und in ihren weit geöffneten Augen war ein Ausdruck tödlicher Angst. „Sie sind ganz sicher, daß Sie sich nicht täuschen? Der Mann, der einen so großen Vorteil von der Wiederverheiratung Ihres Freundes haben würde, heißt wirklich so, wie Sie sagten?“

„Ich wiederholte Ihnen den Namen, wie ich ihn aus Herberts Munde gehört habe. Eine weitere Bürgschaft für seine Richtigkeit kann ich natürlich nicht übernehmen.“

Sie stand ein paar Sekunden lang regungslos, dann wandte sie ihren Kopf von ihm hinweg. „Das ist auch nicht nötig,“ sagte sie ganz tonlos. „Ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie ihn richtig verstanden und wiedergegeben haben. Ich danke Ihnen für Ihre Mitteilungen, Sie haben mir damit einen großen, einen sehr großen Dienst erwiesen.“

Es war ihm nicht wohl bei diesem Dank. Er war

ja vollkommen darauf gefaßt gewesen, sie durch seine Mitteilungen in Bestürzung zu versetzen. Aber diese eigentümliche Art, wie sie sie aufgenommen, versetzte ihn doch in Verwirrung. Das war nicht die zornige Entrüstung eines Mädchens, das seine Berechnungen durchkreuzt und sich in der Hoffnung auf einen reichen Mann betrogen sieht, das war vielmehr die mit übermenschlicher Energie niedergehaltene Verzweiflung eines zum Tode verwundeten Herzens. Wie er sich auch dagegen sträubte, er konnte diesem holden Geschöpf sein Mitleid nicht versagen. Die Komödie, die er um eines, wie er meinte, höheren Interesses willen mit ihr gespielt, dünkte ihn jetzt tadelnswert und verwerflich. Wenn es seine Pflicht gewesen war, was er da getan, so mußte er auch den Mut haben, offen und ehrlich zu Werke zu gehen. Und als rechtschaffener Mann zögerte er nicht, dieser Erkenntnis gemäß zu handeln.

„Es war in der Tat meine Absicht, Ihnen und Herbert einen Dienst zu erweisen, mein gnädiges Fräulein," sagte er aufrichtig, „denn der Name seiner Verlobten war mir bekannt. Ich wußte, daß Sie es sind, aber ich wußte auch, daß er Ihnen nichts von jenem Testament gesagt hat, und ich handelte deshalb, wie ich es meiner Freundschaft für Herbert schuldig zu sein glaubte."

„Sie taten es aus eigenem Antriebe, nicht etwa in seinem Auftrage?"

Beteuernd legte Rinckleben die Hand aufs Herz. „So wenig in seinem Auftrage, Fräulein Holnstein, daß ich fürchte, er wird es mir nie verzeihen."

„Um so höher muß ich wohl Ihre Aufrichtigkeit schätzen. Aber verzeihen Sie, wenn ich mich für den Augenblick außer stande fühle, Ihnen noch weiter Gesellschaft zu leisten. Ich werde Ihnen dankbar sein,

wenn Sie mir später noch einmal Gelegenheit geben, Sie zu sprechen. Vielleicht haben Sie die Güte, mir zu sagen, wo eine schriftliche Mitteilung Sie erreichen würde."

„Ich wohne im Strandhotel, und ich bin selbstverständlich jederzeit zu Ihrer Verfügung. Aber wenn Sie etwa auf meine Mitteilungen hin irgendwelche Entschlüsse fassen wollen, so bitte ich Sie dringend, nichts zu übereilen. Ich kann nichts dagegen einzuwenden haben, daß Sie mich meinem Freunde als die Quelle bezeichnen, aus der Ihnen die Erklärung gekommen ist. Wenn Sie es wünschen, werde ich selbst ihm auf der Stelle Mitteilung davon machen."

„Nein, nein, das ist nicht nötig," wehrte sie ab. „Es handelt sich hier ja noch um ganz andere Dinge, als Sie ahnen. Doch das ist eine Angelegenheit, die nur zwischen Herbert und mir abgetan werden kann. Vielleicht werden Sie es später von ihm erfahren. Aber nun muß ich wirklich fort. Adieu, Herr v. Rinckleben, und noch einmal — meinen Dank!"

Es schien ihm mit einem Male unmöglich, daß er sie so von sich gehen lassen sollte. Indem er mit einem warmen Druck die Hand festhielt, die sie ihm zum Abschied gereicht hatte, fragte er, all seine Vorurteile gegen sie völlig vergessend: „Sie zürnen mir nicht, Fräulein Holnstein? Sie hassen mich nicht als den Störer Ihres Glückes?"

Sie schüttelte den Kopf, aber sie befreite doch zugleich mit einer beinahe heftigen Bewegung ihre Hand. „Nicht Sie sind es, der mein Glück zerstört hat. Daß der Zufall sich Ihrer als Werkzeug bediente, dafür können Sie nichts."

Ohne sich noch einmal umzusehen, wandte sie sich zum Gehen.

Neuntes Kapitel.

An einem der kleinen Tische hinter der Glaswand der Dünenhalle, durch die man einen weiten Ausblick auf den Strand und über die See hinaus hatte, saßen um dieselbe Zeit zwei junge Herren von ungefähr gleichem Alter. Der eine breitschultrig und stattlich, ein Bild blühendster Kraft, der andere lang aufgeschossen und schmalbrüstig, mit blassem, vorzeitig welkem Gesicht und hervorstehenden hellblauen Augen, die jetzt, wo sie unverwandt auf das Meer hinausstarrten, etwas von dem glotzenden Blick eines Fisches hatten.

„Das wäre also dein letztes Wort, Cordes? Du kannst mich wirklich in dieser schauderhaften Klemme stecken lassen?"

Trotz der Erregung, die vernehmlich genug in den Worten des jungen Menschen gezittert hatte, bewahrte der Angeredete seine phlegmatische Ruhe. „Es tut mir aufrichtig leid, lieber Paul, aber ich kann dir beim besten Willen nicht helfen. Du hättest eben vorher daran denken müssen, daß du nicht im stande sein würdest, eine solche Spielschuld zu bezahlen. Außerdem habe ich dich ja gewarnt."

„Erspare dir alle moralischen Redensarten. Damit ist mir nicht gedient. Du kannst dir denken, daß ich mir schon alles selbst gesagt habe, was du mir sagen könntest. Woher in aller Welt soll ich das Geld nehmen, wenn du dich weigerst, es mir zu geben?"

Doktor Cordes zuckte die Achseln. „Da kann ich dir wirklich nicht raten, mein Lieber. Übrigens weigere ich mich ja gar nicht. Heute in acht Tagen stelle ich dir den Betrag gern zur Verfügung. Früher ist es aber unmöglich, und es ist ganz überflüssig, daß wir noch weiter darüber reden."

„Aber du könntest doch an deinen Vater telegraphieren. Ich weiß, daß er dir unbedenklich noch viel größere Summen als diese lumpigen sechstausend Mark zur Verfügung stellen würde."

„Wohl möglich. Aber ich werde mich weislich hüten, ihn darum anzugehen. Mein alter Herr kennt mich als einen soliden Menschen, dessen Händen er dermaleinst getrost die Leitung seines Geschäfts überantworten kann. Und bei aller Freundschaft kannst du's mir nicht übelnehmen, wenn ich diesen Ruf nicht ohne zwingendste Not aufs Spiel setzen möchte."

„Und wenn ich darüber zu Grunde gehe? Könnte dich auch das nicht zum Mitleid bewegen?"

„So schlimm wird es wohl nicht gleich werden. Ich halte ja nicht allzuviel von diesen Leuten, es sind gewerbsmäßige Spieler — ohne Zweifel, aber eben deshalb werden sie in ihrem eigenen Interesse nicht gleich zum Äußersten greifen. Auf eine Woche oder so herum wird sich dieser Herr Holnstein schon vertrösten lassen."

„Ich habe es natürlich versucht, aber der Mann, der sich gestern so liebenswürdig und zuvorkommend zeigte, war heute wie ausgewechselt. Er ist durch irgend jemand über meine Verhältnisse ganz genau unterrichtet und weiß offenbar, was es für mich bedeutet, wenn er mir droht, sich an meinen Vater zu wenden. Daß ich von dort keine Hilfe mehr zu erwarten habe, brauche ich dir nicht erst zu sagen."

„Wenn du aber so gewiß bist, daß dein Vater dich ohne weiteres fallen lassen würde, woher — unter uns gesagt — willst du denn eigentlich das Geld nehmen, um später mich oder deine anderen Gläubiger zu bezahlen? Du weißt, ich bin nicht allzu ängstlich, und es ist schon eine ganz hübsche Summe, mit der du bei mir zu Buch stehst. Einmal aber muß doch alles

ein Ende haben. Du arbeitest dich ja immer tiefer hinein."

„Ich werde nie wieder eine Karte anrühren, das habe ich mir in dieser Nacht geschworen. Im übrigen ist es mit meinen Schulden gar nicht so schlimm. Wenn ich nur über diese augenblickliche Bedrängnis hinwegkomme, wird sich schon alles arrangieren. An dem Tage, wo ich mich öffentlich mit meiner Cousine Martha verlobe, habe ich unbeschränkten Kredit."

„Warum hast du das dem Herrn Holnstein nicht auseinandergesetzt? Sage ihm doch, daß er sein Geld ganz verlieren würde, wenn er jetzt rücksichtslos vorgeht. Dergleichen verfehlt auf Leute dieses Schlages selten seine Wirkung."

„Ich sage dir ja, daß ich alles versucht habe, was ich nur ersinnen konnte, aber der Mann ist unerbittlich. Wenn ich nicht bis heute nachmittag vier Uhr bezahlt habe, will er sich an meinen Vater wenden. Und dann ist alles aus, meine Karriere sowohl wie meine Hoffnung auf die Hand meiner Cousine. Mein Vater hat mir das letzte Mal bei seiner Ehre versichert, daß er mich fallen läßt, und ich kenne ihn hinlänglich, um zu wissen, daß er Wort hält."

„Schlimm für dich. Suche dir wenigstens eine Frist von acht Tagen zu verschaffen, dann stelle ich dir das Geld zur Verfügung. Das ist alles, was ich tun kann."

„So übernimm diesem Holnstein gegenüber die Bürgschaft für meine Schuld, vielleicht wird er sich dann zur Nachsicht bewegen lassen."

„Verschone mich um des Himmels willen mit derartigen Zumutungen. Ich bin nicht der Mann, um mit Leuten von solcher moralischen Beschaffenheit irgendwelche Abmachungen zu treffen. Wenn du dich ihm

gegenüber irgendwie auf mich beziehst, so nehme ich mein Versprechen ohne weiteres zurück."

Es war, als ob der andere noch etwas auf der Zunge hätte. Er starrte ein paar Sekunden lang in das Gesicht des Freundes, aber was er dort las, mochte ihm wohl den Mut nehmen, auszusprechen, was ihm auf dem Herzen lag. Er stand plötzlich auf und griff nach seiner Strandmütze. „In einer Woche also? Ich kann mich darauf verlassen?"

„Man kann sich immer auf das verlassen, was ich verspreche," lautete die Entgegnung. „Sieh zu, wie du mit dem Gesindel fertig wirst, und laß dir's für die Zukunft zur Lehre dienen. Am Ende findest du nicht immer jemand, der dir heraushilft."

Der bleiche junge Mensch hielt es für unnötig, auf diese gut gemeinte Mahnung etwas zu erwidern. Er verließ die Dünenhalle und ging langsam den Häusern des Badeortes zu.

Ein paar Minuten nach seiner Entfernung trat der dicke Konsul Lüders mit strahlend heiterem Antlitz an den Tisch des Zurückgebliebenen. „Guten Morgen, Herr Doktor!" sagte er sehr freundlich. „Darf ich fragen, wie Ihnen der gestrige Abend bekommen ist?"

„Nicht gut und nicht schlecht. Ich hatte ihn, offen gestanden, fast schon vergessen."

„Das ist nicht sehr schmeichelhaft für jemand, der das Vergnügen hatte, Ihnen Gesellschaft zu leisten," lachte der Konsul. „War das nicht der Herr Referendar Keilig, den ich vorhin im Vorübergehen hier an Ihrem Tische sitzen sah?"

Doktor Cordes nickte stumm.

Aber der Konsul, der sich durch die wenig entgegenkommende Haltung nicht abschrecken ließ, fuhr in seiner widerwärtig freundlichen Weise fort: „Der junge Mann

tut mir eigentlich leid. Wenn er Ihr Freund ist, wie ich vermute, so sollten Sie ihn vor dem Spielteufel warnen. Er sieht aus, als ob diese Leidenschaft ihn früher oder später zu Grunde richten könnte."

„Darin mögen Sie schon recht haben, aber es ist nicht meine Gewohnheit, den Vormund von Leuten zu spielen, die alt genug sind, um für sich selbst einzustehen."

„Es ist auch am besten, wenn man sich nicht darum kümmert. Ich würde es nur bedauern, wenn er durch allzu leichtherzige Unterstützung in seiner Schwäche bestärkt würde. Ich hörte da vorhin von dem Herrn Holnstein so eine Andeutung über einen Wechsel von Ihnen, den ihm der Referendar Keilig zur Deckung seiner Spielschuld bringen wollte, und wenn es auch nicht meine Sache sein kann, Ihnen einen Rat zu geben —"

„Der Rat wäre in der Tat ganz überflüssig, Herr Konsul. Ich pflege keine anderen als streng kaufmännische Wechsel auszustellen, und mein Freund Keilig wäre gewiß der letzte, dem ich auf solche Art beistände."

„Ich konnte mir's auch gar nicht denken. Ein Geschäftsmann von so strengen Anschauungen wie Sie —"

„Wenn es Ihnen genehm ist, betrachten wir das Thema damit als erledigt. Es ist mir unangenehm, mich über die Angelegenheiten oder Verlegenheiten meines Freundes zu unterhalten."

Dabei sah er so demonstrativ auf seine Uhr, daß der dicke Konsul den deutlichen Wink unmöglich mißverstehen konnte. Er machte noch ein paar verbindliche Redensarten, die indessen kaum einer Antwort gewürdigt wurden, und zog sich mit vielen Verbeugungen zurück.

„Widerwärtiges Geschmeiß!" brummte der Sohn des Bankiers in sich hinein. „Aber mir scheint, daß ich ihm das Geld doch noch heute werde geben müssen, wenn

ich ihn vor irgend einer verhängnisvollen Dummheit bewahren will."

Er hatte es indessen nicht übermäßig eilig, diesen freundschaftlichen Vorsatz auszuführen, denn er bestellte sich zunächst noch einen Hummer und eine halbe Flasche Champagner, um nach dem Genuß dieses opulenten Frühstücks gemächlich zum Bade hinunterzuschlendern und dann ein stundenlanges Sonnenbad in dem reinen weißen Sande des Badestrandes zu nehmen.

— — — — — — — — — — — —

Es war um die Dinerzeit, als der dicke Konsul und der angebliche Ewald Holnstein in der Nähe der Villa Rothe zufällig aufeinander trafen.

„Ich war eben im Begriff, Sie aufzusuchen," sagte Lüders. „Wie stehen denn nun eigentlich die Dinge mit unserem Referendar?"

„Er hat mir vor einer Stunde richtig den von Doktor Cordes akzeptierten Wechsel gebracht. Damit muß man sich wohl leider vorläufig begnügen."

„Und wann ist der Wisch fällig?"

„Heute in acht Tagen. Wollen Sie mir's diskontieren?"

Der Konsul verzog seinen breiten Mund zu einem häßlichen Grinsen. „Es wäre vielleicht nicht das schlechteste Geschäft, das ich in meinem Leben gemacht habe, aber ich bin nicht der Mann, meinen guten Freunden ihre Chancen zu verderben. Machen Sie's nur getrost selbst."

„Aber es ist mir fatal, noch eine ganze Woche warten zu müssen. Wenn ich das Geld heute oder morgen hätte, könnte ich sofort abreisen."

„Nanu, warum denn so eilig? Ich denke, es lebt sich hier ganz gut."

„Nicht für mich, der ich in jedem Augenblick darauf gefaßt sein muß, daß jemand mich erkennt und daß

mein Inkognito früher gelüftet wird, als mir lieb ist. Auch habe ich's meiner Tochter versprochen."

„Ah, ich verstehe. Sie wollen ihr nicht durch Ihre Gegenwart das Spiel mit dem Millionen-Rechtsanwalt verderben."

„Wie klug Sie sind! Aber was meinen Sie dazu, wenn ich Ihnen sage, daß wir das Spiel bereits gewonnen haben?"

Der Konsul machte ein etwas ungläubiges Gesicht. „Sie sind ein unverbesserlicher Optimist, mein lieber Bendheim, das habe ich Ihnen schon oft gesagt. Hüten Sie sich vor trügerischen Illusionen."

„Es handelt sich nicht mehr um Illusionen, sondern um Tatsachen. Vollmar hat sich mit meiner Stieftochter verlobt, und wenn alles gut geht, werden sie schon in einigen Wochen Hochzeit machen."

„Alle Wetter, sie ist ja eine richtige kleine Zauberin, Ihre Dagmar. Ich gratuliere natürlich von Herzen, obwohl ich durch diese glückliche Wendung in Ihrem Geschicke ja wahrscheinlich einen werten Freund verlieren werde."

„Darauf können Sie sich verlassen," erwiderte der andere mehr aufrichtig als höflich. „Doch um auf die widerwärtige Geschichte mit diesem Keilig zurückzukommen: Wissen Sie niemand, bei dem man den Wechsel zu Geld machen könnte, wenn Sie selbst es nun einmal durchaus nicht tun wollen?"

„Nein, ich weiß niemand, und ich kann Ihnen auch nur raten, keinen derartigen Versuch zu unternehmen. Sie würden damit ja eine fünffach größere Summe aus der Hand geben."

„Wie soll ich das verstehen? Sie wollen damit doch nicht andeuten, daß der Wechsel —"

„Daß er gefälscht ist, ja, das will ich nicht nur an-

deuten, sondern das kann ich mit voller Bestimmtheit versichern. Ich weiß es aus der sichersten Quelle. Cordes hat mir an diesem Vormittag gesagt, daß er niemals einen derartigen Wechsel unterschreiben würde. Und auf die Erklärungen des Mannes kann man Häuser bauen."

Es schien fast, als ob er der Meinung gewesen sei, dem anderen damit eine sehr angenehme Eröffnung zu machen. Aber Bendheim sah nichts weniger als erfreut aus. „Wenn es so ist, werde ich den Burschen auf der Stelle zur Rechenschaft ziehen," erklärte er ärgerlich. „Ich will nichts mehr mit solchen unsauberen Geschichten zu tun haben. Er mag zusehen, wie er innerhalb vierundzwanzig Stunden das Geld beschafft."

„Ich würde Ihnen ebenfalls raten, Ihre Zeit nicht zu verlieren. Sagen Sie ihm die Fälschung nur getrost auf den Kopf zu, und geben Sie das Papier jedenfalls für nicht weniger als dreißigtausend aus der Hand. Wenn Sie ihm mit dem nötigen Nachdruck das Gespenst des Staatsanwalts zeigen, wird er schon Mittel finden, die Summe flüssig zu machen."

„Und wenn er nun statt dessen hingeht, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen? Was habe ich dann?"

Der dicke Konsul schnippte geringschätzig mit den kurzen Fingern. „Ah bah, dazu hat dieser ausgemergelte Jüngling gar nicht mehr die Courage. Veranlassung zum Totschießen hätte er schon mehr als genug gehabt, und er wird es diesmal so wenig tun, wie er's bisher getan hat. Auf diese Gefahr können Sie's getrost ankommen lassen."

„Nun, ich werde ja sehen. Jedenfalls werde ich ihn noch heute zu mir kommen lassen, aber ich wollte wahrhaftig, daß die Sache erst in Ordnung wäre. Es

ist doch eine verwünschte Geschichte, so gewissermaßen den Erpresser zu spielen."

„Was wollen Sie, das Leben ist eben ein Kampf aller gegen alle, und jeder verteidigt sich in diesem Kampfe, so gut er kann. Nach hundert Jahren ist's doch einerlei, ob wir's so oder so gemacht haben."

Bendheim sah sich nicht veranlaßt, in einen Disput über diese philosophische Anschauung seines Freundes einzutreten. Er blieb stehen und blickte unruhig in der Richtung nach der Villa Rothe zurück.

„Was haben Sie denn nur?" fragte der Konsul. „Warten Sie auf jemand?"

„Ja, ich warte auf meine Tochter. Seitdem ich sie vor drei oder vier Stunden am Strande verlassen, habe ich sie noch nicht wiedergesehen. Es ist das erste Mal, daß sie nicht zum Diner nach Hause gekommen ist."

„Na, sie wird ja nicht verloren gegangen sein, und wenn sie sich, wie Sie sagen, gestern verlobt hat, so ist es doch am Ende nicht schwer, zu erraten, in wessen Gesellschaft sie sich befindet."

„Das ist ausgeschlossen, denn der Rechtsanwalt ist heute früh mit dem Dampfschiff nach dem Festlande gefahren, weil er irgend eine wichtige Angelegenheit in Berlin zu ordnen hat."

„Hören Sie, ist das nicht etwas bedenklich? Ein Verlobter, der es so eilig hat, sich aus dem Staube zu machen."

„Machen Sie sich darum keine Sorge, er wird in einigen Tagen wieder zurück sein. Ich sagte Ihnen schon neulich, daß meine Tochter keine von denen ist, die man zum besten hält."

„Das glaube ich beinahe selbst. Aber eben deshalb brauchen Sie sich auch jetzt ihretwegen nicht zu beunruhigen. Wahrscheinlich hat sie sich irgendwo zum

Mittageſſen einladen laſſen. Was ſollte ihr denn auch hier am hellen Tage zuſtoßen? Wenn Sie vernünftig ſind, ſo laſſen Sie uns jetzt gemütlich miteinander ſpeiſen. Wir ſchicken dann vom Reſtaurant aus einen Boten zu dem Referendar mit einigen Zeilen, in denen Sie ihn etwa um ſieben Uhr Abends in Ihre Wohnung beſcheiden. Er wird dann ja erraten, um was es ſich handelt, und wird ſich wahrſcheinlich ſchon danach einrichten. Es wird nur auf Sie ankommen, daß ſich die Sache raſch und glatt erledigt."

Ewald v. Bendheim ſchien dies Vertrauen zwar nicht vollkommen zu teilen, denn er ſchaute noch immer recht unzufrieden und verdrießlich drein, aber er ließ ſich doch beſtimmen, den Vorſchlag ſeines würdigen Freundes anzunehmen. Einträchtig ſchritten ſie miteinander dem vornehmſten und teuerſten Strandreſtaurant zu.

Zehntes Kapitel.

Dagmar lief, ohne ihrer Umgebung zu achten, immer dicht am Strande dahin. Der Aufruhr in ihrem Innern ließ ſie keine Ermüdung fühlen, obwohl ſie bald in tiefen lockeren Sand geriet, und obwohl der Wind ihr immer ungebärdiger entgegenblies.

Endlich aber wollten die Kniee ihr den Dienſt verſagen. Ihr Herz pochte ſo ungeſtüm, daß ſie ſich außer ſtande fühlte, auch nur noch einen einzigen Schritt zu tun. Da, wo ſie ſtand, warf ſie ſich auf den weichen Boden nieder und verbarg das Geſicht in den Händen. In ihrer Seele war für nichts anderes Raum als für den einen glühenden Wunſch, daß ſie nie mehr genötigt ſein würde, ſich von dieſer Stelle zu erheben, daß ſie nie mehr das Geſicht eines Menſchen ſehen müſſe.

Denn Schmerz und Scham und Verzweiflung zer-

fleischten wie mit Geierkrallen ihr Herz. Seit dem Moment, wo Rincklebens unbarmherzige Aufrichtigkeit den Schleier von ihren Augen gerissen hatte, erschien sie sich selbst als das verworfenste Geschöpf unter der Sonne. Größer noch als der Ekel, den sie gegen ihren Stiefvater empfand, war ihre Verachtung für das eigene Beginnen. Wohl hatte sie nicht gewußt, worauf sich Ewald v. Bendheims Pläne richteten, aber sie hatte sich nichtsdestoweniger willig als ein Werkzeug derselben gebrauchen lassen wie schon so oft zuvor. Auf sein Geheiß war sie in Berlin zum ersten Male zu Herbert Vollmar gegangen, auf sein Geheiß hatte sie ihm die Geschichte von dem verschollenen Verwandten erzählt, ein Märchen, an das sie selbst nicht einen Augenblick geglaubt, und auf sein Geheiß war sie vom ersten Augenblick an gegen den jungen Rechtsanwalt liebenswürdiger und entgegenkommender gewesen, als sie es sonst im Verkehr mit Herren war. Das alles erschien ihr jetzt im düstersten Lichte, sie ging in ihrer selbstquälerischen Strenge so weit, daß sie sich beschuldigte, auch weiterhin nur eine Komödie gespielt zu haben, die darauf berechnet war, einen arglos vertrauenden Mann in sein Verderben zu locken. Ihr Abscheu gegen alles, was menschliche Züge trug, war so groß, daß sie sogar an der Aufrichtigkeit ihrer Liebe zu Herbert irre wurde. Vielleicht hatte sie ihn in Wahrheit niemals geliebt, und alles, alles war nur Betrug und Täuschung gewesen.

Zeugte auch die Raserei ihres Schmerzes deutlich genug für die Ungerechtigkeit dieser Selbstvorwürfe, so befand sie sich doch in einem Gemütszustande, der sie jeder klaren Erkenntnis, jedes Urteils über die Natur ihrer eigenen Empfindungen beraubte. Sie war das Opfer eines Schurken gewesen, aber sie konnte ihr Gewissen nicht mit der Entschuldigung beschwichtigen, daß

sie es in gutem Glauben geworden sei, denn sie kannte diesen Mann ja zur Genüge. Sie hatte in jahrelangem Zusammenleben Gelegenheit genug gehabt, ihn kennen zu lernen.

Die Heirat mit ihm war das Verhängnis ihrer armen Mutter gewesen. Er hatte sie ja niemals schlecht behandelt, war äußerlich immer der liebenswürdigste und ritterlichste Ehemann gewesen, aber Dagmar hatte doch gesehen, wie die Mutter an dem Unglück dieser zweiten Ehe zu Grunde ging.

Sie selbst war damals noch zu jung und zu unerfahren gewesen, um die wirkliche Ursache zu begreifen, und so war es geschehen, daß Dagmar in ihrem Unverstand die Schuld für das, was ihre scharfen Augen beobachteten, viel mehr bei der blassen, verhärmten und vergrämten Frau als bei dem eleganten, verbindlichen, ewig lächelnden Mann suchte, und daß sie ihm nach dem Tode der armen Märtyrerin unbedenklich ihre Zukunft vertraute, obwohl er am allerwenigsten geeignet war, einem jungen Mädchen als Führer und Berater zu dienen.

Ein neues, glänzendes Leben hatte er ihr verheißen, und er hatte dies neue Leben damit angefangen, daß er den kleinen, bescheidenen Haushalt auflöste und mit seiner eben zur Jungfrau herangeblühten Stieftochter auf Reisen ging. Ein Jahr lang hatte Dagmar nur die schönen und angenehmen Seiten dieses Vagantendaseins kennen gelernt. Sie hatte die Hauptstädte Europas, die vornehmsten Badeorte, die fashionabelsten Rennplätze gesehen, hatte sich in die elegantesten Toiletten kleiden dürfen und war überall ein Gegenstand eifrigster Huldigungen gewesen. Daß diese dreisten Huldigungen von einer anderen Art waren, als man sie sonst einem jungen Mädchen aus guter Familie dar-

bringt, hatte sie kaum bemerkt. Sie war glücklich gewesen im Genuß des Augenblicks und in der Freude an dem ewigen Wechsel, der ihr an jedem neuen Tage neue Annehmlichkeiten und Zerstreuungen brachte. Damals hatte sie wirklich etwas wie Zuneigung zu ihrem Stiefvater empfunden. Als dann gewisse unliebsame Vorkommnisse, die er vergebens vor ihr geheimzuhalten suchte, ihr Mißtrauen gegen ihn wachgerufen und ihr die Augen für seinen wahren Charakter geöffnet hatten, da war sie dem Zauber dieses aufregenden Genußlebens schon zu sehr verfallen gewesen, als daß sie sich mit energischem Entschluß von ihm loszumachen vermocht hätte, aber immer häufiger wurden die Stunden, in denen dies Leben ihr einen unsäglichen Ekel einflößte.

Das war der Seelenzustand gewesen, in welchem sie sich befunden hatte, als sie vor einigen Wochen Herbert Vollmars Bekanntschaft gemacht. In seinem Wesen war ihr etwas entgegengetreten, das sie bis dahin noch kaum kennen gelernt hatte. Seine ruhige, ernste Männlichkeit, die respektvolle Zurückhaltung, die er sich ihr gegenüber auferlegte, obwohl ihr doch manche untrüglichen Anzeichen verrieten, daß er nicht unempfindlich geblieben sei für den Reiz ihrer Schönheit, hatten seltsam wohltuend und anziehend auf sie gewirkt. Schon bei ihrem zweiten Besuche hatte sie etwas wie eine eifersüchtige Regung verspürt gegen das unbekannte weibliche Wesen, dessen Bild sie an einem so bevorzugten Platze über Herbert Vollmars Schreibtisch gesehen. Während der ersten Tage ihres Aufenthaltes an der See hatte sie kaum an etwas anderes gedacht als daran, ob er kommen würde. Und als er dann wirklich am Strande auf sie zugetreten war, schüchtern und beinahe verlegen wie jemand, der sich auf einem unrechten Wege

ertappt sieht, da hätte sie laut aufjubeln können in der Freude der erfüllten Hoffnung.

Alles, was seitdem geschehen war, zog an ihrem Gedächtnis vorüber. Aber wie ganz anders stellte sich das alles jetzt ihrem Bewußtsein dar! Sie war keinen Augenblick darüber im ungewissen, daß Herbert sie für das schlechteste und verworfenste Geschöpf halten müsse, wenn er nun die ganze Wahrheit erfuhr.

Daß er es erfahren müsse, stand für sie fest seit dem Moment, da der Schleier vor ihren Augen zerrissen war. Auch darüber, daß er es von keiner anderen Seite als von ihr selbst erfahren dürfe, gab es für sie keine Unentschlossenheit. Aber es war so schwer, so grausam schwer! War es ihr doch, als könne es kein Weiterleben geben nach dieser furchtbaren Stunde. Was sollte sie denn auch beginnen? Zu welchem Zweck und wem zuliebe sollte sie ein Dasein weiterschleppen, in welchem es keine, auch nicht die schwächste Hoffnung mehr gab auf ein noch so fernes Glück?

Der Klang von Stimmen, die am Strande entlang näher und näher kamen, schreckte Dagmar endlich empor. Sie raffte sich auf, schüttelte die losen Sandkörner aus ihren Kleidern und ging dann über die Dünen und die Heide auf einem weiten Umwege dem Badeort und der Villa Rothe zu. Sie bemerkte wohl, daß sie hie und da gegrüßt wurde, und daß dieser und jener sich mit verwunderter Miene nach ihr umsah, aber sie erwiderte die Grüße nicht und kümmerte sich nicht um das Erstaunen, das der verstörte Ausdruck ihres Gesichtes zu erregen schien. Sie fand ihren Stiefvater nicht daheim und hörte von dem Stubenmädchen, das sie ebenfalls mit kaum verhehlter Verwunderung betrachtete, daß er bis zum Diner auf sie gewartet habe, dann aber fortgegangen und noch nicht zurückgekehrt sei.

Dagmar war der Vorsehung dankbar für diese Gunst, denn nun konnte sie wenigstens ungestört ihren Brief an Herbert Vollmar schreiben, und alles würde abgetan sein, bevor sie das verhaßte Gesicht des Mannes, der ihr Leben verdorben hatte, wiedersehen mußte.

Sie schloß sich in ihr Schlafzimmer ein und machte sich ungesäumt an die schwere Aufgabe, dem geliebten Manne das schändliche Spiel zu offenbaren, das man mit ihm getrieben. Drei- oder viermal riß sie den angefangenen Brief wieder in Stücke, weil sie beim Durchlesen des Geschriebenen die Empfindung hatte, daß sie noch zu milde gewesen sei gegen sich selbst, und daß er möglicherweise etwas wie den Versuch einer Rechtfertigung zwischen den Zeilen lesen könnte.

Endlich aber war sie doch fertig geworden. Und diesmal verzichtete sie darauf, noch einmal zu durchlesen, was sie geschrieben. Es war ihr genug, zu wissen, daß er sie vom Grunde seiner Seele verachten müßte, wenn er diesen Brief empfangen hatte, daß es keine Möglichkeit des Verzeihens gab, und daß er sie als Mann von Ehre für immer aus dem Buche seines Lebens streichen müsse, wenn er dies gelesen.

So hatte sie es gewollt, und es war fast ein erleichterndes Gefühl der Befriedigung, mit welchem sie den verhängnisschweren Brief verschloß.

Sie hatte das letzte Wort der Adresse noch nicht geschrieben, als sie jemand in das Nebenzimmer eintreten und dann an ihre Tür klopfen hörte.

„Ich bin es, Dagmar," erklang die verbindliche Stimme ihres Stiefvaters, „möchtest du mir nicht aufmachen? Ich hätte gern mit dir gesprochen."

Jetzt war sie bereit, ihm gegenüberzutreten. Sie hatte alle Brücken hinter sich abgebrochen, hatte gleichsam jedes Band zerrissen, das sie mit dem Leben ver-

knüpfte. Nichts blieb ihr mehr zu tun, als abzurechnen mit diesem Manne — und sie fühlte sich in der rechten Verfassung, diese Abrechnung zu halten.

Sie öffnete und trat ins Nebenzimmer. In diesem Moment hatte Ewald v. Bendheim die Empfindung, daß etwas sehr Unangenehmes geschehen sei, denn Dagmar war geradezu unheimlich verändert, ihr Gesicht war marmorweiß, und in ihren Augen brannte es wie die Glut des Fiebers.

„Was ist dir, Dagmar?" fragte er. „Fühlst du dich nicht wohl?"

Sie ging über die Frage hinweg, als ob sie sie nicht gehört hätte. „Du wünschtest mich zu sprechen. Was hast du mir zu sagen?"

„O, nichts Besonderes. Ich wollte mich nur erkundigen, weshalb du nicht zum Mittagessen nach Hause gekommen bist. Auch wollte ich dich bitten, mich jetzt auf eine Stunde allein zu lassen, da ich einen Besuch erwarte."

„Dein Besuch mag sich gedulden. Du wirst nachher noch Zeit genug für ihn haben, denn ich gedenke dich viel länger allein zu lassen als auf eine Stunde. Zuvor aber wirst du mir Antwort geben auf das, was ich dich zu fragen habe."

Sein Unbehagen wuchs mit jeder Sekunde. Wie oft sie ihm auch schon mit der Miene einer Richterin gegenübergetreten war, so wie heute hatte er sie noch nie gesehen. Aber gerade in diesem Augenblick lag ihm unendlich viel daran, sie bei guter Laune zu erhalten. „Das klingt ja sehr sonderbar, liebe Dagmar," sagte er mit dem Versuch, einen scherzhaften Ton anzuschlagen. „Aber frage mich nur getrost. Ich bin bereit, jedes noch so hochnotpeinliche Verhör zu bestehen."

„Herbert Vollmars verstorbene Gattin war deine

Verwandte? Du wußtest, daß ihr nachgelassenes Vermögen dir zufallen würde, wenn der Rechtsanwalt eine zweite Ehe einging?"

Er war auf Fatales gefaßt gewesen, aber daß er sie so vollständig von der Sachlage unterrichtet sah, überraschte ihn doch. Er büßte für einen Augenblick seine gewohnte Geistesgegenwart ein. „Wer hat dir das gesagt? Du hast Vollmar also doch meinen Namen genannt? Oder war es etwa gar dieser verwünschte Konsul, der sich ein Vergnügen daraus gemacht hat, gegen mich zu intrigieren?"

„Woher ich es weiß, braucht dich nicht zu kümmern. Es ist also Wahrheit?"

„Warum sollte ich schließlich damit hinter dem Berge halten? Ich habe es dir bisher verschwiegen, weil ich dich nicht ohne Not beunruhigen wollte. Nun aber können wir ja in aller Ruhe darüber reden. Es verhält sich allerdings so, wie du sagst, aber du brauchst nicht zu fürchten, daß du dabei zu kurz kommen könntest. Ich bin nicht der Mann, mein Töchterchen zu berauben. Es wird sich unschwer ein Arrangement treffen lassen, mit dem alle Beteiligten zufrieden sein können."

Während er sprach, waren Dagmars Augen unverwandt auf sein Gesicht gerichtet. Er war nicht im stande, diesen vernichtenden Blick zu ertragen. Die angstvolle Empfindung, daß alles in Frage gestellt sein könnte, ließ seine Stimme mit jedem Worte unsicherer werden. Er verstummte plötzlich, obwohl er ihr noch vieles hatte sagen wollen.

Dagmar, die schweigend gewartet hatte, bis er zu Ende war, trat jetzt ganz dicht vor ihn hin. „Wagst du es, so mit mir zu reden, nachdem du mein Leben zerstört hast, nachdem du an mir gehandelt hast wie ein Schurke?"

Er fuhr zurück. Sein Gesicht färbte sich mit einer dunklen Röte, um im nächsten Moment desto tiefer zu erbleichen. „Dagmar! Vergiß nicht, zu wem du sprichst!"

„O nein, ich vergesse es nicht. Eben deshalb sage ich dir noch einmal: deine Handlungsweise war die eines Schurken. Nie, nie kannst du wieder gutmachen, was du an mir getan. Deshalb will ich jetzt nichts mehr mit dir zu schaffen haben. Ich gehe, und du wirst mich niemals wiedersehen."

„Aber das ist ja Wahnwitz! Was ist denn so Außerordentliches geschehen? Jedenfalls könntest du doch erst abwarten, wie Vollmar es aufnimmt, wenn er es erfährt."

„Darauf kommt es für mich nicht an. Ich bin fertig mit ihm, wie ich mit dir und mit allem anderen fertig bin."

„Was soll das heißen?" forschte er erschrocken. „Du denkst doch nicht daran, die Verlobung deinerseits aufzuheben?"

„Hast du etwas anderes erwartet? Freilich, es sähe dir ähnlich. So tief aber hat die Gemeinschaft mit dir mich doch nicht hinabziehen können, so verworfen bin ich doch noch nicht, daß ich auch nur einen Augenblick hätte im Zweifel sein können, was mir hier zu tun bleibt."

„Ich sehe, daß du nicht in dem geeigneten Gemütszustande bist, um vernünftig mit dir reden zu lassen, darum bitte ich dich, vor allem erst zur Ruhe zu kommen. Wir werden später wie verständige Menschen über diese Dinge Rücksprache nehmen."

Dagmar lachte verächtlich auf und wandte sich der Tür ihres Schlafzimmers wieder zu. „Wie wenig du mich doch kennen gelernt hast in all der Zeit! Fast könnte ich dich bedauern, daß du dir auch jetzt noch

Illusionen machen kannst. Wie traurig muß es im Innern eines Menschen von deinem Schlage aussehen! Vielleicht ist es wirklich nicht der Mühe wert, Rechenschaft von dir zu verlangen."

Er hörte kaum auf das, was sie sprach. Die unsinnige Angst, daß sie in ihrer Erregung wirklich etwas Verhängnisvolles tun und ihn durch einen Schritt, der nicht wieder gutzumachen war, um die Frucht seines genialen Anschlages bringen könnte, ließ ihn den giftigen Stachel in ihrer Rede gar nicht empfinden. „Aber ich bitte dich, liebste Dagmar — das alles, was dich so aufregt, sind doch nur Einbildungen und Hirngespinste. Ich bin ja doch sicherlich der Mann, der mit sich reden läßt. Wer weiß, ob ich nicht auf den ganzen Nachlaß verzichte, wenn ich damit deinem Glück förderlich sein kann."

Sie hörte deutlich genug die verzweifelte Angst im Klang seiner Stimme, und ohne daß der Ausdruck des Ekels aus ihren Zügen verschwunden wäre, schüttelte sie den Kopf. „Gib dir keine Mühe, mich noch einmal zu betrügen. Das ist nun vorbei."

Sie war in ihr Schlafzimmer getreten und hatte den Brief an sich genommen, den sie vorhin auf dem Tische hatte liegen lassen. Mit den Augen eines Luchses war Bendheim jeder ihrer Bewegungen gefolgt, und nun vertrat er ihr den Weg. „Was für ein Brief ist das, Dagmar? Du hast schon an Vollmar geschrieben?"

„Gewiß."

„Und was steht in dem Brief?"

„Es steht darin, daß er in Gefahr gewesen ist, das Opfer eines abscheulichen Gaunerstreiches zu werden. Alles übrige kann dir gleichgültig sein."

„Und du glaubst, daß ich dir erlauben werde, diesen unsinnigen Brief abzuschicken?"

„Ich möchte wohl wissen, mit welchem Recht du es mir verbieten wolltest."

„Mit dem Recht, das ich als dein natürlicher Beschützer über dich habe."

Sie maß ihn mit einem Blick voll unsäglicher Verachtung. „Mein Beschützer — du?"

„Nun denn meinetwegen auch nur mit dem Rechte eines Menschen mit gesunden Sinnen. Denn ich wiederhole dir, es ist offenbarer Wahnsinn, was du da zu tun beabsichtigt hast. Du wirst mir morgen selbst Dank dafür wissen, daß ich es vereitelt habe."

„Aber du wirst es nicht vereiteln, verlaß dich darauf."

Sie machte Miene, an ihm vorüber den Ausgang zum Korridor zu gewinnen, aber er stellte sich ihr noch einmal entgegen.

„Höre mich an, Dagmar! Laß uns die Dinge nicht bis zum Äußersten treiben. Ich sage dir, daß dieser Brief nicht abgeschickt werden darf — wenigstens nicht, ehe ich von seinem Inhalt Kenntnis genommen. Gib ihn mir also, damit ich ihn lese."

Dagmar lachte schneidend auf und legte die Hand, auf die seine gierigen Blicke unverwandt gerichtet waren, auf den Rücken. „Nichts weiter als das? Es ist wahrhaftig zum Lachen. — Aber nun laß mich hinaus."

Die Adern an seinen Schläfen schwollen hoch auf. „Nicht von der Stelle! Und wenn du den Brief nicht gutwillig hergeben willst — —"

Mit einer raschen Bewegung hatte er sich auf sie stürzen wollen, um ihr den Brief zu entreißen, aber sie hatte seine Absicht rechtzeitig erkannt, und mit einem gellenden Aufschrei flüchtete sie in das Zimmer zurück bis an den Schreibtisch in der Fensterecke. Blitzschnell griff sie nach dem haarscharf geschliffenen, dolchartigen

Papiermesser, auf das ihre nach einer Verteidigungswaffe suchenden Augen gefallen waren.

„Rühre mich nicht an, oder ich steche dich nieder!“

Er war beim Anblick des blinkenden Stahls entsetzt stehen geblieben. Der Ausdruck ihres Gesichts mochte ihn fürchten lassen, daß es ihr furchtbarster Ernst mit ihrer Drohung sei.

Da erklang hinter ihm eine Stimme: „Haben das gnädige Fräulein vielleicht gerufen?“

Er fuhr herum und sah in das verblüffte Gesicht des Stubenmädchens, das mit großen, verwunderten Augen in der offenen Tür stand, ersichtlich aufs äußerste bestürzt beim Anblick der sonderbaren Situation, in der sie die beiden gefunden.

„Was fällt Ihnen ein?“ herrschte er sie an. „Niemand hat Sie gerufen. Wenn ich Sie noch einmal dabei ertappe, daß Sie an den Türen horchen, verlasse ich auf der Stelle das Haus.“

Das Mädchen zauderte noch, sich zu entfernen. Sie erwartete vielleicht, daß auch Dagmar etwas sagen würde. Da diese aber regungslos wie eine Statue in ihrer abwehrenden Stellung verharrte, hielt sie es für angezeigt, sich zurückzuziehen.

Ewald v. Bendheim ging zur Tür und schob den Riegel vor. Dann kehrte er an den Schreibtisch zurück.

„Da siehst du, was du mit deinem theatralischen Gebaren angerichtet hast. Jetzt wird man sich natürlich hier im Hause erzählen, daß es Mord und Totschlag zwischen uns gäbe. Aber vielleicht ist dir's ernst gewesen. Vielleicht hättest du wirklich Lust, mich aus dem Wege zu räumen. Nur zu — ich werde mich nicht verteidigen, denn wenn du auf deinem unsinnigen Vorhaben beharrst, bin ich ohnedies ruiniert, und das Leben hat jeden Wert für mich verloren.“

Mit einem Ausruf des Ekels schleuderte Dagmar das Papiermesser von sich, daß es in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers klirrend auf den Fußboden aufschlug. In dem Moment aber, da sie ihm wehrlos gegenüberstand, warf sich ihr Stiefvater über sie, um den Brief, den sie noch immer in der Linken hielt, an sich zu reißen.

„Gib mir den Brief zurück," keuchte sie, „du Dieb!"

Er versuchte, sie von sich abzuwehren, aber sie umklammerte mit beiden Händen seinen Arm, und er mußte förmlich mit ihr ringen, um sich zu befreien. Sie war stärker, als er es vermutet hatte. Und plötzlich, als sie sah, daß sie doch die Unterliegende sein würde, schlug sie ihn in dem Übermaß ihrer leidenschaftlichen Erregung mit der geballten Faust ins Gesicht.

Bendheim stieß unwillkürlich einen Schmerzensruf aus und schleuderte sie dann mit aller Kraft so brutal zurück, daß sie strauchelte und schwer zu Boden stürzte, im Fallen einen der Sessel mit sich reißend.

„Du bist von Sinnen," zischte er. „Man muß dich behandeln wie eine wilde Katze."

Dagmar erwiderte kein Wort. Langsam richtete sie sich auf und sah mit wirrem Blick umher. Als sie gewahrte, daß er ihren Brief in Stücke riß, schrie sie schmerzlich auf und griff sich mit beiden Händen in das Haar. „O, die Schmach —" stöhnte sie, „die Schmach!"

Dann, als er Miene machte, sich ihr aufs neue zu nähern, floh sie in das Nebenzimmer, dessen Tür sie hinter sich verschloß, noch ehe er seine Hand auf den Drücker gelegt.

Umsonst bat er sie, ihm zu öffnen, da sie nichts mehr von ihm zu fürchten habe.

Er hörte, wie sie ihren Kleiderschrank aufriß, und

noch ehe er mit sich ins reine gekommen war, was er weiter zu tun habe, vernahm er das heftige Zuschlagen der Tür, die auf den Gang des Treppenhauses führte. Einen Augenblick dachte er daran, ihr zu folgen und sie gewaltsam zurückzureißen, aber er mußte sich sagen, daß er damit der Dienerschaft und den übrigen Bewohnern des Hauses wahrscheinlich nur das willkommene Schauspiel eines öffentlichen Skandals geboten hätte. So ergab er sich zähneknirschend in das Unabänderliche. Vom Fenster aus sah er dann eben noch, wie Dagmar, die den langen Regenmantel über ihr weißes Kleid gezogen hatte, mit raschen Schritten durch den Garten eilte, und schon nach wenigen Sekunden war sie in der Richtung gegen die Häuser des Badeortes hin verschwunden.

Elftes Kapitel.

Rudolf v. Rinckleben saß im Lesezimmer des Strandhotels, als ihm der Kellner meldete, daß eine Dame ihn zu sprechen wünsche. Er war keinen Augenblick darüber im ungewissen, daß es nur Dagmar sein könne, und eilte unverzüglich hinaus, wo sie ihn erwartete.

Das Wort der Begrüßung, mit dem er sie hatte anreden wollen, blieb ihm in der Kehle stecken beim Anblick der in einen langen Regenmantel gehüllten Mädchengestalt, die wie in äußerster Erschöpfung an dem Wandpfeiler lehnte.

„Verzeihen Sie, Herr Rechtsanwalt, daß ich Sie belästige," sagte sie leise. „Können Sie mir für wenige Augenblicke Gehör schenken?"

„Ich bin selbstverständlich ganz zu Ihrer Verfügung, mein gnädiges Fräulein," versicherte er in einem Tone, der sie an seiner Bereitwilligkeit nicht zweifeln lassen

konnte. „Ich sehe, daß das Damenzimmer augenblicklich leer ist. Vielleicht haben Sie die Güte, hier einzutreten."

Sie ging vor ihm her mit müden, schwerfälligen Bewegungen. Dem Mitleid, das er mit ihr fühlte, mischte sich jetzt eine sehr empfindliche Regung der Reue bei.

Dagmar hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen, den er ihr zugeschoben, und indem sie auf ihre müden, im Schoße liegenden Hände herabblickte, sagte sie, noch ehe er eine Frage an sie gerichtet hatte, mit hastiger, aber kaum vernehmlicher Stimme: „Ich habe meinen Stiefvater verlassen und weiß nicht, wohin ich mich wenden soll. Ich kenne hier niemand, dem ich mich anvertrauen dürfte, und ich bin auch ohne Mittel. Wären wir in Berlin oder in einer anderen Großstadt, so hätte ich ja etwas von meinen Schmucksachen verkaufen können, hier aber bin ich ganz ratlos. Ich würde Ihnen daher dankbar sein, wenn Sie mir zunächst irgend ein Unterkommen verschaffen und mir behilflich sein würden, morgen nach dem Festlande zu gelangen."

Rinckleben war auf nichts weniger vorbereitet gewesen als auf ein solches Ansinnen. Aber als ein wohlerzogener und taktvoller Mann fand er sofort die geeignete Form, sie zu beruhigen, ohne dabei ihr Zartgefühl zu verletzen. „Es macht mich glücklich, Ihnen einen so geringfügigen Dienst erweisen zu dürfen, mein gnädiges Fräulein," sagte er so leichthin, als ob er durchaus nichts Ungewöhnliches in ihrer Bitte gefunden hätte. „Wenn Sie gestatten, werde ich sogleich mit dem Geschäftsführer des Hotels Rücksprache nehmen, da Sie meiner Ansicht nach hier sehr gut aufgehoben sein würden. Das Schiff geht morgen erst gegen Mittag ab, und so werden wir noch Zeit genug haben, uns wegen Ihrer Abreise zu besprechen."

Dagmar dankte ihm nicht, aber als er sich erhob, um seiner Erklärung gemäß zu handeln, hielt sie ihn zurück. „Nur einen Augenblick noch! Sie haben nicht alles gehört, um was ich Sie bitten wollte. Es muß auch noch an diesem Abend ein Telegramm an Herrn Vollmar aufgegeben werden, aber ich fühle mich nicht im stande, es selbst zu tun. Würden Sie die Güte haben, ihm statt meiner zu telegraphieren?"

„Wenn Sie es für notwendig halten, gewiß, mein Fräulein. Wollen Sie nur die Freundlichkeit haben, mir zu sagen, was ich ihm depeschieren soll."

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Es wurde ihr offenbar schwer, ihre Gedanken zusammenzuhalten. „Ich hatte ihm einen Brief geschrieben," sagte sie, „aber er ist leider vernichtet worden. Ich habe nicht die Kraft, ihn noch einmal zu schreiben."

„Glauben Sie nicht, daß es auch morgen noch früh genug wäre, ihm die Mitteilungen zugehen zu lassen, die Sie ihm machen wollen? Sie werden sich dann jedenfalls wohler und frischer fühlen."

Sie schüttelte entschieden den Kopf. „Nein, es muß heute noch sein, so bald als irgend möglich. Es bedarf ja auch nur weniger Worte."

Rinckleben hatte sein Notizbuch aus der Tasche genommen. „Dann bitte ich, mir den Inhalt des Telegramms zu diktieren."

Mit einem verzweifelten, hilfeflehenden Blick richteten sich ihre Augen auf sein Gesicht. „Das ist es ja, daß ich nicht fähig bin, es in Worte zu fassen. Als Rechtsanwalt werden Sie gewiß die geeignete Form finden. Es handelt sich darum, Ihren Freund zu benachrichtigen, daß er in der Erbschaftsangelegenheit nichts unternehmen darf, und daß er nicht hierher zurückkehren soll, ehe er einen Brief von mir erhalten. Am besten frei-

lich wäre es, wenn er aus dem Telegramm zugleich ersehen könnte, daß ich die Verlobung mit ihm aufzuheben wünsche."

„Dieses letztere wenigstens müssen Sie mir unter allen Umständen erlassen, mein Fräulein. Es ist weder für Vollmar noch für Sie etwas damit verloren, wenn Sie eine so folgenschwere Entschließung bis auf morgen verschieben."

„Meine Entschließung ist längst gefaßt, Herr Rechtsanwalt. Ich sagte Ihnen doch, daß ich es Herrn Vollmar bereits geschrieben hatte."

„So gestatten Sie mir, die zufällige Vernichtung dieses Briefes als einen Wink der Vorsehung zu betrachten, den ich nicht unberücksichtigt lassen möchte."

„Aber das andere werden Sie ihm doch unverzüglich telegraphieren?"

„Gewiß — noch in dieser Stunde, sobald ich darüber beruhigt bin, daß Sie hier zu Ihrer Zufriedenheit untergebracht sind."

Jetzt hinderte Dagmar ihn nicht mehr, hinauszugehen und sich mit dem Oberkellner ihretwegen zu verständigen. Der Mann mußte von Rinckleben wohl in geeigneter Weise instruiert worden sein, da er Dagmar gegenüber nicht die geringste Verwunderung über den Mangel irgendwelchen Gepäcks an den Tag legte, sie vielmehr mit ausgesuchter Zuvorkommenheit in ein hübsches Zimmer des ersten Stockwerks geleitete.

„Ich werde dem gnädigen Fräulein sogleich das Stubenmädchen schicken," sagte er, diskret auf der Schwelle stehen bleibend. „Die Eintragung in das Fremdenbuch hat ja Zeit bis morgen früh."

Dagmar hatte gar nicht gehört, was er gesagt hatte. Wie geistesabwesend stand sie mitten im Zimmer und ließ ihre Augen, die seltsam starr und ausdruckslos

waren, von einer Stelle zur anderen schweifen. So fand sie auch noch das Stubenmädchen, das fünf Minuten später erschien, um sich nach ihren Wünschen zu erkundigen.

„Ich habe keine Wünsche. Ich will nur allein sein. Man darf niemand zu mir lassen — hören Sie, niemand!"

Verwundert zog sich das Mädchen zurück.

„Mit der ist es nicht ganz richtig," sagte sie zu dem Zimmerkellner, der ihr draußen begegnete. „Sie sieht aus, als wenn sie eine schwere Krankheit bekäme, oder als ob sie etwas Schreckliches auf dem Gewissen hätte." — —

Unterdessen ging Rinckleben mit sich zu Rate, in welcher Form er sein gegebenes Versprechen einlösen sollte. Das Resultat dieses Nachdenkens war, daß er auf das Telegraphenamt ging, um Herbert Vollmar folgendes zu depeschieren: „Kehre unverzüglich hierher zurück, ohne in der bewußten Angelegenheit irgend etwas zu tun. Deine Anwesenheit hier ist dringend erforderlich. Rinckleben."

Dann machte er noch einen langen, einsamen Spaziergang am Strande, währenddessen sich seine Gedanken unausgesetzt mit dem schönen Mädchen beschäftigten, zu dessen Beschützer ihn der Zufall so unvermutet gemacht. Er konnte nicht mit sich ins reine kommen über dies sonderbare Wesen. Daß sie auf seine Mitteilungen hin wirklich fast auf der Stelle den Entschluß gefaßt hatte, ihr Verlöbnis mit Vollmar, über dessen Reichtum sie sich offenbar einer Täuschung hingegeben, aufzulösen, mußte ihn ja gegen sie einnehmen, aber ihre Verstörtheit, ihr unglückliches Aussehen und diese seltsame Flucht vor ihrem Stiefvater machten ihn wieder irre.

Er fand in dieser Nacht nur wenig Schlaf und war

schon ziemlich frühzeitig am nächsten Morgen in den Kleidern. Auf seine Erkundigung nach Fräulein Holnstein wurde ihm der Bescheid, daß die Dame bis jetzt noch nichts habe von sich hören lassen. Da es viel zu früh war, als daß er sich schicklicherweise nach ihrem Befinden oder nach ihren Wünschen hätte erkundigen können, so verließ er das Hotel, um sein Morgenbad zu nehmen und dann noch eine Weile am Strande auf und ab zu schlendern.

Als er eine Stunde später wieder in die Straße einbog, an deren Ende das Strandhotel lag, stieß er auf den Badedirektor, einen ehemaligen Offizier, den er von früher her oberflächlich kannte.

Der Mann erwiderte seinen Gruß, aber er befand sich ersichtlich in solcher Aufregung, daß Rinckleben sich nicht enthalten konnte, ihn zu fragen, ob vielleicht etwas Besonderes passiert sei.

„Leider ja, Herr v. Rinckleben. Ich brauche Ihnen kein Geheimnis daraus zu machen, denn binnen kurzem wird ja alle Welt es wissen. Es ist etwas Gräßliches vorgefallen, etwas, das uns die ganze Saison verderben kann — denken Sie nur: ein Mord!"

„Ist's möglich? Hier in diesem idyllischen Erdenwinkel? Unter der eingeborenen Bevölkerung natürlich?"

„Nein, das ist ja das schlimmste. Es ist ein Badegast ermordet worden — in seinem Zimmer, ein Herr Holnstein, der in der Villa Rothe wohnte."

In höchster Betroffenheit blieb Rinckleben stehen und packte ihn am Arm. „Mann, reden Sie die Wahrheit? Ist da kein Irrtum und keine Personenverwechslung möglich?"

Der andere schüttelte den Kopf. „Ich komme eben aus der Villa und habe den Toten selbst gesehen. Der Zimmerkellner hat ihn heute früh in einer großen Blut-

lache auf dem Fußboden seines Zimmers gefunden. Unser Badearzt, der zuerst gerufen wurde, ist der Meinung, daß das Verbrechen schon gestern abend verübt worden ist."

„Aber muß es denn notwendig ein Verbrechen gewesen sein? Kann nicht ebensowohl ein Selbstmord vorliegen?"

„Die Möglichkeit ist nicht ganz von der Hand zu weisen, aber der Befund macht die Annahme wenig wahrscheinlich."

„Hat man schon einen Verdacht hinsichtlich des Täters?"

„Bis jetzt nicht, aber von einer ordentlichen Untersuchung konnte in dieser kurzen Zeit noch gar nicht die Rede sein. Die Leute in der Villa haben begreiflicherweise samt und sonders den Kopf verloren, und dem Amtsvorsteher, dem die ersten Recherchen obliegen, ist ein solcher Fall in seiner Praxis glücklicherweise noch nicht vorgekommen. Zufällig befindet sich ein Kriminalkommissär hier als Badegast. Er hat telegraphisch die Ermächtigung nachgesucht, amtlich einzuschreiten. Eine eigentliche Untersuchungskommission aber werden wir erst im Laufe des Tages erwarten dürfen."

„Es ist entsetzlich!" stöhnte Rinckleben, dem die tiefe Bewegung deutlich auf dem Gesicht geschrieben stand.

„Die Neuigkeit scheint Sie sehr erschüttert zu haben. Kannten Sie denn den Ermordeten?"

„Ihn selber — kaum, aber er hat eine Tochter, die —"

„Jawohl, eine Tochter, die seit gestern abend spurlos verschwunden ist."

„Sie ist nicht verschwunden, sondern sie befindet sich im Strandhotel."

Der andere horchte interessiert auf. „So? Wissen Sie das ganz gewiß?"

„Ich muß es wohl wissen, da ich selbst das Zimmer für die junge Dame bestellt habe."

„Dann werden Sie es nun wohl auch unternehmen, sie von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen?"

„Eine traurige Pflicht, aber ich werde es auf der Stelle tun."

„Dann sorgen Sie vielleicht auch dafür, daß Fräulein Holnstein das Hotel vorläufig nicht verläßt. Ich glaube, man hat ein großes Interesse daran, sie über verschiedene wichtige Punkte zu befragen."

„Das ist selbstverständlich. Ich vermute sogar, daß die Dame sich aus eigenem Antrieb sofort nach der Villa Rothe begeben wird. Mir kommt es natürlich nicht zu, ihr darüber oder in anderer Hinsicht irgendwelche Vorschriften zu machen."

Der Badedirektor verabschiedete sich eilig von seinem Begleiter, und Rinckleben ging schweren Herzens ins Strandhotel zurück.

Er erkundigte sich beim Zimmerkellner, ob Dagmar schon nach ihm gefragt hätte, und da er eine verneinende Antwort erhielt, ließ er sie benachrichtigen, daß er sie so bald als möglich zu sprechen wünsche.

Aber er mußte sich fast noch eine halbe Stunde gedulden, ehe sie kam. Als sie das Lesezimmer betrat, wo Rinckleben in peinlichster Ungeduld ihrer harrte, sah sie fast noch elender aus als gestern.

Er trat sofort auf sie zu und reichte ihr die Hand. „Darf ich fragen, wie Sie sich befinden, Fräulein Holnstein? Ich hoffe, daß Sie sich von Ihren gestrigen Aufregungen erholt haben."

„Ich fühle mich ganz gut," sagte sie hastig. „Sie wollten mich sprechen?"

Er schob ihr einen Lederfessel zu. „Ja, mein gnädiges Fräulein. Aber nehmen Sie, bitte, vor allem

Platz. Ich habe Ihnen eine — eine leider recht unangenehme Mitteilung zu machen."

„So hat Herbert bereits geantwortet?" fragte sie rasch.

„Er hat nicht geantwortet, und das war auch wohl kaum möglich. Meine Nachricht betrifft nicht ihn, sondern Herrn Holnstein, Ihren Stiefvater."

„Ach — ihn!" machte sie in sichtlicher Enttäuschung. „Lassen Sie uns nicht von ihm sprechen — ich bitte Sie darum."

„Aber es ist leider unerläßlich. Ihrem Stiefvater ist ein Unfall zugestoßen, Fräulein Holnstein. Er ist krank — sehr krank sogar."

Auch diese Mitteilung schien wenig Eindruck auf sie zu machen. „Ich werde trotzdem nicht zu ihm zurückgehen," erklärte sie. „Wenn er der Pflege bedarf, muß sie ein anderer übernehmen. Ich kann ihn nicht sehen."

Ihre scheinbare Lieblosigkeit weckte in Rinckleben wieder die ungünstigen Vorurteile, die der Eindruck ihrer holden Persönlichkeit zurückgedrängt hatte. Er kam mit der furchtbaren Enthüllung deshalb schneller und weniger schonend heraus, als er es ursprünglich beabsichtigt hatte. „Es handelt sich nicht mehr darum, wer ihn pflegen soll, denn er bedarf keiner Pflege mehr — er ist tot."

„Tot?" Sie wiederholte das inhaltsschwere Wort, ohne sich anscheinend sogleich seiner ganzen Tragweite bewußt zu werden. „Aber wie sollte das möglich sein? Er befand sich doch gestern bei voller Gesundheit."

„Ich sagte Ihnen schon, daß er das Opfer eines Unfalls geworden ist — vielleicht eines Verbrechens. Denn die Vermutung liegt nahe, daß er ermordet wurde."

Sie sah ihn starr an. Nun endlich schien ihr das Bewußtsein von der Furchtbarkeit dessen zu kommen,

was sie da hörte. „Ermordet? Nein, sagen Sie, daß das nicht wahr ist. Wer sollte denn so etwas getan haben?"

Rinckleben wollte ihr antworten, aber in diesem Augenblick wurde die Tür des Lesezimmers geöffnet. Ein Herr in dunkler Kleidung, aber von ausgesprochen militärischer Haltung trat über die Schwelle und mit einer leichten Verbeugung auf Rudolf zu. „Kronold, königlicher Kriminalkommissär," sagte er, sich vorstellend. „Habe ich die Ehre mit Herrn Rechtsanwalt Doktor v. Rinckleben?"

„Ich bin es."

„Der Herr Badedirektor hat mir gesagt, daß ich von Ihnen Auskunft über den Aufenthalt des Fräuleins Holnstein erhalten würde. Sollte vielleicht diese Dame —?"

Er hatte es halblaut mit einer Kopfbewegung gegen Dagmar hin gesagt, und Rinckleben zögerte nicht, seine Vermutung zu bestätigen. „Diese Dame ist Fräulein Holnstein."

Der Kommissär verbeugte sich vor Dagmar und sagte: „Ich nehme an, mein Fräulein, daß Sie von dem Vorgefallenen bereits unterrichtet sind. Erlauben Sie mir deshalb, Ihnen mein tiefstes Beileid auszusprechen. In meiner Eigenschaft als Beamter aber darf ich leider nicht die Rücksicht üben, auf die Sie als Tochter eigentlich vollen Anspruch haben. Wir brauchen durchaus eine Reihe von Auskünften, die uns hier niemand außer Ihnen zu geben vermag. Und da es für uns jetzt kein dringenderes Interesse gibt als die Ermittlung des Täters, so muß ich Sie bitten, mir zum Zweck Ihrer Vernehmung sogleich in die Villa Rothe zu folgen."

Dagmar hatte ihn angehört, vielleicht ohne mehr als die Hälfte zu verstehen. Aber als er die Villa Rothe erwähnte, schauerte sie zusammen. „Muß ich wirklich

dahin zurückkehren? Kann man mich nicht auch hier oder an einem anderen Orte befragen?"

„Das ist leider unmöglich, mein Fräulein," beharrte der Beamte mit einer Entschiedenheit, die eigentlich schon nicht mehr innerhalb der Grenzen der Höflichkeit lag. „Ich möchte Sie dringend ersuchen, uns keine Schwierigkeiten zu bereiten, da in solchen Fällen der Verlust einer Minute nur zu oft nicht wieder eingebracht werden kann."

Sein Auftreten und der energische Ausdruck seines Gesichts schüchterten Dagmar ein. Mit einem hilfeflehenden Blick wandte sie sich an Rinckleben. „Muß ich mit diesem Herrn gehen? Können Sie mich nicht wenigstens begleiten?"

„Ich denke, daß der Herr Kommissär dagegen nichts einzuwenden haben wird," erwiderte Rudolf, der sich über das seltsame Benehmen des Beamten ärgerte. „Vielleicht kann ja auch ich einige Auskünfte von Bedeutung geben."

„In diesem Fall kann es mir selbstverständlich nur erwünscht sein, wenn Sie sich uns anschließen. Aber ohne Aufenthalt — wenn ich bitten darf. Wir dürfen die Zeit wirklich nicht vergeuden."

Zwölftes Kapitel.

Die Menschenmenge, die sich vor dem Gartengitter der Villa Rothe angesammelt hatte, lieferte den Beweis, mit welcher Schnelligkeit das Gerücht von dem mutmaßlichen Morde sich in dem Badeort verbreitet hatte. Die beiden Gendarmen, welche die gesamte bewaffnete Polizeimacht repräsentierten, hatten genug zu tun, um Unberufenen den Eintritt zu wehren. Dem Beamten und seiner Begleiterin gaben sie natürlich ohne weiteres

den Weg frei, und auch Rinckleben fand Einlaß, als der Kriminalkommissär sich gewissermaßen für seine Berechtigung verbürgt hatte.

Es bereitete dem Rechtsanwalt das peinlichste Unbehagen, als er die Bemerkungen über Dagmar anhören mußte, die unter dem neugierigen Publikum laut wurden. Sie selbst aber hatte davon offenbar nichts gehört, oder es war ihr doch vollkommen gleichgültig, denn in ihrem starren weißen Gesicht veränderte sich keine Linie; nur ihre Augen schweiften über die Menge hinweg zu den offenen Fenstern im ersten Stockwerk empor, an denen sie mit einem Ausdruck des Entsetzens haften blieben, als sie zwischen ihren beiden Begleitern den Garten durchschritt. Während Rinckleben einstweilen in das Bureau der Besitzerin eintreten mußte, führte der Kommissär Dagmar in den zu ebener Erde gelegenen Empfangssalon, der seit diesem Morgen in ein improvisiertes Verhörzimmer umgewandelt worden war.

Hier befand sich der Amtsvorsteher, dem bis zum Eintreffen einer Gerichtskommission die Vornahme der ersten Erhebungen oblag. Als ihm der Kommissär den Namen des jungen Mädchens genannt hatte, begrüßte er sie mit einer sehr gemessenen Verbeugung.

„Sie sind von einem schweren Verlust betroffen worden, mein Fräulein. Ich hoffe, daß man Ihnen die traurige Mitteilung in möglichst schonender Form gemacht hat. Leider ist es meine Pflicht, Sie mit einer Reihe von Fragen zu behelligen, auf die wir im Interesse der Untersuchung so schnell als möglich Antwort haben müssen. Fühlen Sie sich stark genug, mir Auskunft zu erteilen?“

Dagmar, die noch immer keine Tränen hatte, nickte mechanisch. „Fragen Sie,“ sagte sie leise.

„Zuvor aber werden Sie wahrscheinlich den Wunsch

haben, den Verstorbenen zu sehen. Es steht der Erfüllung selbstverständlich nichts im Wege."

Mit einer Gebärde des Schreckens erhob Dagmar abwehrend die Hand. „Nein — nein — nein! Ich will ihn nicht sehen — ich kann nicht — lieber würde ich sterben."

Der Amtsvorsteher und der Kommissär wechselten einen raschen Blick.

Dann deutete der erstere auf einen Stuhl. „So nehmen Sie gefälligst Platz, Fräulein Holnstein. Sie haben also gehört, daß Ihr Herr Vater eines gewaltsamen Todes gestorben ist, und daß alle Umstände für die Annahme eines Verbrechens sprechen. Hegen Sie hinsichtlich der Täterschaft gegen irgend jemand einen Verdacht?"

„Nein."

„Ich höre, daß der Verstorbene nicht Ihr leiblicher Vater war, sondern der zweite Gemahl Ihrer Mutter. Da Sie aber seinen Namen tragen, so hatte er Sie wahrscheinlich adoptiert?"

„Nein. Und ich trage auch gar nicht seinen Namen. Er hatte sich hier unter dem meinigen gemeldet, in Wahrheit heißt er Ewald v. Bendheim."

„Welche Veranlassung hatte er denn, seinen wirklichen Namen zu verschweigen?"

„Das weiß ich nicht. Jedenfalls kann ich in diesem Augenblick keine Auskunft darüber geben."

„Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, mein Fräulein, daß Ihnen in Ihrer Eigenschaft als Zeugin gar nicht das Recht zustehen würde, irgendwelche Auskünfte, die zu geben Sie im stande sind, zu verweigern. Aber wir können ja einstweilen über diese Falschmeldung hinweggehen. Wann haben Sie Ihren Stiefvater zuletzt gesehen?"

„Gestern abend."

„Um welche Zeit?"

„Das kann ich nicht sagen."

„Aber Sie werden es doch wenigstens ungefähr angeben können?"

Dagmar dachte nach, aber dann schüttelte sie doch wieder den Kopf. „Nein, ich weiß es nicht. Ich habe wirklich nicht auf die Stunde geachtet."

„Nun, das wird sich ja vielleicht auch auf andere Weise feststellen lassen. Sie sind während dieser Nacht nicht in der Villa Rothe gewesen?"

„Nein."

„Welche Ursache hatten Sie, im Strandhotel Wohnung zu nehmen?"

„Ich war entschlossen, meinen Stiefvater zu verlassen, und wollte nicht eine Stunde länger mit ihm zusammenleben."

„Sie hatten sich also mit ihm entzweit?"

„Ja."

„Es ist demnach richtig, wenn die Dienstboten dieses Hauses von heftigen Streitigkeiten zu erzählen wissen, die zwischen Ihnen und Ihrem Stiefvater stattgefunden haben?"

„Ich leugne nicht, daß es wahr ist."

„Von Streitigkeiten, die gestern sogar bis zu Tätlichkeiten ausgeartet sind?"

Dagmar schwieg.

„Ich begreife, daß es Ihnen peinlich ist, davon zu sprechen, aber ich kann es Ihnen nicht erlassen. Eines der Stubenmädchen hat bekundet, Sie gestern gegen Abend in einer sehr bedenklichen Situation Ihrem Stiefvater gegenüber überrascht zu haben. Sie sollen ihm mit einem Dolche in der Hand gegenübergestanden haben."

„Es ist die Wahrheit."

„Und wie kamen Sie dazu? Wollte er Ihnen denn ein Leid zufügen?"

„Er wollte mir mit Gewalt einen Brief entreißen, auf den er keinen Anspruch hatte."

„Aber man greift deshalb doch nicht gleich zu so verzweifelten Abwehrmitteln. Hatten Sie denn wirklich die Absicht, sich mit dem Dolche zu verteidigen?"

„Ich weiß es nicht mehr, aber ich glaube wohl, daß ich in jenem Augenblick eine solche Absicht hatte."

„Sie wurden durch das Mädchen überrascht. Als dasselbe sich dann auf Geheiß Ihres Stiefvaters zurückgezogen hatte, was hat sich da weiter zwischen Ihnen zugetragen?"

„Es gelang meinem Stiefvater doch, mir mit Gewalt den Brief zu entreißen. Und ich flüchtete mich darauf erst in mein Schlafzimmer und dann aus dem Hause."

„Wenn ich Sie recht verstehe, hat es also einen förmlichen Kampf zwischen Ihnen gegeben?"

„So kann man es wohl nicht nennen. Er war ja viel stärker als ich."

„Aber Sie haben sich doch gegen seine Absicht gesträubt. Hatten Sie dabei denn das Dolchmesser noch immer in der Hand?"

„Nein. Ich hatte es fortgeworfen."

„Erinnern Sie sich dessen ganz genau?"

Dagmar schien für einen Augenblick wirklich zweifelhaft zu sein, und erst nach sekundenlangem Zaudern bestätigte sie ihre erste Erklärung. „Ich hatte es fortgeworfen, das weiß ich ganz bestimmt. Aber ich glaube allerdings, daß ich ihn mit der Hand ins Gesicht geschlagen habe."

„Andere Bewohner der Villa haben ausgesagt, daß sie zu der Zeit, da dieses Ringen zwischen Ihnen und

Ihrem Stiefvater stattgefunden haben muß, ein Gepolter wie von dem Niederfallen eines menschlichen Körpers aus dem von Ihnen bewohnten Zimmer gehört hätten. Wie können Sie mir das erklären?"

„Mein Stiefvater hatte mich zurückgestoßen, und ich fiel zu Boden."

„Sie waren es, die niederstürzte, nicht er? Sie wollen auch das mit aller Bestimmtheit aufrecht erhalten?"

Dagmar nickte. Die Unveränderlichkeit ihrer Züge mußte vermuten lassen, daß sie sich der Bedeutung dieses Verhörs noch gar nicht bewußt geworden war. Es war nicht die geringste Angst oder Unruhe in ihrem Wesen, und sie beantwortete die an sie gerichteten Fragen immer in demselben leisen Ton.

Der Kommissär, der neben dem Amtsvorsteher am Tische Platz genommen hatte, flüsterte ihm etwas zu. Der andere richtete an Dagmar die Frage: „Das alles geschah also wegen des Briefes, den Sie Ihrem Stiefvater vorenthalten wollten? Nun aber haben wir hier eine Zeugenaussage, welche beweist, daß die gestrige heftige Auseinandersetzung nicht die erste zwischen Ihnen und ihm gewesen ist. Auch am Abend vorher soll bereits eine ähnliche Szene stattgefunden haben. Man hörte durch die halbgeschlossene Tür ein heftiges Zanken, und dasselbe Stubenmädchen, dessen Angaben Sie soeben als richtig bestätigt haben, will eine Äußerung Ihres Stiefvaters aufgefangen haben, die etwa dahin lautete, daß seine Person Ihrem Glücke nicht weiter im Wege sein solle. Ist diese Äußerung wirklich gefallen?"

„Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, aber es ist wohl möglich, daß es geschah."

„Und können Sie mir auch sagen, welche Bewandtnis es damit hatte? Inwiefern stand denn Herr v. Bendheim Ihrem Glücke im Wege?"

Dagmar blieb stumm, erst als der Amtsvorsteher die Frage noch eindringlicher wiederholte, erklärte sie: „Das werde ich Ihnen nicht sagen; denn es hat nichts mit seiner Ermordung zu schaffen."

„Das zu beurteilen, sollten Sie doch lieber uns überlassen, mein Fräulein. Ich glaube nicht, daß Sie durch ein Verschweigen sich selbst einen Dienst erweisen. Aber wir können Ihnen ja Zeit lassen, sich das zu überlegen. Nur eine andere Frage noch: Sie sagten, daß Sie nach dem Kampf mit Ihrem Stiefvater die Flucht ergriffen hätten. Wie ist es denn zu erklären, daß er gar keinen Versuch machte, Sie zu verfolgen? Denn er war doch wohl nicht damit einverstanden, daß Sie ihn verließen."

„Ich hatte die Tür meines Schlafzimmers hinter mir verriegelt und ließ ihn nicht ein."

„Aber er hätte Ihnen doch auf der Treppe den Weg abschneiden können; warum hat er es nicht getan?"

„Das weiß ich nicht. Wahrscheinlich wußte er, daß es ihm doch nicht gelungen sein würde, mich zu halten."

„Man könnte es vielleicht auch damit erklären, daß er überhaupt nicht mehr im stande war, sein Zimmer zu verlassen."

Der Amtsvorsteher hatte es in einem plötzlich veränderten, sehr scharfen Ton gesagt, und er hatte sich dem Anschein nach eine bedeutende Wirkung davon versprochen.

Aber Dagmar schlug ihre großen, glühenden Augen voll zu ihm auf und sagte: „Ich weiß nicht, wie das gemeint ist. Weshalb hätte er denn dazu nicht mehr im stande sein sollen?"

Ihre wirkliche oder mit so großem Geschick erheuchelte Unbefangenheit brachte das Vertrauen des Amtsvorstehers in seine kriminelle Geschicklichkeit wohl wieder ins Wanken, denn er vermied es, auf ihre letzte Frage

zu antworten, und ging, nachdem er ein paar Sekunden lang in den vor ihm liegenden Protokollen geblättert hatte, auf einen anderen Punkt über.

„Sie sagen, daß Sie gegen niemand einen Verdacht hegen. Ist Ihnen auch nicht bekannt, ob Ihr Stiefvater einen Feind hatte, oder ob er mit irgend jemand in Unfrieden lebte?"

„Nein, mir ist nichts derart bekannt."

„Aber Sie werden mir doch sagen können, mit wem er hier verkehrte?"

Dagmar legte wieder die Hand an die Stirn. Es wurde ihr offenbar mit jeder Sekunde schwerer, ihre Gedanken auch nur so weit zusammenzuhalten, daß sie über die einfachsten und nächstliegenden Dinge Auskunft zu geben vermochte.

„Der Konsul Lüders war sein Freund. Mit ihm war er täglich zusammen."

„Aber dieser Herr kommt Ihrer Meinung nach für die Täterschaft nicht in Frage?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Und sonst können Sie uns keinen Namen nennen?"

„Nein — wenigstens nicht in diesem Augenblick. Vielleicht fällt mir noch der eine oder der andere ein. Aber das hätte wohl keine Bedeutung, denn von diesen Herren war sicherlich keiner eines solchen Verbrechens fähig."

„Und können Sie mir nicht irgend eine andere Angabe machen, die geeignet wäre, uns auf die richtige Spur zu führen? Ich bitte Sie dringend, mein Fräulein, denken Sie ein wenig nach. Vielleicht fällt Ihnen doch etwas ein."

Sie blickte eine kleine Weile starr vor sich hin, dann sagte sie: „Alles, auf was ich mich in diesem Moment besinnen kann, ist, daß mein Stiefvater für

gestern abend noch einen Besuch erwartete — einen Besuch, bei dem ich ihm im Wege gewesen wäre, da er mich bat, ihn allein zu lassen."

Das wäre allerdings sehr wichtig. Und der Name dieses Besuchers?"

„Er hat ihn mir nicht genannt."

„Aber Sie haben doch wohl eine Vermutung, wer es gewesen sein könnte?"

„Nein."

„Sehr bedauerlich — in der Tat. Und es scheint fast, als ob wir mit diesem Besucher nicht viel anfangen könnten, denn ich darf Ihnen nicht verschweigen, daß niemand im Hause ihn hat kommen oder gehen sehen. Wir haben sämtliche Dienstboten und Bewohner der Villa Rothe befragt und übereinstimmend von ihnen gehört, daß nach Ihrer Entfernung niemand mehr bei Ihrem Stiefvater gewesen sei."

„So ist der erwartete Besucher wahrscheinlich nicht gekommen."

„Er kann dann also auch nicht der Täter gewesen sein, und wir brauchen uns über seine Persönlichkeit nicht weiter den Kopf zu zerbrechen. Darf ich Sie nun bitten, mein Fräulein, einmal hierher an den Tisch zu treten. Kennen Sie das?"

Er hatte in dem Augenblick, da Dagmar dicht vor ihm stand, den Papierbogen aufgehoben, der einen vor ihm liegenden Gegenstand so lange verdeckt hatte. Und nun hielt er dem jungen Mädchen das Papiermesser entgegen, dessen Klinge fast bis zum Griff mit einem dunkelbräunlichen Überzug bedeckt war.

Mit einem gellenden Aufschrei taumelte Dagmar zurück. Sie brauchte keine weitere Erklärung, um zu wissen, daß dies die Mordwaffe sei, mit der man ihren Stiefvater getötet, und daß es sein Blut war, dem die

Klinge ihre unheimliche Färbung verdankte. Die grauenhafte Vorstellung, die durch diesen Anblick in ihrer Seele ausgelöst wurde, brach den Rest ihrer Kraft. Keines Wortes fähig, drückte sie beide Hände an die Schläfen und starrte wie geistesabwesend auf das Messer, das der Amtsvorsteher ihr mit einer etwas theatralischen Geste noch immer entgegenhielt. Dann aber ging ein Zittern über ihren Körper; sie wankte und würde sicherlich zu Boden gestürzt sein, wenn nicht der Kommissär, der sie scharf beobachtet hatte, die bedrohlichen Anzeichen rechtzeitig wahrgenommen hätte. Er war früh genug aufgesprungen, um sie in seinen Armen aufzufangen und sie sanft auf den Stuhl niedergleiten zu lassen.

Ein paar Sekunden lang blieb er über sie gebeugt; dann wandte er sich gegen den Amtsvorsteher: „Die Ohnmacht ist ohne Zweifel echt. Wir werden gut tun, einen Arzt zu rufen."

„Der Badearzt muß noch im Hause sein. Vielleicht haben Sie die Freundlichkeit, ihn zu benachrichtigen. Aber Sie sind doch auch der Meinung, daß ich inzwischen getrost den Verhaftsbefehl ausfertigen kann? Mir scheint, wir brauchen nicht weiter nach dem Täter zu suchen."

Der Kommissär nickte. „Es handelt sich offenbar nicht um einen überlegten Mord, sondern um einen im Affekt begangenen Totschlag, oder vielleicht auch nur um eine Überschreitung der Notwehr. Daran aber, daß sie die Täterin gewesen ist, läßt sich allerdings kaum noch zweifeln."

„Dann ist es also meine Pflicht, die junge Dame in Haft zu nehmen. Wir können es ja von der Ansicht des Arztes über ihr Befinden abhängig machen, ob wir sie einstweilen hier im Hause unter sichere Bewachung

stellen oder sie sogleich in unser Polizeigefängnis überführen lassen."

Dagmar hatte von dieser kurzen Unterhaltung, die über ihr Geschick entschied, nichts mehr vernommen. Sie erwachte trotz aller Bemühungen des Arztes auch nach einer Stunde noch nicht aus ihrer tiefen Bewußtlosigkeit.

Dreizehntes Kapitel.

Aus dem Häuflein von Badegästen, das am nächsten Vormittag die Ankunft des Dampfers vom Festlande erwartete, ragte um beinahe Haupteslänge Rudolf v. Rincklebens hohe Gestalt hervor.

Er hatte als gewiß vorausgesetzt, daß Herbert mit diesem Schiff ankommen würde, und seine Zuversicht hatte ihn nicht betrogen. Aber er hatte Mühe, seine Betroffenheit zu verbergen, als er des Freundes ansichtig wurde, der bleich und mit dunkel umschatteten Augen auf ihn zutrat, um ihm schweigend die Hand zu drücken.

„Willkommen, Herbert! Ich wußte, daß ich dich nicht vergebens erwarten würde. Aber du siehst schlecht aus. Du bist doch nicht krank?"

„Krank wohl nicht, nur ein Kopfschmerz, der nicht viel zu bedeuten hat. Wo können wir ungestört miteinander sprechen?"

„Bis zu meinem Hotel haben wir nur wenige Schritte. Aber wenn du es vorziehst, daß wir das deinige aufsuchen — dein Zimmer steht dir ja noch zur Verfügung?"

„Nein, gehen wir zu dir."

Das war alles, was unterwegs zwischen ihnen gesprochen wurde. Erst als Herbert sich in Rincklebens

Zimmer müde in einen Stuhl hatte fallen lassen, wurde das bedrückende Schweigen gebrochen.

„Was ist es mit Dagmar? Sage mir alles — ohne Umschweife und ohne Schonung. Ich habe unterwegs schon gehört, daß ihr Stiefvater ermordet wurde, und daß man sie unter der unsinnigen Beschuldigung verhaftet hat, seine Mörderin zu sein."

Rinckleben atmete erleichtert auf. „Du weißt es also bereits! Nun, Gott sei Dank, daß mir die Henkersarbeit erspart bleibt, dich darauf vorzubereiten."

„Aber die Einzelheiten! Ich muß alles wissen. Vielleicht werde ich dann dahin kommen, daran zu glauben, denn vorläufig ist es mir noch wie eine wilde Phantasie."

„Ja, es ist eine verzweifelte Geschichte, und man könnte wahrhaftig versucht sein, alles für einen tollen Geisterspuk zu halten. Aber es ist leider nicht an der Wirklichkeit zu zweifeln. Dieser Holnstein oder Bendheim, oder wie er sonst heißen mag, ist tot, und Fräulein Dagmar sitzt als seine mutmaßliche Mörderin in Untersuchungshaft."

„Aber wie konntest du es geschehen lassen, daß man sie verhaftete? Der Gedanke, sie einer solchen Tat zu beschuldigen, konnte doch nur im Gehirn eines Wahnwitzigen reifen."

„Willst du mich geduldig anhören, lieber Herbert? Niemand kann deine Empfindungen besser nachfühlen als ich. Ich weiß, was dies alles für dich bedeutet. Aber du bist ein Mann, und es hilft nichts, sich gegen die Sprache der Tatsachen zu sträuben. Je fester wir den Dingen ins Auge sehen, desto leichter werden wir mit ihnen fertig."

„Ja, ja, du meinst es gut, aber martere mich nicht und laß mich alles hören."

„Ich muß leider mit einer sehr ernsten Selbstanklage beginnen, denn wer weiß, ob ich nicht der strafwürdige Urheber all dieses Unheils bin."

„Du? Wie soll ich das verstehen?"

„Nachdem ich dich an das Schiff begleitet hatte, begegnete ich Fräulein Dagmar mit ihrem Stiefvater am Strande. Ich erkannte in diesem angeblichen Herrn Holnstein jetzt mit voller Bestimmtheit einen Menschen, den man vor zwei Jahren wegen offenbaren Falschspiels aus dem Cercle in Ostende ausgewiesen hat. Unter diesen Umständen hielt ich es für meine Pflicht, dich aus den Netzen dieser Leute zu befreien. Ich wählte dazu den Weg, der mir der geeignetste schien, dich über ihren wahren Charakter aufzuklären. Indem ich mir den Anschein gab, nicht zu wissen, daß gerade sie deine Verlobte sei, sprach ich Fräulein Dagmar von dem Testament deiner verstorbenen Frau und davon, daß die neue Heirat dich ein Vermögen kosten würde."

„Das war Mißbrauch der Rechte der Freundschaft, Rudolf! Aber ich will mich jetzt nicht damit aufhalten, dir Vorwürfe zu machen. Nur weiter! Wie nahm Dagmar deine Mitteilung auf?"

„Sie war augenscheinlich aufs äußerste bestürzt, und ich sah, daß sie auf der Stelle entschlossen war, dich aufzugeben."

„Sahst du das wirklich? Geht deine Menschenkenntnis so weit, daß du den Leuten, denen du zum ersten Male gegenüberstehst, bis ins Herz sehen kannst?"

„Solchen Scharfblick traue ich mir allerdings nicht zu, aber es gibt gewisse Anzeichen, die selten trügen. Fräulein Dagmar gab sich gar keine sonderliche Mühe, ihre Enttäuschung zu verbergen."

„Lassen wir das jetzt. Es handelt sich ja nicht mehr um meine Verlobung, sondern um Dagmars Schicksal.

Was kannst du mir von den weiteren Ereignissen erzählen?"

„Meine Unterredung mit der jungen Dame hatte am Vormittag stattgefunden. Gegen Abend erschien sie in meinem Hotel, um meinen Beistand anzurufen."

„Deinen Beistand? Gegen wen?"

„Sie sagte, daß sie ihren Stiefvater verlassen habe und völlig mittellos sei. Ich sollte ihr zunächst ein Unterkommen und am nächsten Tage eine Gelegenheit zur Abreise nach dem Festlande verschaffen. Du kannst dir denken, wie seltsam mich das Ansinnen berührte, umsomehr, als ich sah, daß sie sich in einem Zustande furchtbarster seelischer Erregung befand. Sie hatte das Aussehen einer Schwerkranken und war ersichtlich zum Tode erschöpft."

„Sprach sie bei der Gelegenheit auch von mir?"

„Ja. Es geschah auf ihre Veranlassung, daß ich dir telegraphierte. Allerdings tat ich es nicht so, wie sie es verlangt hatte, denn sie wünschte, daß ich dir in ihrem Namen die Aufhebung der Verlobung ankündigte."

„So war nicht sie es, die mich rufen ließ?"

„Nein. Ich bin im Gegenteil überzeugt, daß sie die Absicht hatte, dir nicht mehr zu begegnen. Ich ließ ihr ein Zimmer geben, in der Hoffnung, daß deine Hierherkunft vielleicht noch alles zu einem guten Ende führen würde. Gestern morgen erfuhr ich dann, daß man ihren Stiefvater ermordet gefunden, und eine Stunde später wurde sie von einem Kriminalbeamten zu der Vernehmung abgeholt, die mit ihrer Verhaftung endete."

„Mit alledem weiß ich noch nicht viel mehr als zuvor. Worauf stützt sich denn eigentlich dieser hirnverbrannte Verdacht?"

„So hätte sicherlich auch ich ihn genannt, ehe mir die Einzelheiten bekannt waren. Jetzt aber, mein lieber Herbert, nachdem ich alles weiß, darf ich dir leider nicht verschweigen, daß auch ich sie hätte verhaften lassen, wenn ich mit der Führung der Untersuchung betraut gewesen wäre."

„Auch du — du hältst sie für schuldig?"

„Ich kann nicht anders. Aber du scheinst wirklich angegriffen. Soll ich nicht ein Glas Wein kommen lassen?"

„Nein, nein," wehrte Herbert ab, „kümmere dich, bitte, nicht um mein Befinden. Nur weiter!"

„Nun also, in aller Kürze! Dieser Holnstein, oder wer er nun sonst gewesen ist, war ohne allen Zweifel ein ganz verlumptes Subjekt, zum mindesten ein notorischer Spieler und Glücksritter. Und es hat offenbar ein sehr übles Verhältnis zwischen ihm und Dagmar bestanden. Die Dienstboten in der Villa Rothe sind wiederholt Zeugen leidenschaftlicher Auseinandersetzungen der beiden gewesen. An dem Unglückstage hat ein Stubenmädchen Wahrnehmungen gemacht, deren Richtigkeit von Dagmar nicht in Abrede gestellt wird, und die sie auf das schwerste belasten. Weil sie aus dem Zimmer des angeblichen Herrn Holnstein den angstvollen Aufschrei einer weiblichen Stimme hörte, öffnete sie die Tür und sah, daß Fräulein Dagmar ihrem Stiefvater mit einem Dolchmesser in der Hand gegenüberstand — demselben Dolchmesser, Herbert, mit dem er ermordet wurde."

Herbert Vollmars Atem ging schwer und keuchend. „Ist das erwiesen?"

„Es steht unumstößlich fest. Die Waffe ist ein haarscharf geschliffenes Papiermesser in Dolchform, und das war dem Ermordeten fast bis zum Heft mitten ins Herz gestoßen worden."

Herbert fuhr sich mit beiden Händen durch das Haar. Dann winkte er dem Freunde, fortzufahren.

„Das Mädchen zog sich auf Holnsteins barsche Weisung zurück, und es hat nichts weiter beobachtet. Dagegen sagen die Bewohner des darunter befindlichen Zimmers aus, daß sie ungefähr zu derselben Zeit über ihren Köpfen ein heftiges Gepolter wie vom Fall eines menschlichen Körpers gehört hätten. Dagmar behauptet zwar, daß sie während des Ringens um den Besitz eines von ihr geschriebenen Briefes von ihrem Stiefvater zu Boden geschleudert worden sei. Aber ich wage nach Lage der Dinge nicht, zu glauben, daß sie damit die Wahrheit spricht. Es scheint mir vielmehr beinahe gewiß, daß sie bei diesem Kampf, der sie ja möglicherweise wirklich in einen Zustand der Notwehr versetzt hatte, sich den brutalen Angreifer mit der Waffe vom Leibe zu halten versucht und dabei den unglücklichen Stoß geführt hat. Ihr ganzes Benehmen nach dem Vorfall spricht leider nur zu beredt für die Richtigkeit dieser Annahme. Es ist Tatsache, daß sie, so wie sie ging und stand, aus dem Hause stürzte, ohne irgend etwas mitzunehmen. Den Leuten hier in meinem Hotel ist ihr verstörtes Aussehen nicht weniger aufgefallen als mir selbst, und das Zimmermädchen, dessen Dienste sie mit der Erklärung zurückwies, sie hätte keinen anderen Wunsch als den, allein zu bleiben, äußerte sogar, sie sehe aus wie jemand, der etwas Schreckliches auf dem Gewissen habe. Bis spät in den Morgen hinein hielt sie sich in ihrem Zimmer eingeschlossen, und erst als ich den dringenden Wunsch äußerte, sie zu sprechen, kam sie heraus. Die Art, wie sie meine Mitteilung von der Ermordung ihres Stiefvaters aufnahm, war zum mindesten eine sehr sonderbare. Ein wirkliches Erschrecken zeigte sie eigentlich erst in dem Augenblick, als sie von

dem Beamten aufgefordert wurde, ihn nach der Villa Rothe zurückzubegleiten. Und als man ihr dort nahelegte, wenigstens einen Blick auf den Toten zu werfen, mit dem sie im Leben durch so enge Bande verknüpft gewesen war, legte sie ein Entsetzen vor dieser Zumutung an den Tag, das sich kaum anders als durch das Schuldbewußtsein erklären läßt. Die Darstellung, die sie dann auf Befragen von den Vorgängen zwischen ihr und ihrem Stiefvater gab, war in keiner Weise danach angetan, sie zu entlasten. Als man ihr das Papiermesser zeigte, fiel sie in eine schwere Ohnmacht. Sie wußte also, daß es als Mordinstrument gedient hatte, noch ehe man es ihr gesagt."

„Und das sind alle eure Beweise? Daß Dagmar selbst die Tat in Abrede stellt, fällt für dich also gar nicht ins Gewicht?"

„Seitdem sie aus ihrer langen Bewußtlosigkeit wieder erwacht ist, verweigert sie überhaupt jede Antwort auf die an sie gerichteten Fragen. Wenn man will, könnte man darin recht wohl eine Art von Schuldbekenntnis erblicken."

„Und woher hast du deine genaue Kenntnis von all diesen Dingen?"

„Der Staatsanwalt Leudorfer, der gestern mit dem Untersuchungsrichter und einem Assessor vom Festland herübergekommen ist, erwies sich als ein alter Korpsbruder von mir. Da keine Veranlassung vorlag, die bisherigen Ergebnisse der Untersuchung geheimzuhalten, hat er mir gestern abend alles erzählt. Er ist natürlich ebenso wie ich selbst der Meinung, daß von einem Morde oder auch nur von einem Totschlage nicht die Rede sein kann, sondern daß die Anklage höchstens auf Körperverletzung mit tödlichem Ausgange oder vielleicht sogar nur auf Überschreitung der Notwehr wird lauten können."

„Du hast Dagmar seit ihrer Verhaftung nicht mehr gesehen?"

„Nein. Sie befindet sich noch im hiesigen Polizeigefängnis, und ich habe mich überzeugt, daß man sie mit aller nur möglichen Rücksichtnahme behandelt. Morgen oder übermorgen, je nachdem man hier mit den Erhebungen zu einem gewissen Abschluß gelangt, soll sie dann in das Untersuchungsgefängnis nach der Kreisstadt überführt werden."

„Willst du mir einen Freundschaftsdienst erweisen, Rudolf?"

„Jeden, den zu leisten in meiner Macht steht. Ich denke, das sollte nicht erst der Versicherung bedürfen."

„Du wirst ihre Verteidigung übernehmen — nicht wahr?"

Rinckleben machte ein etwas verlegenes Gesicht. „Ich weiß nicht, ob ich dir wirklich einen Dienst erweisen würde, wenn ich deine Frage bejahte. Um deinen Erwartungen zu entsprechen, müßte ich doch wohl den Versuch machen, ihre Schuldlosigkeit zu erweisen. Und wie sollte mir das gelingen, wenn ich doch nicht an ihre Schuldlosigkeit glauben kann?"

„Du wirst es lernen, daran zu glauben. Es mag sein, daß vieles oder daß alles gegen sie spricht, aber es ist trotzdem unmöglich, daß sie es getan hat. Durch die Verhöre, denen sie von voreingenommenen und befangenen Männern unterworfen worden ist, ist nichts erwiesen. Wir beide wissen gut genug, wie anders sich das Ergebnis einer Vernehmung zu gestalten pflegt, je nachdem der untersuchende Kriminalist von der Schuld oder der Unschuld des Verdächtigen überzeugt ist. Du wirst einen anderen Eindruck gewinnen, wenn du selbst mit ihr gesprochen hast, daran hege ich keinen Zweifel."

Rinckleben schien noch immer unentschlossen. „Warum

aber soll ich es sein, Herbert, da es doch in deiner Hand liegt, ihr einen ungleich begabteren und glänzenderen Verteidiger zu geben? Es ist wahrhaftig keine falsche Bescheidenheit, wenn ich dir sage, daß ich in dir von jeher meinen Meister gesehen habe. Gewähre du ihr deinen Beistand, und ihre Sache wird in den allerbesten Händen sein."

Um Herbert Vollmars Lippen zuckte es schmerzlich, während er kopfschüttelnd den Vorschlag des Freundes zurückwies. „Ich kann es nicht, Rudolf, es ist unmöglich. Ich kann und will sie nicht mehr sehen."

„Du glaubst wirklich daran, daß du im stande sein würdest, diesem Vorsatze treu zu bleiben? Ich sehe ja doch, wie heiß du sie noch immer liebst."

„Das hat mit meinen Vorsätzen nichts zu schaffen. Seitdem ich weiß, daß ihr Stiefvater derselbe Ewald v. Bendheim war, dem meine Wiederverheiratung ein Vermögen eingetragen hätte, seitdem ich das frevelhafte Spiel durchschaut habe, das man mit mir getrieben, hätte ich ja vielleicht noch das Versprechen erfüllen können, das ich ihr gegeben, aber von irgendwelcher innigen Gemeinschaft zwischen ihr und mir hätte doch nimmermehr die Rede sein können. Nun, da sie selbst mich freigegeben, bedarf es ja auch dieser Komödie einer Scheinehe nicht mehr."

„Wenn du schon so ganz mit dir im reinen bist, und wenn du die Überzeugung hast, daß sie nur ein herzloses Spiel mit dir getrieben, kann man dir allerdings nicht wohl zumuten, dich ihr jetzt als Verteidiger anzubieten. Aber wie nun, wenn sie auch meinen Beistand zurückweist?"

„Sie wird es nicht tun. Daß sie sich gestern zu dir geflüchtet hat, beweist ja, daß sie dir vertraut."

„Gut denn — dir zuliebe! Ich werde um die Ge-

währung einer Unterredung mit ihr nachsuchen, solange sie noch hier ist. Und wenn sie mich zum Verteidiger annimmt, werde ich alles für sie tun, was mein Gewissen und meine Berufsehre mir zu tun gestatten."

Lange und fest drückte Herbert Vollmar ihm die Hand. „Ich danke dir, Rudolf. Aber du wirst ihr nicht sagen, daß ich hier bin — hörst du? Du wirst es überhaupt nach Möglichkeit vermeiden, zu ihr von mir zu sprechen."

„Wenn es in deinen Wünschen liegt — gewiß. Aber nun mußt du mir auch versprechen, etwas für dich zu tun. Deine Hand ist heiß, und dein Pulsschlag hat ja ein geradezu rasendes Tempo. Du hast entschieden Fieber."

Rasch entzog ihm Herbert seine Hand. „Nicht doch — das ist ein Zustand, der sich nach großer Aufregung öfter bei mir einstellt. In einigen Tagen ist alles wieder in Ordnung."

„Geh wenigstens sogleich in dein Hotel und lege dich eine Stunde nieder. Ich werde unverzüglich meinen Freund, den Staatsanwalt, aufsuchen, um mir von ihm die gewünschte Erlaubnis geben zu lassen. Nachher komme ich dann zu dir und erstatte dir Bericht."

Herbert erhob keinen Widerspruch, und sie verließen gemeinschaftlich das Hotel.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schlossfräulein.

Eine wahre Gespenstergeschichte. Von Karl Pauli.

Mit Illustrationen von Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

Ich suchte, um eine längere Arbeit zu vollenden, Ruhe und Abgeschiedenheit und hatte eine Anzeige in einem vielgelesenen Familienblatt einrücken lassen, welche diesen Wunsch etwaigen Interessenten übermitteln sollte.

Meine Absicht gelang völlig, ja weit über Erwarten und Wünschen, die Zahl der Angebote war außerordentlich groß und die Wahl eine sehr schwere, denn in den meisten Anerbietungen wurden die Vorzüge des angebotenen Quartiers in so glühenden Farben geschildert, daß es wirklich schwer war, zu widerstehen.

Die Begründung der Vorzüge des Aufenthaltes waren allerdings mitunter etwas merkwürdiger Natur, so schrieb ein Herr: „Dicht bei meinem Hause stürzt ein Wasserfall von einer hohen Klippe, welcher jedes Geräusch übertönt und zwar so völlig, daß man selbst das Rasseln der Eisenbahn, welche auf der anderen Seite unmittelbar neben dem Hause vorbeifährt, kaum zu hören im stande ist. Sie werden also bei mir wie nirgendswo die gewünschte Ruhe finden.“ Und eine Dame teilte

mir mit, ich würde schwerlich einen ruhigeren Platz finden als bei ihr, da sie, ihr Mann und ihr Dienstmädchen taubstumm seien.

Ich warf trotzdem auch diese beiden Offerten in den Papierkorb und wählte schließlich eine, die mir besonders dadurch gefiel, daß sie auf einer Ansichtspostkarte stand. Diese zeigte ein kleines Schlößchen, einfach, aber nett gebaut; über einem Fenster war mit Tinte ein Kreuz angebracht, unten wiederholte sich das Kreuz, neben welchem die Worte: „Monatlich mit ganzer Pension für hundert Mark zu vermieten. Ruhe wie überall auf dem Lande," zu lesen waren.

Das gefiel mir, das schienen vernünftige Leute zu sein. Ich schrieb also, daß ich kommen würde, und reiste schon zwei Tage später ab.

Bei meiner Ankunft fand ich mich nicht enttäuscht. Die Gegend war ganz so, wie ich sie mir gewünscht hatte, der Ort lag noch im Thüringer Waldgebirge, jedoch in einer Gegend, wohin der Strom der Reisenden nicht mehr kam, in einem Talkessel, den dunkle Berge umgaben. Das Schlößchen, mein Wohnsitz, nahm sich in Wirklichkeit viel stattlicher aus als im Bilde, es war, wenn auch kein prächtiger, doch recht stattlicher Bau, wahrscheinlich ein früheres Grenzschloß, wie die starken Mauern des Unterstockes zu beweisen schienen, welches später zum Herrensitz umgewandelt worden war. Die unteren Stockwerke mochten sehr alt sein und vielleicht bis über die Hussitenzeit hinausreichen, die oberen stammten aus der Zeit des letzten Drittels des siebzehnten Jahrhunderts, wo das Gebäude, an dem man schon vielfach herumgeflickt hatte, zum letzten Male umgebaut worden sein mochte.

Mein Wirt war nicht selbst Eigentümer des alten Herrensitzes, sondern nur Pächter des Schlosses und

des dazu gehörigen Gutes; er hatte die Absicht, die vielen leerstehenden Zimmer des Schlosses an Sommerfrischler zu vermieten. Mich hatte er gewissermaßen

als Probe kommen lassen; fiel das Experiment günstig aus, wollte er die Sache in größerem Stile betreiben. Er war ein sehr freundlicher Mann, ungeheuer rührig und beweglich, Gatte einer netten jungen Frau und

Vater lieber Kinder, von denen jedoch bei meiner Ankunft nur zwei Mädchen im Alter von neun und zwölf Jahren anwesend waren. Die Knaben, drei an der Zahl, befanden sich in der nächsten Residenzstadt auf dem Gymnasium.

Ich wurde bald mit der Familie meines Wirtes bekannt und verbrachte manche angenehme Stunde in ihrer Gesellschaft. —

Eines Abends, es war ein rauher, regnerischer Tag, saßen ich und die beiden Mädchen allein in dem großen Eckzimmer nach dem Garten hinaus, die Lampe flackerte trübe, und dunkle Schatten huschten an den Fenstern vorbei. Ich hatte den Kindern ein Märchen erzählt und ihnen über die Vergangenheit der Gegend, in der wir lebten, berichtet. Dadurch wahrscheinlich angefeuert, rückten auch sie mit der Sprache heraus und gestanden mir, ein wenig stockend und ängstlich zwar, daß sie auch etwas aus der Vergangenheit wüßten oder doch etwas, das mit derselben zusammenhinge, denn in dem Schlosse gebe es ein Zimmer, in dem es spuke.

Das interessierte mich mächtig, und ich fragte nach den näheren Umständen und den Gründen, die der Wanderer aus dem Gefild, aus dem keine Wiederkehr, wohl haben mochte, sich nächtlicherweile gerade in dem bewußten Zimmer einzufinden.

Ich erwartete nunmehr eine furchtbare Geschichte von einem erschlagenen Vater, einer gemordeten Mutter, einem grausam getöteten unschuldigen Kinde zu vernehmen, aber die Sache war merklich harmloser. Ein junges Mädchen, die Tochter eines Grafen, sei in jenem Zimmer am Tage vor ihrer Hochzeit verschwunden — sie sei eine Nachtwandlerin gewesen und häufig in mondhellen Nächten schlafend durch alle Gänge und Säle des Schlosses gepilgert. So sei sie auch an jenem

Abend, im Schleier und Brautkranz zur Hochzeit geschmückt, durchs Schloß geschritten. Eben als die Glocke zwölf geschlagen, habe sie der Vater eines Dieners, ein Hufschmied, in jenes Zimmer, in dem sie heute noch umgehe, treten sehen, und nach diesem habe sie kein menschliches Auge mehr erblickt. Sie sei, wie ausgelöscht, von der Erde verschwunden. In dem Zimmer aber höre man noch jede Nacht, wenn die Schloßuhr die zwölfte Stunde verkündet, leise Schritte, die von dem Rauschen eines seidenen Kleides begleitet würden, auch ein zweimaliges Klopfen an einer geheimen, jetzt vermauerten Tür. Das Zimmer selbst sei auch viele hundert Jahre vermauert gewesen, und erst der Vorgänger ihres Vaters habe es öffnen und ausmöblieren lassen, aber es könne niemand drin wohnen, denn der Geist käme jede Nacht.

Wie die Mädchen noch im besten Erzählen waren, kam mein Wirt aus der Stadt zurück.

Belustigt rief ich ihm entgegen: „Eben höre ich, daß Sie einen richtigen Schloßgeist in dem alten Gemäuer haben. Warum verschweigen Sie denn die Hauptsache, das Interessanteste? Sie können ja ein schwerreicher Mann werden, wenn Sie die Spiritisten auf diese Erscheinung aufmerksam machen!"

Er runzelte die Stirn. „Mit den Spiritisten mag ich nichts zu tun haben, und wenn ich wer weiß wie viel verdienen könnte; ich will weder meinen Namen, meine Familie, noch mein Haus in den Zeitungen herumzerren lassen, noch weniger aber als Narr vor der ganzen Welt dastehen, oder als Betrüger, wenn sich die Sache einmal in natürlicher Weise aufklärt, wohin es ja kommen muß, denn es gibt keine Geister. Deshalb wünsche ich überhaupt nicht, daß von der Sache gesprochen wird. — Und ihr" — er wendete sich

mit ärgerlichem Geſicht an die beiden Mädchen — „kümmert euch um was anderes als um ſolche Dinge und haltet den Mund, wenn ihr nicht gefragt werdet!“

Die Kinder ſchlichen beſchämt hinaus.

„Nun, und wie ſteht es mit dem Spuk, wie ſteht es mit den Schritten und dem Klopfen?“ fragte ich.

„Ja, da iſt leider nichts dagegen zu ſagen,“ entgegnete er mit einem Seufzer, „das Geräuſch iſt in der Tat vorhanden, und wer will, der kann's jederzeit vernehmen. Ich habe mir ſchon den Kopf hin und her zerbrochen, was es ſein könnte: die Ratten oder der Wind, aber ich komme nicht darauf.“

„Nun," fragte ich wieder, „ist das Zimmer wirklich zugemauert gewesen?"

„Jawohl, viele Jahre, wohl hundert und mehr. Die Sage war auch bereits vergessen, als mein Vorgänger das Zimmer, vielleicht aus Neugier, öffnen ließ. Man fand nichts als die vier kahlen Wände. Zugemauert wurde es dann nicht wieder."

„Hatte man denn erwartet, etwas zu finden?"

„Wahrscheinlich, denn es gibt verschiedene Lesarten der Sage, etwas Unheimliches oder Verbrecherisches ist sicher in dem Raume vor sich gegangen. Nach dem einen Bericht soll sich die Tochter des Schloßherrn in der Nacht vor ihrer Hochzeit mit einem aufgedrungenen Freier zum Fenster hinausgestürzt haben, nach anderen gar von dem eigenen Vater hinausgestürzt worden sein. Wer weiß, was an solchen Erzählungen wahr ist, aber daß jenes junge Mädchen, oder überhaupt ein junges Mädchen, hier im Schlosse am Abend vor ihrer Hochzeit verschwunden ist oder ermordet wurde, kehrt in allen jenen Berichten wieder."

„Würden Sie etwas dagegen haben, wenn ich ein paar Nächte in jenem Zimmer zubrächte?"

„Durchaus nicht," antwortete er, „nur müßten Sie sich in der ersten Nacht meine Gesellschaft gefallen lassen."

„Warum?"

„Niemand kann für seine Nerven einstehen; erst muß ich sehen, welche Wirkung der Spuk auf Sie ausübt."

„Ist es denn gar so unheimlich?"

„Ja, sehr. Wann wollen Sie mit Ihren Beobachtungen den Anfang machen?"

„Heute noch, wenn's sein kann," erwiderte ich nach kurzer Überlegung.

„Bravo!" rief er. „Das gefällt mir, das beweist Mut! — Gut, ich bin einverstanden, aber nehmen Sie

sich in acht; ich sage Ihnen, die Haare sträuben sich, wenn man es hört. Ich glaube doch gewiß nicht an Geister oder Gespenster, allein so oft ich auch noch oben war, eine Gänsehaut ist mir stets über den Körper gekrochen."

Wir verabredeten noch, daß er mich um halb elf abholen solle, denn bis dahin wollte ich arbeiten.

In mein Manuskript vertieft, dachte ich bereits nicht mehr an unsere Verabredung und war sehr verwundert, als es gegen elf Uhr an die Tür meines Zimmers pochte.

Es war mein Wirt. Bei seinem Anblick fiel mir unsere Abmachung sofort ein. Ich sprang auf und erklärte mich bereit, ihm sogleich zu folgen.

Wir stiegen einige Treppen hoch, gingen einen breiten Korridor entlang und standen nach kurzer Zeit vor dem gesuchten Zimmer. Das Spukzimmer und das daneben liegende waren etwas vorgebaut, da sie genau in der Mitte des Schlosses lagen und in einen Portalpfeiler hineinragten, in welchem sich unten das mächtige Tor und oben, in dem dreieckigen Giebelfeld, welches den Vorbau krönte und abschloß, die alte Uhr befand. Das dreifenstrige Zimmer war nur dürftig möbliert, und man sah dem Raume an, daß er nie bewohnt wurde.

Mein Wirt hatte Licht, Zigarren und Wein mitgebracht. Wir setzten uns an den Tisch und plauderten. Die Spukgeschichte berührten wir beide nicht, sondern sprachen über ganz gleichgültige Dinge.

Je mehr die Zeit vorschritt, desto nervöser und unruhiger wurde ich. Ich bin kein Feigling, wenn ich auch nicht behaupte, ein Held zu sein. Furcht vor übernatürlichen Dingen kenne ich nicht — und dennoch, wie soll ich das Gefühl nennen, das mich beschlich? Ich wußte, das, was geschah, konnte nur durch eine Täuschung als Geisterwerk erscheinen, sich aber vor

einer Täuschung fürchten, also vor nichts, war doch mehr wie töricht.

Ich schüttelte endlich gewaltsam solche Gedanken ab und suchte das Gespräch mit meinem Gegenüber zu beleben. Aber dieser war auch still und ernst geworden und gab nur einsilbige Antworten.

Plötzlich zog er die Taschenuhr aus der Tasche und blickte auf das Zifferblatt. Ich spielte in nervöser Unruhe mit dem Kork der Weinflasche, welcher auf dem Tische lag.

Keiner sprach ein Wort, da legte mir auf einmal mein Wirt die Hand mit festem Druck auf meinen Arm und zeigte auf das Zifferblatt seiner Uhr.*) Der Zeiger wies die zwölfte Stunde. Ich hielt den Atem an, da — die Glocke der Schloßuhr fing eben an zu schlagen — da hörte ich ganz deutlich Schritte, welche vom Rauschen eines starren Seidenkleides begleitet wurden. Es war, als ginge eine Frau langsam durch das Zimmer und bliebe schließlich vor einer Tür oder einem Fenster stehen. Der Spuk dauerte etwa eine Minute, dann erfolgte eine kleine Pause, worauf man deutlich ein zweimaliges energisches Klopfen an der Mauer vernahm.

Bei den ersten Tönen, die ich vernahm, schüttelte mich ein heftiger Schauer, wie ein eiserner Ring legte es sich um meinen Schädel, und jedes Haar meines Kopfes schien sich im Entsetzen aufzurichten. Ich sah zu meinem Begleiter hinüber, auch er war leichenblaß, die Hand, welche er nach dem Leuchter ausstreckte, zitterte.

„Haben Sie's gehört?" flüsterte er mit kaum vernehmbarer Stimme.

---

*) Siehe das Titelbild.

Ich nickte mit dem Kopfe, und wir beide verließen wie auf Verabredung, auf den Zehen schleichend, das Zimmer.

Mit einem Händedruck und einem leise geflüsterten „Gute Nacht!“ trennten wir uns.

In dieser Nacht faßte ich den festen Entschluß, koste es, was es wolle, der Sache auf den Grund zu kommen. Zunächst beschloß ich, zu erforschen, in welcher Weise die nächtliche Erscheinung mit dem Familienereignis des Grafenhauses zusammenhing, um zu ergründen, ob sich die Sage erst um den Spuk herumgebildet, oder ob dieser selbständig als Einzelerscheinung aufzufassen sei.

Ich ließ mir die Geschichte so oft wie möglich erzählen und kam zu dem Resultat, daß die nächtliche Erscheinung gleich nach dem Tode des jungen Mädchens eingetreten sein mußte, denn in allen Lesarten wurde stets der Schrecken des Vaters geschildert, der, von Gewissensbissen gefoltert, das Zimmer vermauern läßt. Mitunter lautete allerdings die Erzählung auch, der Graf — zuweilen war es auch nur ein Baron, einmal aber sogar ein Herzog — habe die Tochter zur Strafe für ihren Ungehorsam einmauern lassen.

Am meisten erfuhr ich von einem alten Mann, der zwar gar nichts Besonderes mitzuteilen wußte, mir aber den Rat gab, ich solle nur im Kirchenbuch nachsehen, da stehe alles.

Im Kirchenbuch! Natürlich — daß mir das auch nicht schon längst eingefallen war! Im Kirchenbuch, dem einzigen historischen Dokument, das Authentisches berichten konnte!

Ich begab mich sofort zum Seelsorger des Ortes, ihn um seinen freundlichen Rat und seine Hilfe zu bitten.

Der Pfarrer, ein noch junger Mann, sagte mir zwar,

daß ihm ſein Seelſorgeramt wenig Zeit zu derartigen Forſchungen ließe, ſtellte mir aber gern das Kirchenbuch, welches an chronikalen Aufzeichnungen reich ſei, zur Verfügung.

Mit welchem Intereſſe ſchlug ich das Buch auf!

Meine Hoffnung betrog mich nicht, ich ſollte volle Aufklärung finden.

Mein Gewährsmann war der Paſtor M. Sebaſtian Schödler, welcher von 1630 bis 1679 im Amte geweſen war. Das von ihm geführte Kirchenbuch war eine unerſchöpfliche Fundgrube für den Geſchichtsforſcher und ſtrotzte von Anekdoten, Betrachtungen und Mitteilungen

über damalige Ereignisse; freilich hatte der Mann mitten in der wildesten Zeit des Dreißigjährigen Krieges gelebt.

Ich greife hier nur die Aufzeichnungen heraus, die sich auf meine Erzählung beziehen, und nehme mir die Freiheit, dieselben des besseren Verständnisses halber in der Sprache ein wenig zu modernisieren.

Da heißt es zuerst am 8. Februar 1650: „Gestern ist der hochgeborene Herr Bruder meines gnädigen Herrn und Kirchenpatrons, des Herrn Grafen Münch zu Langenheim, der Herr Freiherr Melchior Münch zu Langenheim, Königlicher Majestät von Dänemark Wirklicher Geheimer Rat und Kriegsobrister, allhier gewesen und unter meinem niederen Dach abgestiegen, haben mich auch gnädigst persuadieret und angehalten, daß selbiger nunmehro mit seines Herrn Bruders, gräfliche Gnaden, freundbrüderlicher Erlaubnis das alte Schloß, so in dem letzten Bauernaufstand zerstöret und niedergebrannt, mehr als achtzig Jahr in Trümmern gelegen, wieder aufbauen wolle und darin mit seiner gnädigen Frau Gemahlin ihre Wohnung und Aufenthalt zu nehmen gesonnen seien, was der liebe Gott wolle, daß es zum Guten sei." — —

Der Bau muß sich sehr in die Länge gezogen haben, denn erst drei Jahre später, im September 1653, las ich weiter:

„Heute am Tage Mariä Geburt ist der Bau des freiherrlich Münch von Langenheimschen Schlosses glücklich mit Gottes gnädiger Hilfe vollendet. Der neue Bau ist wohl die Hälfte kleiner, so der alte gewesen, dessen Mauern noch vor wenig Jahren gestanden. Also sind alle Steine, steinerne Fensterrahmen und Türpfosten des alten Schlosses bei dem neuen verwendet, ebenso die alte, wenig versehrte Schloßturmuhr neu reparieret,

renovieret und aufgestellt worden und ließ selbige gestern zum ersten Male nach so langer Zeit ihre Stimme im Tal erschallen.

Wo sind alle, so den letzten Ton der Glocke vernommen? Herr und mein Gott, was sind wir doch für kleine erbärmliche Sünder, denn tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag." — —

„Heute am 12. Oktober sind die gnädigen Herrschaften auf dem Schloß eingezogen. Der Freiherr mitsamt seiner gnädigen Gemahlin aus dem Geschlecht der Kottewitz, nebst einer lieblichen Tochter, einer Jungfrau von siebzehn Jahren. Habe selbsten die Herrschaften mit dem Kantor und den Schulkindern am Eingang des Dorfes empfangen, wurde auch viel geschrieen und geschossen an dem Tage, maßen damit die jungen Leute ihre Freude bezeigen wollten. Begab mich auch nachhero gleich aufs Schloß, um meine untertänigste Aufwartung bei Ihro Gnaden zu machen, wurde aber nicht vorgelassen. Heut mittag um zwölf hat die Turmuhr nicht geschlagen, und als man den Grund erforschen wollte, fand man, daß eine Fledermaus ins Werk gekrochen. Als man das Tier entfernet hatte, schlug die Uhr gleich dreizehn, was den Freiherrn baß ergötzt haben soll. Möge bemeldete Uhr ihm und den gnädigen Seinen noch manche frohe Stunde schlagen und der Herr seinen Eingang segnen für und für." — —

„Kam heute am 14. Januar seine freiherrliche Gnaden selbstens zu mir ins Pfarrhaus, mich angehend, ihm aus der Kirchenkasse Gelder vorzustrecken, maßen er sich beim Bauen verausgabt, auch wegen Kriegsrüstungen gegen Polen seine Benefizien in Dänemark festgelegt seien, gab mir auch sein adelig Wort, alles binnen Jahresfrist ehrlich wiederzuerstatten. Konnte

ihm aber dennoch keine gute Antwort geben, und er mußte mit üblem Bescheid gehen, so mich von Herzen dauerte." — —

Die nächste Eintragung lautete:

„Das kirchliche Aufgebot bei hiesiger Kirche zu bestellen und anzutragen erschien heute der edle und freie Reichsgraf Herr Sigismund Johann von Strahleim, Herr auf Böhlau und Bergwitz, Stoberau und Rackowitz, Erbgerichtsherr zu Znaim und Iglau, Schutzherr zu Minden-Roßlau, Kaiserlicher Majestät Oberhofkämmerer und der gesamten Attolereya Inspekteur, geboren zu Prag am 14. Februar im Jahre 1596 nach unseres Herrn und Heilands Geburt. Wünschte sich zu verloben und verehelichen mit der ehr- und tugendreichen Jungfrau Eleonore Thekla Beate Freifräulein, Freiin Münch zu Langenheim, erste und einzige Tochter des Herrn, Herrn Freiherrn Münch zu Langenheim, königlich dänischer Wirklicher Geheimer Rat und Kriegsobrister, und dero Frau Gemahlin Maria Josepha Münch zu Langenheim, geborene von Kottewitz auf Klein-Lauche. Geboren ist das Fräulein am 9. März im Jahre des Heils 1636." — —

Es bleibt doch immer dieselbe Geschichte, dachte ich unwillkürlich beim Lesen dieser Zeilen. Der Herr Freiherr lassen sich von dem Herrn Schwiegersohn die Taschen neu füllen — er einundsechzig, sie siebzehn! Der Rest ist Schweigen.

Die unseligen Folgen dieser Kuppelei sollten denn auch nicht ausbleiben. Nach längeren und eingehenden Beschreibungen über die Feste auf dem Schloß, die Vorbereitungen zur Hochzeit, Ausschmückung der Kirche und so weiter, heißt es:

„Heute am 21. Mai desselben Jahres hatte ich mich, nachdem ich mir den Text der Traurede noch

dreimal fürgesagt, mich der Gnade Gottes empfehlend, in mein Bette gelegt und mochte wohl etliche Stunden geschlafen haben, als es mit lautem Gelärm an meine Türe stürmte und ein Bote mich eilend aufs Schloß bestellte, allwo ein Unglück geschehen, dergestalt, daß das Fräulein im nachtwandelnden Zustand aus dem Fenster gestürzet sei. Rüstete mich eilig mit den heiligen Sterbesakramenten und folgte dem Boten, kam aber zu spät, maßen die Verunglückte bereits verschieden. Gott sei ihr gnädig, Gott nehme diese Seele auf in sein ewiges Reich. Amen. Herr, richte mich nach deiner Güte und tilge unsere Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit! — Am 23. Mai begab ich mich zu meinem geistlichen Vorgesetzten Herrn Propst Weingärtner, um mir Rats zu erholen, da meine Seele bedrückt und bekümmert und mein Kopf nicht aus noch ein wußte. Kam da gestern in der siebenten Stunde ein Mann zu mir namens Michael Schwertfeger, ein Hufschmied aus Großendorf, welcher mir sagte, daß er in der Unglücksnacht bei dem Schlosse vorbeigegangen sei und angesehen habe, daß die große Feuerleiter nicht auf der alten Stelle gestanden, sondern am Eckfenster des westlichen Giebels angelehnt gewesen sei. Dies habe ihn baß gewundert und sei er darum stehen geblieben und habe gewartet, sei auch bald das Fenster geöffnet worden, und eine weißgekleidete Frau habe versucht, auf die Leiter zu kommen; erkannt habe er sie nicht, weil eben eine Wolke über den Mond gezogen, dagegen gehört, wie im Innern des Schlosses ein greulicher Lärm entstanden, und wie es wieder klar geworden, habe die Frauengestalt nicht mehr auf der Leiter gestanden, der Freiherr aber zum Fenster herausgeschaut und mit der Faust nach unten gedroht, auch einige Worte gerufen, die der Mann aber nicht ver-

ſtanden. Zugleich ſei unten aus dem Geſträuch ein Reiter gebrochen, der ein ledig Pferd mit ſich geführt und im ſauſenden Galopp davongeſprengt ſei. Alles dies habe nicht länger gedauert, als man bis fünf zählen könne. Ich habe denſelben ernſtlich vermahnet und zur Wahrheit angehalten, iſt aber bei ſeiner Ausſage verblieben. War ich derotwegen ſehr bekümmert und betrübt, da ich nicht ausfand, ob hier ein Unglücksfall oder ein Selbſtmord vorliege, ich alſo nicht gewiß war, ob die Verſtorbene eines chriſtlichen Begräbniſſes würdig. — Hat mich aber der Hochwürdige mit gutem Troſt entlaſſen, indem er meinte, daß in jedem Fall ein Unglück vorliegen möchte, ſelbſt wenn das Fräulein ſelbſtens von der Leiter geſprungen, dies nur in Schreck geweſen ſei könne, alſo des freien Willens beraubt — item aber, ſo dies nicht der Fall, es beſſer ſei, kein Ärgernis aufkommen zu laſſen, da man nichts Genaues beweiſen könne und es ſich um Perſonen von Stand handle, welche gute Konditionen hätten, ſo daß doch nichts ausgerichtet werden möge." — —

Es folgten nun noch ſehr eingehende Beſchreibungen des Begräbniſſes und der Leichenfeier des jungen Mädchens, die aber nichts enthielten, was für meinen Fall von Intereſſe. Schon wollte ich das Buch weglegen, als ich durch Zufall folgende, auf die innere Seite des Deckels mit roter Tinte geſchriebene Notiz las:

„Den 8. Oktober 1654. Heute gegen Abend bat mich der Freiherr aufs Schloß und ſagte mir, daß er glaube, der Geiſt ſeiner Tochter habe keine Ruhe im Grabe gefunden und gehe des Nachts wandeln, fragte mich dann, ob ich mich getraue, denſelben auf chriſtliche Art zu bannen und zu verweiſen. Antwortete ich: daß ich mich des mit Gottes Hilfe wohl getrauen möchte, wenn er mir nur ſichtbare oder vernehmbare Zeichen

von der Anwesenheit des Geistes zu geben vermöge. Führte mich der Freiherr darauf gegen Mitternacht in ein im dritten Stock des Hauses gelegenes Gemach, war dieses aber nicht dasjenige, aus dessen Fenster das junge gnädige Fräulein gestürzt, und empfing ich dort lebendige Zeichen von des Geistes Anwesenheit. Habe ich daselbst drei Nächte hindurch gebetet und gewacht, aber weder mein Gebet noch Fasten, auch nicht Gebete am Grabe der Verblichenen waren vermögend, den Geist der Verstorbenen zu bannen, worauf ich dem Freiherrn zuredete, die Erscheinung ungestört zu lassen, sintemalen sich solchartiger Spuk nach einiger Zeit von selbsten zu verlieren pflege, und haben der Freiherr willig meinem Rate Gehör gegeben." —

Darunter stand noch:

„Meine Vorhersage ist zu schanden worden. Heute, nach länger als einem Jahr, läßt sich der Geist noch jedwede Nacht vernehmen, doch da er nur in diesem Zimmer und nirgend anderweit umgehet, hat der Freiherr, nachdem er gnädigst meinen Rat eingeholt, das Zimmer vermauern lassen, und Gott gebe der armen Seele recht bald die ewige Ruhe und lasse sie das Licht seiner Gnade schauen. Amen." — —

Das war ja eine reiche Ausbeute, ein Familiendrama, so modern, daß es heute jeden Augenblick vorkommen könnte, so alt, daß es in einer Sophokleischen Tragödie nicht aufgefallen wäre — mit einem geheimnisvollen Schluß, einem Geist, der heute noch umgeht. Alles spielte sich ganz folgerichtig ab: ein verarmter Edelmann, der die jugendschöne Tochter dem vierzig Jahre älteren reichen Mann verkauft, die Verzweiflung der Tochter, Flucht und Unglück, die Tochter fällt von der Leiter, stürzt sich herab oder wird vielleicht gar vom eigenen Vater herabgestürzt. — Und der Geist

dieses Mädchens sollte nun irregehen, gezwungen sein, allnächtlich zu spuken?! Warum denn? Welche Verbrechen sollten wohl von ihr weggeläutert werden müssen?

Hatte mich früher der Geist interessiert, jetzt erweckte er meine Teilnahme. Noch an demselben Abend beschloß ich, der Sache auf den Grund zu gehen, aber allein, und teilte diesen Entschluß meinem Wirt mit. Dieser hatte nichts dagegen einzuwenden und lieferte mir den Schlüssel des Zimmers aus.

Gegen elf begab ich mich hinauf. Meine Hand zitterte doch ein wenig, als ich das stille, unheimliche Gemach öffnete, aber kühn überwand ich meine Furcht.

Es handelte sich für mich zunächst darum, zu konstatieren, woher der Schall käme. Um durch nichts beirrt zu werden, löschte ich das Licht aus, verband mir die Augen, um nicht an dem helleren Lichtschein die Fensterseite zu erraten, drehte mich mehrmals um mich selbst und setzte mich auf den Fußboden; ein Stück Kreide hielt ich in der Hand. Nun wartete ich.

Die Zeit, die ich noch wartend zuzubringen hatte, mochte vielleicht zehn Minuten betragen, mir kam die Dauer derselben wie zehn Stunden vor. Dennoch fuhr ich heftig zusammen, als der erste Schlag der Mitternachtsglocke ertönte und das gespenstische Rauschen sich hören ließ, trotz aller Willensstärke lief es mir kalt über den Rücken herunter, und ich fühlte, wie mein Unterkiefer zitterte. Aber ich kämpfte meine Furcht nieder, horchte nur, aus welcher Gegend der Ton kam, und machte nach dieser Richtung hin einen Kreidestrich auf die Diele, ebenso verfuhr ich bei dem geheimnisvollen Klopfen.

Dreimal, in drei aufeinander folgenden Nächten, wiederholte ich das Experiment, und jedesmal zeigten

die Kreideſtriche auf ein und denſelben Punkt in der Ecke, etwa einen Meter vom Fenſter entfernt.

In der vierten Nacht beſchloß ich, dem Geiſt direkt

zu Leibe zu gehen. Mit einem Maurerhammer bewaffnet begab ich mich ſchon zeitig auf meinen Poſten und begann die Mauer an der durch die Striche bezeichneten Stelle abzuklopfen. Kein Zweifel, hier befand ſich

in der Mauer ein hohler Raum. Ohne lange zu überlegen, was mein Wirt wohl dazu sagen werde, hob ich meinen Hammer und fing an wacker zuzuschlagen. Es dauerte nicht lange, so sah ich meine Mühe von Erfolg gekrönt, und ehe eine Viertelstunde verging, hatte ich ein tüchtiges Loch in die Mauer geschlagen.

Jetzt holte ich das Licht und untersuchte mein Werk näher. Das Loch schien in einen Schacht zu führen, der etwa einen Durchmesser von zwanzig Zentimeter hatte; wie hoch und tief derselbe sein mochte, konnte ich ohne Instrumente nicht ergründen.

Eben wollte ich mir eine Stange, Leine oder ähnliches holen, um weitere Beobachtungen zu machen, als mir einfiel, daß es ja nicht mehr weit von zwölf Uhr sein könnte, und ich wohl am besten täte, erst zu beobachten, wie weit der Schacht mit der Spukerscheinung zusammenhing.

Gedacht, getan. Ich hatte mich in den vier Nächten an das geheimnisvolle Rauschen und Klopfen gewöhnt, daß es auf mich keinen anderen Eindruck machte als das Murmeln eines unterirdischen Baches, dessen Quelle man gern entdecken möchte. Mit dem Licht in der Hand stand ich vor der Öffnung und wartete auf das Schlagen der Schloßuhr, das bald begann.

Jetzt höre ich mit unbestreitbarer Deutlichkeit, daß das geheimnisvolle Rauschen aus dem Schachte dringt, und zugleich sehe ich mit entsetzenstarrem Auge, wie sich ein bleicher Totenschädel von oben herab durch die Öffnung senkt, sich zweimal hin und her dreht und dann nach unten verschwindet.

Dieser Anblick raubte mir so die Besinnung, daß ich nur noch weiß, wie ich, den Leuchter fallen lassend, mit bebenden Knieen aus dem Zimmer mehr kroch als wankte.

Am anderen Morgen fanden sie mich bewußtlos am Fuß der Treppe liegen, nur meine kräftige Gesundheit

bewahrte mich vor einem tüchtigen Nervenfieber, aber das Bett mußte ich doch mehrere Tage hüten.

Als ich wieder so weit war, mich unterhalten zu können, besuchte mich mein Wirt, um mich zu beglückwünschen und mir zu danken.

„Das Resultat Ihrer Forschungen ist großartig," sagte er, „der rätselhafte Spuk glänzend aufgeklärt!"

„Wie das?" fragte ich, mich im Bett aufrichtend.

„Sehr einfach," gab er zurück, „der Schacht — —"

„Ja, was ist mit dem Schacht?" rief ich.

„Nun, das ist eben ein Schacht, ein Schacht für das Gewicht der Schloßuhr. Dieselbe hat nur ein Gewicht, Schlaggewicht und Gehgewicht sind vereinigt, ein Rad an dem Gewicht, das in einer Schlinge oder Schleife läuft, bildet diesen übrigens auch bei Wanduhren vorkommenden Mechanismus."

„Aber der Schädel, der schreckliche Totenkopf?" rief ich schaudernd.

Mein Wirt lachte. „Das ist eben das Gewicht," antwortete er, „dasselbe ist nicht von Eisen oder einem anderen Metall, sondern eine Kugel von weißem Sandstein. Man findet das häufig bei alten Turm- und Kirchenuhren. Die Form des Schädels wurde bei unserem Gewicht noch deutlicher dadurch erweckt, daß die Kugel unregelmäßig und an vielen Stellen abgeschliffen ist."

Er ging hinaus und kam gleich darauf mit einer weißen Sandsteinkugel, in welcher oben eine Öse eingelassen war, zurück, die Form der Kugel war eckig und an vielen Stellen kantig geschliffen. Ich erkannte sofort meinen Totenkopf wieder.

„Aber," rief ich, „Sie erzählen mir ja nicht, wie sich das Rauschen und Klopfen aufgeklärt hat!"

„O," entgegnete er, „warten Sie nur, und dann staunen Sie, wie leicht erklärlich der Jahrhunderte alte

Spuk iſt. Das Werk der Schloßuhr iſt ein ſehr altes und ſtammt noch aus dem ſechzehnten Jahrhundert,

kein Wunder, daß es ein wenig ſchadhaft iſt, beſonders da es durch Feuer auch ſchon gelitten hat. Auf dieſe Weiſe hat ſich denn auf der Walze, auf der ſich das Seil aufrollt, an welchem das Gewicht hängt, gerade

an der Stelle, über welche das Seil laufen muß, wenn es Nachts zwölf Uhr schlägt, eine Vertiefung gebildet. Rollte sich nun das Seil über der vertieften Stelle ab, so gab es einen Ruck und eine Drehung, welche sich im Seile fortsetzte und das Gewicht ins Drehen brachte, das Eigengewicht veranlaßte dann die Rückwärtsdrehung. So drehte sich das Gewicht beim Zwölfuhrschlagen zwölfmal hin und her, dabei jedesmal an der Mauer des Schachtes anstreichend — das war das Rauschen. Drehte sich dann die Walze nicht mehr, so teilte sich diese Ruhe nicht gleich dem Gewicht mit, sondern dasselbe pendelte, da es nicht mehr sinken konnte, einige Male hin und her — das war das Klopfen. Und da die Uhr jeden Tag aufgezogen werden mußte, so ereignete sich das Wunder alle Tage. Sie sehen, wohin bei Tageslicht Schloßgeister von bräutlichen Freifräulein kommen. — Übrigens bin ich Ihnen sehr dankbar," fuhr er fort, „denn ohne Ihre Dazwischenkunft wäre wahrscheinlich der Geist noch lange nicht gebannt, jetzt kann ich ohne Sorge meine Sommerfrische hier einrichten, das Geisterzimmer aber räume ich Ihnen ein, und solange ich hier wohne, soll es Ihnen jederzeit gratis zur Verfügung stehen, aus Anerkennung Ihrer Tapferkeit und aus Dankbarkeit für den Dienst, den Sie mir geleistet."

Lachend schlug ich in seine dargebotene Hand, und noch manche fröhliche Stunde habe ich bei den lieben Menschen in dem immer mehr im Aufblühen begriffenen Luftkurort zugebracht, wo mich alles freut und nichts belästigt, als daß ich jedem Menschen die Geschichte meiner Geisterbeschwörung erzählen muß, weshalb ich sie jetzt zu Papier gebracht habe und jeden, den sie interessiert, selbst zu lesen bitte.

Durch Norwegen.

Reiseskizze von W. H. Geinborg.

Mit 13 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Wohl mögen die alljährlich unternommenen und in ihrem Verlaufe vielfach geſchilderten Nordlandfahrten des deutſchen Kaiſers ſehr weſentlich dazu beigetragen haben, die ſkandinaviſche Halbinſel zu einem beliebten Reiſeziel zu machen; aber der Fremdenſtrom, der ſich jetzt in jedem Sommer über die norwegiſchen Küſtenplätze und in die ſonſt ſo ſtillen Fjorde ergießt, hätte nimmermehr ein ſo gewaltiger werden können, wenn nicht die natürlichen Schönheiten des Landes durch ihre Großartigkeit und vor allem durch ihre Eigenart die Nordlandreiſe in der Tat zu einer der anregendſten und genußreichſten machten, die der Bewohner des europäiſchen Binnenlandes unternehmen kann. Dem mehr und mehr zu Tage tretenden Bedürfnis willig Rechnung tragend, pflegen die großen deutſchen Dampfſchiffahrtsgeſellſchaften jetzt bereits regelmäßig einige ihrer prächtigen Paſſagierdampfer, die dem Reiſenden alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten eines gut geleiteten Hotels darbieten, für kürzere und längere norwegiſche Küſtenfahrten bereit zu halten, und es dürfte

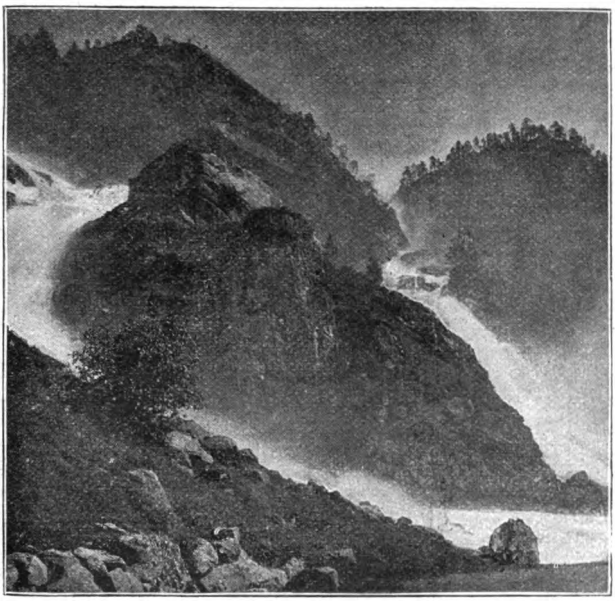
unter den Teilnehmern an ſolchen Ausflügen kaum einer zu finden ſein, der ſich nicht mit vollſter Befriedigung und vielfach mit wirklichem Entzücken der in verſchwenderiſcher Fülle gewonnenen Reiſeeindrücke erinnerte.

Wer mit den Verkehrsverhältniſſen des Landes ſchon ein wenig vertraut und vielfach ſogar der Sprache hinlänglich mächtig iſt, um nicht überall eines Ratgebers

Norwegiſches Karriol.

und Dolmetſchers zu bedürfen, der wird es allerdings vorziehen, die Fahrt auf eigene Hand zu unternehmen und ſich von Fall zu Fall der kleinen norwegiſchen Küſtendampfer bedienen, die in großer Anzahl und nach einem trefflich geregelten Fahrplan den Verkehr zwiſchen den einzelnen Plätzen vermitteln. Denn wenn auch der verfügbare Raum an Bord naturgemäß hier ein ziemlich beengter iſt, ſo iſt doch für allen wünſchenswerten Komfort Sorge getragen, die Verpflegung iſt ausgezeichnet und das Verhalten der Bemannung gegen die Paſſagiere durchweg von liebenswürdigſter Höflich-

keit. Auch kann man ſich faſt in allen Fällen wenigſtens mit dem Kapitän in deutſcher Sprache verſtändigen. Die bei ſolcher Art zu reiſen gewonnene Bewegungsfreiheit, die dem Touriſten geſtattet, nach Belieben über ſeine Zeit zu verfügen und ſein Programm

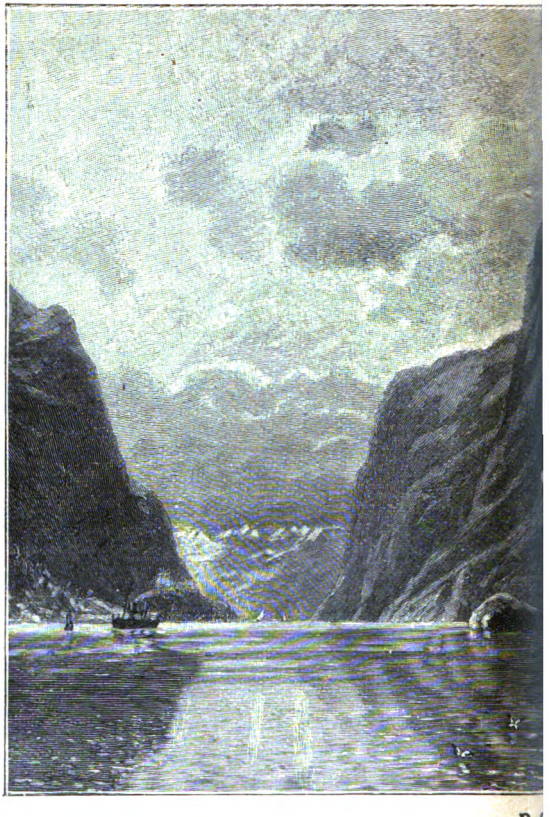


Der Lotelos.

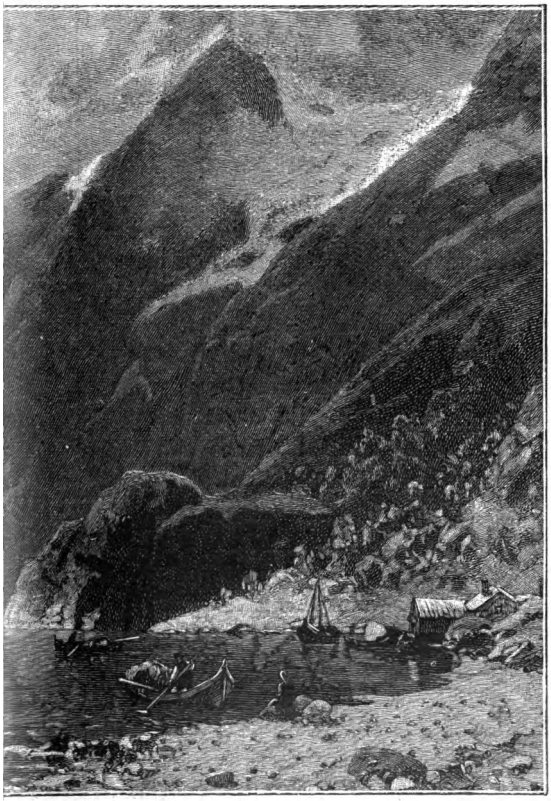
ganz den Umſtänden und dem eigenen Ermeſſen anzupaſſen, iſt ein nicht hoch genug anzuſchlagender Vorteil.

Für die Ausflüge in das Innere des Landes gibt es kaum ein anderes Beförderungsmittel als das Karriol oder Skyd, deſſen ſich auch der deutſche Kaiſer und ſein Gefolge bei ihren Landtouren ſtets bedienen.

Eine Karriolfahrt aber gehört zu jenen eigenartigen Genüssen, an die man sich erst einigermaßen gewöhnt haben muß, um ihnen den rechten Reiz abzugewinnen. Denn das Fahrzeug besteht aus einem zweirädrigen hölzernen Karren, der nur für eine oder zwei Personen Raum gewährt, überdies eine nicht gerade bequeme Sitzgelegenheit bietet, da der einfache, selten gepolsterte Bretterſitz nur mit einer niedrigen Rückenlehne versehen ist und unbarmherzig alle Unebenheiten des Weges fühlen läßt. Die kleinen Berggäule sind indessen ebenso ausdauernd als sicher und von so gutartigem Temperament, daß



man sie getrost selbst einem des Fahrens unkundigen Reisenden anvertrauen darf. — Wem Zeit genug zur Verfügung steht, der sollte nicht unterlassen, schon von Stavanger aus einige größere Ausflüge zu unternehmen, unter denen ein Besuch des Lotefos gewiß als besonders lohnend anerkannt werden wird. Denn dieser schönste und mächtigste Wasserfall des Folgefond gewährt einen unvergleichlich großartigen Anblick. Parallel mit ihm und durch eine etwa 50 Meter breite Felswand von ihm getrennt, stürzt aus einer Höhe von über 100 Meter mit wenig geringerer Macht der Skarsfos, jeder in



nd.

einem gewaltigen und geschlossenen Strahle, in denselben Felsenschlund hinab. Haushoch wird der weiße Gischt geschleudert, und die vereinigten Wassermassen bilden nach ihrem ersten Absturz einen einzigen, nur durch hervorspringende Felszacken zerrissenen Fall, um sich dann in den Fluten des Gröldalelvs zu verlieren.

An den zahllosen Schären (Inseln) der felsigen Küste vorbei geht die Dampferfahrt von Stavanger weiter nach Bergen, der alten, in den Jahren 1070 bis 1075 von dem König Olaf Kyrre begründeten Hafenstadt, die bis in die letzten Jahrzehnte hinein die erste Handelsstadt Norwegens war und sich erst neuerdings von der Hauptstadt Christiania überflügeln lassen mußte. Umgeben von alten, heute freilich bedeutungslosen Forts, liegt Bergen, ganz vom Wasser und von stattlichen Höhenzügen eingerahmt, auf einem weithin gestreckten Vorgebirge in überaus geschützter Lage, der es sowohl sein verhältnismäßig sehr mildes Klima wie seine häufigen Regenfälle zu danken hat. Amphitheatralisch baut sich die Stadt um den bequemen und tiefen Hafen auf, dessen östliche Seite für den deutschen Besucher die interessanteste ist, weil hier das nach der Zerstörung von 1702 getreulich im alten Stile neu aufgeführte ehemalige hansische Kontor liegt, das noch immer die deutsche Brücke (Tyskebryggen) heißt. Die Straßen sind in den älteren Stadtteilen hügelig, eng und krumm, die Häuser fast durchweg von Holz. Im alten Schloß Bergenhus, das gegenwärtig zur Residenz des Kommandanten und zu Magazinen und Gefängnissen dient, befindet sich die alte, jetzt restaurierte Königshalle aus dem 13. Jahrhundert.

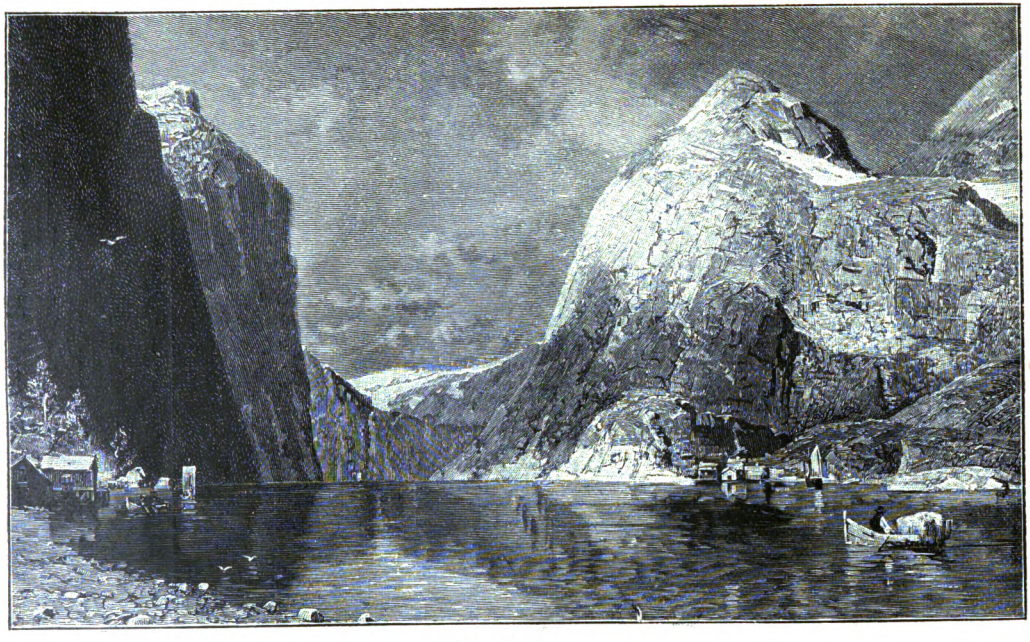
Von Bergen aus fahren drei- bis viermal wöchentlich die oben erwähnten, trefflich eingerichteten Küstendampfer nach dem Sognefjord, dem längsten und

Ansicht von Bergen.

Nach einer Photographie von Valentine & Sons in Dundee.

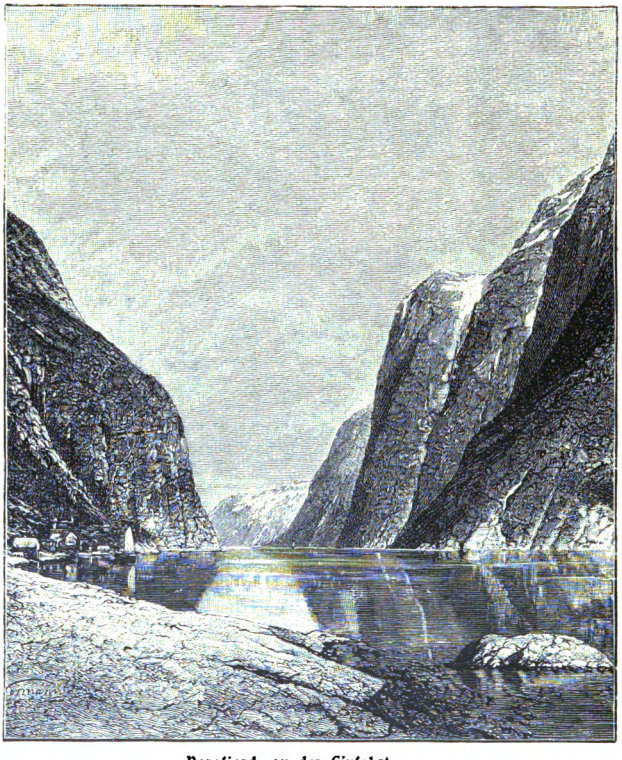
weiteſtverzweigten aller norwegiſchen Fjorde. Die Fahrt bietet anfangs wenig Bemerkenswertes, denn die Umgebungen ſind öde und die Berge noch niedrig. Allmählich aber gewinnt die Gegend mehr und mehr einen romantiſchen Charakter. Freundliche Ortſchaften in wohlangebauten Seitentälern wechſeln ab mit ſchroffen, düſteren Felspartien, über die hie und da aus der Ferne das blendende Weiß des ewigen Schnees und der bläuliche Schimmer der Gletſcher herübergrüßt. Zuweilen ſchieben ſich die beiden Ufer ganz nahe zuſammen, um bald wieder zu ſeeartiger Erweiterung auseinander zu rücken. Dabei zweigen ſich zu beiden Seiten fortwährend andere Fjorde ab, ſo der wilde Fjärlandsfjord, deſſen ſteil anſteigende Felſenwände eine Höhe bis zu 1700 Meter erreichen, der Sogndalsfjord und der Lyſterfjord. Vom Meere bis zu ſeinem weſtlichen Ende bei Lyſter hat der Sognefjord eine Länge von 180 Kilometer, während ſeine durchweg ſehr bedeutende Tiefe ſtellenweiſe bis zu 1000 Meter beträgt; die ihn umgebende Landſchaft Sogn iſt eine der großartigſten Norwegens. Sie umfaßt einen Flächenraum von 9000 Quadratkilometer und zählt 38,000 Einwohner. In ihr findet ſich auch der größte und intereſſanteſte aller norwegiſchen Gletſcher, der 5 bis 15 Kilometer breit und nicht weniger als 90 Kilometer lang iſt. In ganz Europa iſt nirgends eine gleich große zuſammenhängende Maſſe ewigen Eiſes anzutreffen. Und man kann ſich von ſeiner Großartigkeit ungefähr eine Vorſtellung machen, wenn man hört, daß er 24 kleinere Gletſcherarme in die verſchiedenen Seitentäler und Fjorde ausſendet.

Eine der überwältigendſten Szenerien dieſer Landſchaft iſt der Narofjord, deſſen umgebende Felſenwände ſich 1600 bis 2000 Meter hoch erheben. Durch



Sognefjord.

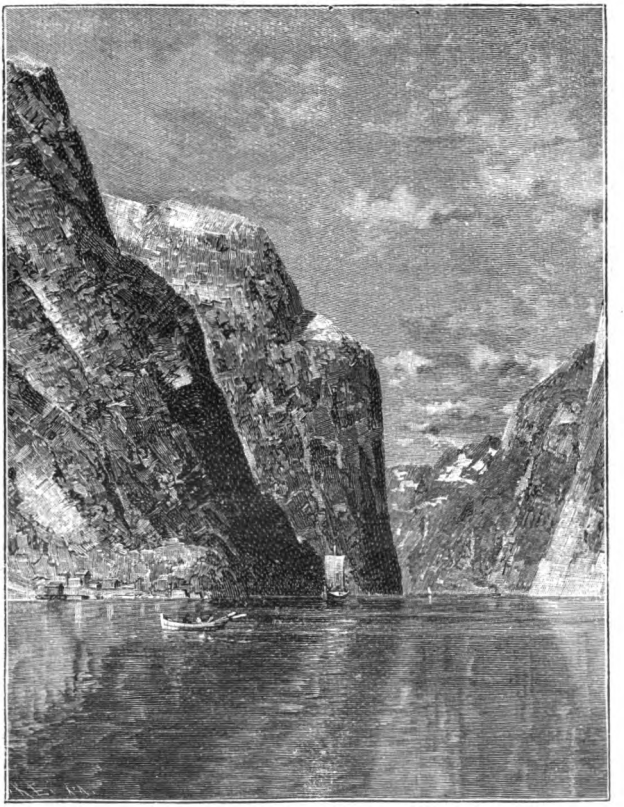
eine ſchmale Einfahrt gelangt das Schiff vom Aurlandsfjord aus in dieſen Waſſerarm, deſſen Beſuch kein Nordlandreiſender verſäumen ſollte. Denn Meer und



Naroſjord, an der Einfahrt.

Gebirge zeigen ſich ihm in ihrer grandioſen Verbindung kaum irgendwo ſo impoſant und eigenartig als hier, wo die völlig vegetationsloſen, himmelhohen Wände ſich faſt durchweg beinahe ſenkrecht in die Flut hinabſtürzen.

An der Einfahrt in den Romsdalsfjord liegt die Stadt Molde, ein Ort, von dem alle Nordlandfahrer



Narofjord, innere Ansicht.

nur in Ausdrücken des Entzückens zu erzählen wiſſen. Lang hingeſtreckt dehnt er ſich am Ufer des Fjords. Schöne, dichte Waldungen umſäumen die ganze Küſte und bieten eine Fülle der prächtigſten Spaziergänge.

Die Aussicht über den tief eingeschnittenen Meerbusen und die gegenüberliegenden Schneefirnen ist einzig in ihrer Art. Der Reichtum der Nadelholzvegetation und das auffallend milde Klima können den Reisenden wohl vergessen lassen, unter wie hohen nördlichen Breiten er sich hier befindet.

Eine kurze Dampferfahrt bringt ihn weiter nach Trondhjem, der alten Krönungsstadt der norwegischen Könige, deren Dom als das ehrwürdige Denkmal einer großen Vergangenheit und als das interessanteste Kirchenbauwerk der skandinavischen Halbinsel mit Recht unter die hervorragenden Sehenswürdigkeiten einer Nordlandfahrt gerechnet werden muß. Ursprünglich nach dem Muster der englisch-normannischen Bauten errichtet, ist der Dom leider im 16. Jahrhundert durch eine Feuersbrunst zum großen Teil zerstört worden, so daß nur das prächtige Oktogon mit dem silbernen Sarge König Olafs erhalten geblieben ist. Eine eben in der Vollendung begriffene pietätvolle Restauration gewährt indessen dem Besucher die trefflichste Vorstellung von der ursprünglichen Gestalt des Bauwerks.

Von Trondhjem ist bequeme Gelegenheit zu einem überaus lohnenden Abstecher nach den bedeutenden Wasserfällen von Lerfos gegeben, von denen der obere — ohne sich natürlich im übrigen seinem gewaltigen amerikanischen Rivalen vergleichen zu können — eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Niagara insofern aufweist, als er in der Mitte durch einen mächtigen Felsen geteilt wird. Am unteren Lerfos erhebt sich eines jener großen, vielbesuchten Hotels, deren musterhafte Einrichtung und ausgezeichnete Verwaltung den Norwegenreisenden immer wieder auf das angenehmste überrascht. Daß alle Bedienstete des anheimelnden Gasthauses die malerische und kleidsame Landestracht tragen,

iſt eine hübſche Zugabe, die den Reiz des Aufenthalts nicht unweſentlich erhöht.

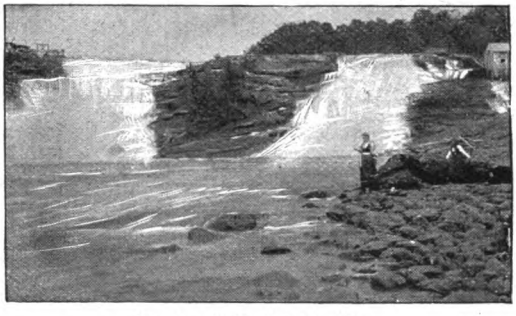
Eine beſondere landſchaftliche Sehenswürdigkeit von einzigartigem Reiz, mit der eine Nordlandfahrt den Reiſenden bekannt macht, ſind die Lofoten, die größte Inſelgruppe an der norwegiſchen Küſte. Es ſind im ganzen ſechs größere Inſeln: Oeſtvaagö, Weſtvaagö,

Molde.

Flakſtadö, Moskenäſö mit dem jäh abfallenden Vorgebirge von Lofotodelen oder Helleſeggen, Värö und Röſt. Schmale Waſſerarme trennen die einzelnen Eilande voneinander. Zwiſchen Värö und Röſt, den beiden äußerſten Inſeln der Gruppe, befindet ſich die unter dem Namen Malſtrom bekannte und in früheren Zeiten wegen ihrer großen Gefahren mit Recht gefürchtete Meeresſtrömung von Moskenäſö. In dieſem Malſtrom, bei deſſen Anblick man allerdings nicht an Edgar Allan Poës phantaſtiſche Schilderung denken darf, wenn man nicht etwas

enttäuſcht werden will, liegt auch noch die kleine Inſel Mosken, die natürlich unbewohnt iſt, da der Verkehr mit der übrigen Welt für die Anſiedler wenn nicht unmöglich, ſo doch im höchſten Grade gefährlich ſein würde.

Was den Lofoten ihren beſonderen Reiz verleiht und ſie neuerdings mehr und mehr zu einer Fundgrube für Maler gemacht hat, iſt die pittoreske, oft geradezu



Der obere Lerfos bei Trondhjem.

bizarre Geſtaltung ihrer Ufer und die ſchöne Silhouette der ſich im Innern erhebenden, alpenartig gezackten Gipfel, die teilweiſe bis in die Regionen des ewigen Schnees emporſteigen. Der Boden der wilden Eilande, die gewiſſermaßen eine natürliche Schutzwehr der dahinterliegenden Küſten gegen den Anſturm des Eismeeres bilden, iſt naturgemäß wenig ertragreich, ſoweit es ſich um eine Ausnutzung für den Ackerbau handelt. Dagegen bietet er der Viehzucht gute Weideplätze, die um ſo wertvoller ſind, als der Schneefall merkwürdigerweiſe ganz unbedeutend zu ſein pflegt. Die eigentliche Erwerbsquelle für die Einwohner aber bildet der Fiſchfang, namentlich die große Kabeljau-

fiſcherei während der Monate Februar, März und April. Der Fang wird in offenen Booten und mit Netzen betrieben und liefert beinahe immer einen ſehr bedeutenden Ertrag. Die erbeuteten Fiſche werden, nachdem Köpfe und Eingeweide entfernt ſind, in zwei Hälften zerſchnitten, geſalzen und entweder an großen Geſtellen oder auf den Klippen in der Luft getrocknet, um in dieſer, auch dem Binnenländer als Stockfiſch und Klipp-

Der untere Lofos.

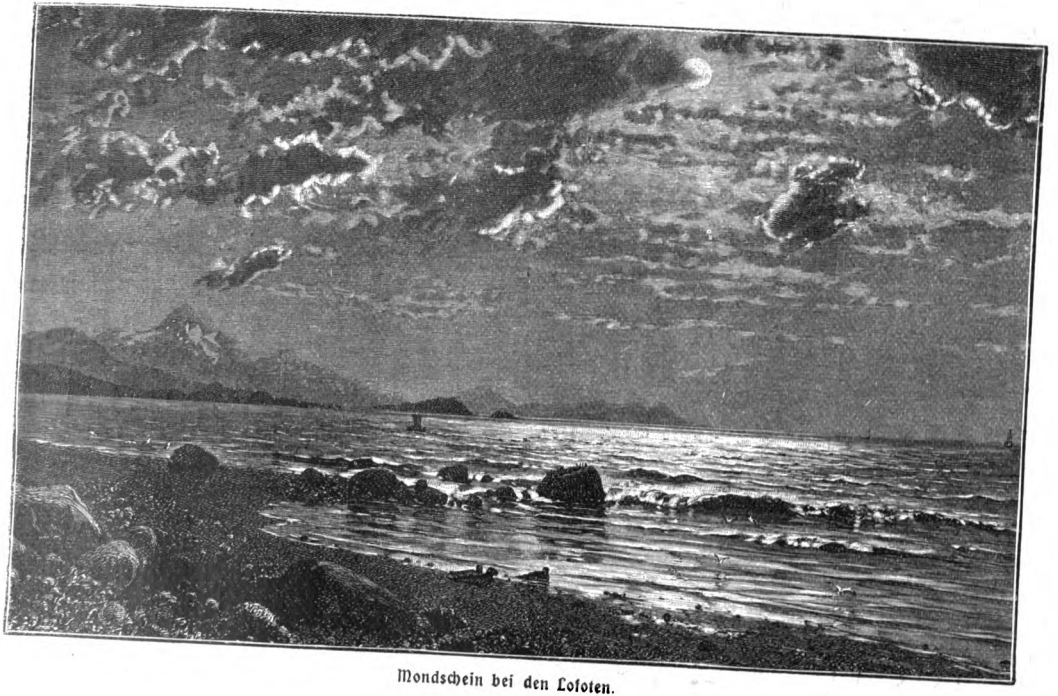
fiſch wohlbekannten Geſtalt zur Verſendung zu gelangen. Auch die Abfälle bleiben indeſſen keineswegs unverwertet. Die Lebern dienen zur Herſtellung von Lebertran, die Köpfe werden als Viehfutter verwendet und die Eingeweide zu Fiſchguano verarbeitet. Die mit dieſen Prozeſſen untrennbar verbundenen üblen Gerüche, von denen die Atmoſphäre auf den Lofoten beſtändig geſättigt iſt, bilden allerdings für den Beſucher eine nicht ſehr erfreuliche Zugabe, an die ſich die Naſe des Binnenländers erſt nach geraumer Zeit einigermaßen zu gewöhnen vermag.

Jedenfalls darf eine Dampferfahrt um die Lofoten unter die herrlichsten Seereisen gerechnet werden, die man im Norden unternehmen kann, und wer das Glück hat, dies einzig dastehende Landschaftsbild im Glanze der Mitternachtssonne zu genießen, die ringsumher alles in purpurnen Farben erglühen läßt, oder in einer der herrlichen, stimmungsvollen Mondscheinnächte, der wird den wahrhaft überwältigenden Eindruck sicherlich nie vergessen.

An die Lofoten schließt sich nach Norden hin eine ganz ähnlich gestaltete zweite Inselgruppe, die Vesteralen. Beide Gruppen sind nur durch den engen, von malerisch geformten Bergen umgebenen Raffund, der stellenweise ganz den Charakter eines Fjords annimmt, voneinander getrennt.

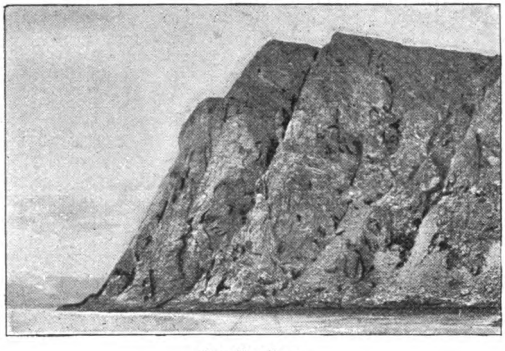
Die nördlichste Stadt Norwegens ist Hammerfest auf der Westküste der Insel Kvalö unter mehr als 70 Grad nördlicher Breite. Hier, wo die Sonne im Sommer elf Wochen lang nicht unter den Horizont hinabsinkt, während allerdings der Winter den Einwohnern eine entsprechend lange, sonnenlose Nacht bringt, befindet sich der Tourist gleichsam auf dem vorgeschobensten Posten des organisierten geselligen Lebens. Die Stadt zählt etwas über 2000 Einwohner und liegt weitläufig gebaut unmittelbar unter einem hohen, überhängenden Felsen. Die Häuser sind sehr komfortabel eingerichtet und sogar mit elektrischer Beleuchtung versehen. Die sehr betriebsame und heitere Bevölkerung scheint sich unter den abnormen Lebensverhältnissen, die der monatelange Tag und die ebensolange Dämmerung (denn von einer vollständigen Dunkelheit kann man eigentlich nicht sprechen) mit sich bringt, sehr wohl zu befinden.

Von Hammerfest aus geht das Schiff dann direkt weiter zum Nordkap. Die Natur hat auf dieser Strecke



Mondschein bei den Lofoten.

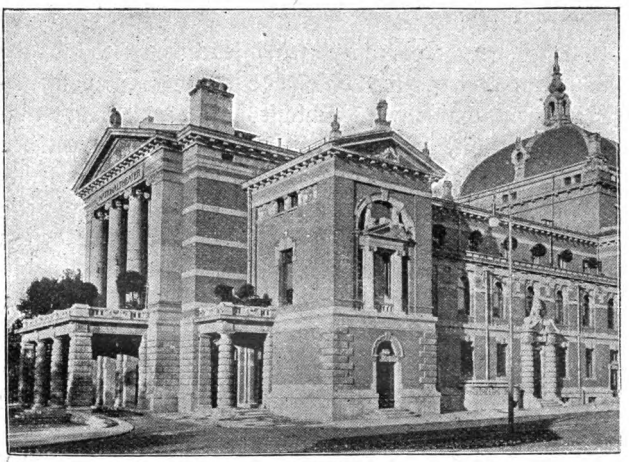
ſchon einen vollſtändig arktiſchen Charakter. Eine intereſſante Epiſode bildet das Paſſieren der großen Vogelinſel Hjelmſö-Stauren; denn es gewährt einen wunderſchönen Anblick, wenn ſich, durch den ſchrillen Pfiff der Dampfſchiffe aufgeſchreckt, Hunderttauſende von Vögeln in einer ſchneeweißen Wolke unter betäubendem Geſchrei in die Luft erheben. Das Nordkap ſelbſt, das nicht ganz mit Recht als das nördlichſte Vorgebirge des europäiſchen Feſtlandes bezeichnet wird, iſt ein



Das Nordkap.

kahler, 295 Meter hoher Schieferfelſen, deſſen Beſteigung einigermaßen beſchwerlich und überdies nicht ſehr lohnend iſt, zumal es unter die außergewöhnlichen Glücksfälle gerechnet wird, wenn der Reiſende hier ruhige See und klares Wetter antrifft. Nicht wenige Touriſten, die mit Spannung dieſem letzten Ziel ihrer Nordlandfahrt entgegenfahren, haben ſich deshalb ſchon veranlaßt gefunden, im letzten Augenblick auf die bei bewegtem Meere immerhin etwas bedenkliche Landung zu verzichten und ſich mit der Betrachtung des Kaps vom Bord des ſicheren Dampfers zu begnügen.

Kein Nordlandfahrer aber sollte sich auf der Heimreise den Besuch von Christiania, der Hauptstadt Norwegens, versagen. Malerisch im Hintergrunde des 110 Kilometer langen Christianiafjords am Fuße des Ekebergs gelegen und durch eine hervorragend schöne Umgebung ausgezeichnet, bietet die Stadt dem Besucher eine Fülle des Interessanten und Sehenswerten. Die



Das neue norwegische Nationaltheater in Christiania.

mit elektrischem Licht oder mit Gas erleuchteten Straßen sind zumeist breit und gerade; nur in den alten Vorstädten trifft man noch hie und da winklige Gassen und kleine, dürftige Hütten. Die breite Karl-Johannes-Gade, die unmittelbar nach der imposanten weißen Hauptfront des königlichen Schlosses führt, könnte sich in jeder europäischen Großstadt mit Ehren sehen lassen. Das alte Schloß, Akershus, das bis 1719 der Sitz der dänisch-norwegischen Könige war, wird heute nur noch als Arsenal benutzt. Auf Schritt und Tritt begegnet

man den Äußerungen eines überaus regen geistigen und industriellen Lebens, und auch als Handelsstadt nimmt Christiania heute den unbestritten ersten Platz im Lande ein. Mit der ausgezeichneten Universität verbunden sind ein naturhistorisches Museum, ein Münzkabinett, ein Museum skandinavischer Altertümer, ein ethnographisches Museum, eine reichhaltige Bibliothek, ein botanischer Garten und verschiedene andere wissenschaftliche Institute.

Eines der hervorragendsten öffentlichen Gebäude ist das neue Nationaltheater. Umgeben von den Monumentalbauten des Schlosses, des Parlaments und der Universität, liegt es recht eigentlich im Herzen der Stadt, ein nach dem preisgekrönten Entwurf des Architekten Henrik Bell geschaffenes, für ein Theater vielleicht etwas zu ernst wirkendes Bauwerk, über dessen von Säulen eingerahmten hohen Fensterbogen man die Namen der drei bedeutendsten norwegischen Dichter: Holberg, Ibsen und Björnson liest. Für die beiden noch lebenden unter ihnen, Henrik Ibsen und Björnstjerne Björnson, sind in angemessener Entfernung hohe, vom Bildhauer Sinding modellierte Bronzestatuen auf Granitsockeln aufgestellt worden. Auch die innere Ausstattung dieses vorwiegend aus freiwilligen Beiträgen geschaffenen norwegischen Nationaltheaters ist reich und von erlesenem künstlerischen Geschmack, wie es dem hohen Ansehen der dramatischen Literatur in den skandinavischen Ländern entspricht.

Marianne Falk.

Novelle von Friedrich Thieme.

(Nachdruck verboten.)

1.

Der Gaſtwirt Völler warf einen forſchenden Blick auf die fremde Frau, die ſo zeitig am Morgen ſchon ſein Lokal betrat. Sie war, wenn auch ſehr einfach, doch anſtändig bekleidet mit einem ſchwarzwollenen, ſchon etwas abgetragenen Kleid, ſchwarzen Lederſtiefelchen, einem ziemlich geſchmacklos aufgeputzten Strohhut und einem karierten Umſchlagetuch. Schmuck erblickte man nicht an ihr, wenn man nicht einer unechten Korallenbroſche, wie man ſie für fünfzig Pfennig in einem Bazar kauft, dieſen ſtolzen Namen geben will. In der Hand trug ſie eine kleine abgeſchabte ſchwarze Ledertaſche. So wie ſie war, machte ſie den Eindruck einer ärmeren Arbeitersfrau in ihrem Sonntagsſtaate. Der Wirt hielt ſie für eine Hauſiererin von der Art, wie ſie häufig bei ihm einkehrten, ſogenannte Privatreiſende, die nur einige Proben bei ſich führen und in den Gehöften oder Häuſern Seife, Petroleum oder auch Leinwand und Wäſche anbieten.

Die Frau, deren Alter er auf etwa sechzig Jahre schätzte, war ziemlich groß, schlank und mager und von auffallend fahler oder richtiger fast wachsgelber Gesichtsfarbe. Ihr Gang besaß etwas Linkisches, ihr Blick streifte, wie sich der Wirt in der Folge überzeugte, alle Personen, mit denen sie sprach, mit einem scheuen, ja bestürzten Ausdruck und wandte sich dann wie ängstlich wieder von ihnen ab, oder er sank vielmehr fast herunter, und die glanzlosen Augen von grauer oder graublauer Farbe, um deren jedes ein dunkler Streifen wie eine gemalte Einfassung sich zog, flüchteten förmlich scheu unter die nach unten gezogenen, hellblonden Brauen, als wollten sie dort Schutz suchen.

„Guten Morgen!“ sagte die Frau, als sie hereinkam. Völler vernahm die nur leise gesprochenen Worte nicht, er erriet sie nur aus der Bewegung der Lippen und erwiderte den Gruß in seinem gewöhnlichen Geschäftstone. Die Fremde blieb einen Augenblick an der Tür stehen, als ob sie über den Entschluß, in das Zimmer zu treten, noch nicht ganz mit sich einig sei, dann schritt sie langsam auf den Tisch zu, der in der dunkelsten Ecke der Gaststube sich befand, und setzte sich auf die hinter demselben stehende Holzbank.

„Bitte, geben Sie mir ein Glas Bier,“ bat sie mit der früheren klanglosen heiseren Stimme.

„Was wünschen Sie?“

Er hatte die Worte nicht verstanden. Sie mußte ihren Wunsch wiederholen. Als sie es das erste Mal tat, brach sie selbst in der Mitte des Satzes ab, als zweifle sie, ob sie auch laut genug gesprochen habe. Nun gab sie ihrem Verlangen zum dritten Male Ausdruck, lauter als zuvor, aber immer noch in einer Weise, als wisse sie die Dimensionen und Tonstärke nicht richtig abzuschätzen.

Sie erhielt das Glas Bier, trank einen Schluck und brachte sodann aus ihrer Tasche ein kleines Paket, enthaltend ein Butterbrot und ein Stück Wurst, zum Vorschein, worauf sie mit unverkennbarer Schüchternheit, aber auch mit sichtlichem Appetit ihr Frühstück zu sich zu nehmen begann.

Böller achtete nun weiter nicht auf sie. Mit dem Ausspülen der Gläser beschäftigt, drängte er seine Neugierde zurück, bis das letzte Glas auf dem Gestell prangte, dann erst ließ er sich leutselig, indem er sich ihr, seine Pfeife im Munde, auf halbe Zimmerlänge näherte, zu der Frage herbei, wo sie denn schon so früh herkomme.

Die Frau unterbrach sich im Kauen, um zu antworten.

Böller nahm erstaunt seine Pfeife aus dem Munde. „Was? Vier Stunden sind Sie heute schon marschiert?"

Diesmal hatte sie ihn offenbar nicht verstanden, wie der ein wenig verlegene Ausdruck ihres Gesichts deutlich zeigte.

„Hören Sie schwer?" fragte der Wirt.

„Wie sagen Sie? Ob ich schwer höre? — Nein." Sie bemühte sich, laut und deutlich zu sprechen, trotzdem kam es im Laufe des Gesprächs noch öfters vor, daß sie ihre eigenen Worte unaufgefordert noch einmal lauter wiederholte oder, wie vorhin schon, ihre Bemerkung in der Mitte abbrach, um noch einmal mit kräftigerer Stimme von vorn zu beginnen. Auch ergab sich der sonderbare Umstand, daß sie anscheinend den Gastwirt gerade dann am wenigsten verstand, wenn er sehr laut sprach, während ihr von den noch so leise hingeworfenen Worten nicht ein einziges entging.

„Sie sind also heute schon vier Stunden marschiert?" nahm der Inhaber der Gemeindeschenke sein Examen wieder auf.

„Jawohl — vier Stunden. O, es war nicht schlimm, das Wetter ist ja so schön."

„Ja, 's ist ein Tag, wie wir im März lange keinen gehabt haben. Wollen Sie noch weit?"

„Ob ich noch weit will? Nein — ich — ich wollte nur —"

„Hierher?"

„Ja."

„Was verkaufen Sie denn?" Der Wirt erachtete die Tatsache, daß sie mit irgend einer Ware handle, für von vornherein feststehend und war daher aufs äußerste erstaunt, zu vernehmen, daß sie nichts verkaufe.

„Ich bin nur hierher gekommen, um einige Erkundigungen einzuziehen," bemerkte sie schüchtern auf seinen verwunderten Blick.

„Erkundigungen? Nach wem denn?"

Die Frau zögerte einen Moment, dann erwiderte sie: „Sie sind wohl schon lange im Dorfe?"

„Ich bin hier geboren."

„So entsinnen Sie sich vielleicht einer gewissen Marianne Falk?"

Die Wirtin, die soeben in die Gaststube getreten war, trat bei Nennung dieses Namens augenscheinlich betroffen näher. „Marianne Falk suchen Sie? Die Mörderin?"

„Ja — es ist eine Verwandte von mir," sagte die Fremde, der dieses Geständnis offenbar sehr peinlich war.

„Na, dafür kann niemand," beschwichtigte sie die Wirtin. „In jeder Familie gibt's ein räudiges Schaf."

Die Frau nickte nur mit dem Kopfe und fuhr dann leise fort: „Sie wissen, daß — daß sie vor einem Jahre begnadigt worden ist?"

„Versteht sich," bestätigte Völler wichtig. „Es stand

ja in allen Zeitungen. Nachdem sie zweiundzwanzig Jahre im Zuchthaus gesessen hat, wurde sie aus Anlaß der goldenen Hochzeit des Fürsten begnadigt. Sie soll sich sehr gut im Zuchthaus geführt haben. Was treibt sie denn jetzt?"

„Sie arbeitet in einer Fabrik in Hamburg."

„So weit von hier?"

„Ja. Natürlich hatte sie das Bestreben, von dem Schauplatz ihres Verbre— ihrer Tat möglichst entfernt zu sein."

„Das glaub' ich," stimmte Frau Völler bei. „Es war auch ein furchtbarer Fall. Sie wissen doch davon?"

„Ich habe es damals in den Zeitungen gelesen. Als mich die Falk vor einiger Zeit besuchte, wollte ich sie natürlich nicht danach fragen — die Sache ist ja so lange her, und ich fürchtete mich, traurige Erinnerungen in ihr zu wecken."

„Natürlich — sie hat Sie also besucht? Was wollte sie denn?"

„Sie bat mich, für sie hierher zu reisen, und brachte mir das Geld dazu. Sie selber wage sich nicht her, erklärte sie, denn erstens schäme sie sich, und dann — damals habe man sie hier beinahe gesteinigt."

„Das ist wahr," rief der Gastwirt eifrig. „Das war ein Aufruhr! Kopf an Kopf standen die Leute, und als sie die Mörderin aus dem Wagen steigen ließen — es handelte sich um eine Besichtigung des Tatortes — da ging der Tumult los. Alle brüllten und erhoben die Fäuste gegen sie, und die Steine flogen ihr nur so um den Kopf."

Die Fremde wandte sich schaudernd ab.

„Es war ja auch ein himmelschreiendes Verbrechen. Man kann eigentlich nichts zu ihrer Entschuldigung sagen, als daß sie eben schlechte Vorbilder und eine

schlechte Erziehung gehabt hat. Deshalb ist sie wohl auch nicht aufs Schafott gekommen. Haben Sie die Falk damals gekannt?"

„Ich habe sie nur als Kind ein paarmal gesehen," sagte die Frau.

„So von Ansehen war's keine üble Person, aber roh, gemütsroh im höchsten Grad, wissen Sie. Na, wo sollten auch die besseren Regungen bei ihr herkommen? Eine Mutter hatte sie nicht, die starb, glaub' ich, schon, ehe sie drei Jahre alt war, der Vater war ein Trunkenbold, die spätere Stiefmutter ein niederträchtiges Weibsbild, das sie so traktierte, daß das Mädchen störrisch und boshaft wurde. So wurde in der Gerichtsverhandlung seinerzeit als Beweis für die Erbärmlichkeit ihrer Gesinnung vorgebracht, daß sie als zehnjähriges Mädchen ihre Stiefschwester, ein Ding von drei Jahren, mit einem Stocke halbtot geschlagen habe."

„Aber das — das war eben, weil es das Kind ihrer Stiefmutter war, die sie eben vorher unmenschlich grausam gezüchtigt hatte," fiel rasch die Fremde ein. „So hat sie mir wenigstens erzählt."

„Na, das macht meiner Ansicht nach keinen Unterschied," sprach der Gastwirt entrüstet weiter. „Unrecht leiden ist besser als Unrecht tun. Na, wie gesagt, sie war trotzdem kein übles Mädchen, äußerlich genommen, und kaum achtzehn Jahre alt, fand sich auch ein Freier für sie, ein braver Mensch, ein Klempnergehilfe aus der Stadt. Doch ging's mit dem Heiraten nicht so rasch, denn Mender, der Bräutigam, und auch die Falk waren arm wie Kirchenmäuse, bei ihr reichte es nicht einmal zu einer dürftigen Ausstattung. Und doch brauchte der junge Mensch notwendig ein paar hundert Taler, da er sich selbständig machen wollte. Nun besuchte damals jedes Jahr mehrere Male eine alte Handels-

frau, Henriette Findeisen hieß sie, wurde aber allgemein Flanell-Jettchen genannt, unser Dorf, die gute Geschäfte in der ganzen Gegend machte und oftmals nicht unbedeutende Summen bei sich trug. Diese arme Person verschwand plötzlich, das heißt, sie kehrte nicht zu ihren Angehörigen zurück, und diese erhielten keine Nachricht mehr von ihr. Mit Rücksicht auf die Tatsache, daß sie vermutlich viel Geld bei sich getragen, dachte man sofort an einen Raubmord und verfolgte die Spuren der alten Frau von ihrem Ausgangspunkte bis zum Verschwinden. Die Spur endigte in unserem Dorf, hier war sie zuletzt gesehen worden. Aber wo war sie dann hingekommen? Im Gasthof im unteren Dorfe hatte sie logiert, der Verdacht lenkte sich zuerst auf dessen Besitzer, und der unglückliche Mann wurde gerichtlich eingezogen und brachte nahezu sechs Monate unschuldig in Untersuchungshaft zu."

„Schrecklich — schrecklich!" stöhnte die Zuhörerin.

„Nicht wahr? Doch es kommt noch schlimmer. Der arme Teufel war nicht das einzige Opfer. Bald lenkte sich der Verdacht auf einen Hausierer, mit dem die Findeisen am Morgen in das Dorf hereingewandert war. Zum Glück konnte der sein Alibi nachweisen und wurde nach einigen Tagen entlassen. Nicht so ein anderer Verdächtiger, der Taglöhner Hörsler hier, in dessen Garten eines Tages eine Brosche gefunden wurde, die man als Eigentum der verschwundenen Handelsfrau erkannte. Der Mann erklärte der Wahrheit gemäß, er wisse nicht, wie die Brosche in seinen Garten gekommen sei, da er aber auch sonst in bedrängten Umständen war, glaubte man ihm nicht, und auch er mußte einige Wochen unschuldig in Haft sitzen."

„Ich weiß, ich weiß," bestätigte die Fremde mit beinahe überfließenden Augen. „Lassen Sie es gut

sein — ich entsinne mich aller dieser Dinge noch recht gut."

Der Wirt schien jedoch nicht so leicht geneigt, die interessante Darstellung zu verkürzen, und ohne der Unterbrechung zu achten, erzählte er beredt weiter: „Man verzweifelte bereits an der Aufklärung des Falles, da erschien — es waren über drei Jahre seit dem geheimnisvollen Verschwinden der Unglücklichen vergangen und die Marianne Falk war seit zwei Jahren an den Klempner Mender, ihren ehemaligen Geliebten, verheiratet und wohnte mit ihm in der Stadt — plötzlich ein älterer Bruder der Falk an Gerichtsstelle und gab die Erklärung ab, daß niemand anders als seine Schwester Marianne die Mörderin der Findeisen sei. Sein Vater habe ihm im Zustand der Trunkenheit das Geheimnis verraten, und er könne es nicht mit seinem Gewissen vereinbaren, das Schreckliche für sich zu behalten.

Marianne Falk wurde darauf verhaftet, leugnete aber beharrlich so lange, bis man die Leiche der Ermordeten im Keller des Hauses, wo sie vergraben war, entdeckte. Nun gab sie wohl zu, um den Mord zu wissen, doch sie sei nicht selbst die Täterin, sondern ihr Vater. Von Anfang an konnte kein Zweifel sein, daß sie log, höchstens stand in Frage, ob ihr Vater sich der Mittäterschaft schuldig gemacht habe. Ich habe dem Prozeß als Zeuge beigewohnt, es war einer der aufsehenerregendsten, die je vor dem Schwurgericht der Stadt spielten. Fünf Tage währten die Verhandlungen, zu welchen beinahe das ganze Dorf geladen war. Erst am letzten Tage bequemte sich die Mörderin zu einem offenen Geständnis. Sie hatte gefürchtet, ihr Bräutigam werde sie, da sie gar nichts besaß, im Stiche lassen. Während sie sich gerade den Kopf darüber zer-

marterte, wie und wo sie sich Geld verschaffen könne, kam die Handelsfrau, die oftmals an sie verkaufte, ins Haus. Da durchfuhr sie wie ein Blitz der gräßliche Gedanke, und die Mitteilung, daß die alte Frau auf der Heimreise sei, also voraussichtlich eine größere Summe bei sich führte, steigerte noch ihre Habgier. Sie schuldete der alten Findeisen eine kleine Summe, um die sie diese mahnte. Da sie das Geld nicht zur Hand hatte, bestellte sie die Alte auf den Abend wieder zu sich. Sie wählte absichtlich eine Zeit, in der es bereits finster war, und machte alles für die entsetzliche Tat zurecht. Da sie mit ihrem Vater allein und dieser um die betreffende Stunde meist im Wirtshause war, fürchtete sie keine Überraschung. Die Findeisen kam auch pünktlich auf die Minute, sie wollte noch am Abend fort. Die Falk bedauerte, daß sie das Geld nicht habe auftreiben können, und ärgerlich und schimpfend wollte sich die Alte wieder entfernen. Da, als sie zur Tür hinausging, von der Marianne Falk begleitet, raffte diese plötzlich die bereits am Ofen verborgene Axt auf und schlug von hinten die unglückliche Hausiererin zu Boden. Das Opfer brach besinnungslos zusammen, einige weitere Hiebe vollendeten das Werk, und die Mörderin schleifte, nachdem sie die Alte ausgeraubt und in der Tat eine Summe von mehreren hundert Mark erbeutet, die Leiche nach dem Keller. Zu ihrer größten Bestürzung kam in diesem Augenblick wider alles Erwarten ihr Vater nach Hause — tödlich erschrocken half er ihr die Leiche verbergen und begraben. Mit dem geraubten Gelde wagte sie sich indessen nicht gleich heraus, erst als bald darauf eine kinderlose Tante von ihr starb, erzählte sie ihrem Bräutigam, diese habe ihr eine kleine Summe hinterlassen. Die Erbschaft müsse jedoch vorläufig geheim bleiben, wegen ihres

Bruders, der sonst Ansprüche erheben würde. Der Mann ließ sich auch dadurch täuschen und die Hochzeit fand statt. Die — doch Sie sind ja ganz totenblaß, Frau, was fehlt Ihnen?" unterbrach sich Völler betroffen, als er bemerkte, wie das Antlitz seiner Zuhörerin eine noch fahlere Farbe annahm, als sie ohnehin besaß, und sie auf ihrem Sitze zu wanken begann.

„Herrgott, sie wird ohnmächtig!" rief seine Frau mitleidig. „Sie können gewiß nicht gut solche grausige Sachen hören?" wandte sie sich zu der Fremden.

„Trinken Sie ein Glas Kognak," rief der Gastwirt, ihr den rasch herbeigeholten Trank darreichend.

Die Fremde nahm einige kleine Schlucke des starken Getränks. Die Stärkung schien ihr gut zu tun, ihre Augen begannen wieder ruhiger zu blicken.

„Sie haben recht," äußerte sie noch immer schaudernd, „ich — meine Nerven sind zu schwach für dergleichen, besonders, da es mich in diesem Falle — so nahe — berührt. Schweigen Sie davon, Herr Wirt, ich — ich kenne ja die Geschichte."

„Ich bin auch zu Ende," beeilte Völler sich hinzuzusetzen. „Sie wissen, daß der alte Falk freigesprochen, seine Tochter aber zum Tode verurteilt wurde. Der Fürst begnadigte sie jedoch, weil sie ein Weib war, zu lebenslänglichem Zuchthaus. Ich kann Ihnen versichern, daß man in unserem Dorfe diese Humanität nicht verstand."

„Wie? Man — man gönnte der Unglücklichen das armselige Leben nicht, zu dem sie verdammt war?" fragte die Fremde entsetzt.

„Man gönnte ihr, was sie verdiente," brummte der Wirt. „Kopf ab — basta! Sie hat ein Leben genommen, folglich mußte sie ihres hergeben."

„Und so sprechen die, unter denen sie aufgewachsen

war und gelebt hatte," murmelte die Frau wehmütig. Dann starrte sie eine Zeitlang wie geistesabwesend vor sich hin.

Plötzlich, sich wieder zusammenraffend, sagte sie: „Verzeihen Sie, ich vergesse ganz, weshalb ich hier bin. Die Falk hat mich beauftragt, mich nach dem Schicksal ihrer Familie, namentlich ihres Kindes, zu erkundigen. Sie war doch über zwei Jahre verheiratet, als ihr Verbrechen entdeckt wurde, und besaß ein kleines Mädchen."

„Ganz recht, aber ihr Mann hat sich sofort nach dem Bekanntwerden ihrer Schuld von ihr gerichtlich scheiden lassen."

„Allerdings. Um den Mann handelt es sich auch nicht. Er war nie gut mit ihr. Aber das Kind — sie möchte wissen, was aus ihrem Kinde geworden ist."

„So fühlt sie also doch Liebe zu ihrem Kinde?" fragte die Gastwirtsfrau verwundert.

„Unendliche. Während der ganzen Zeit ihrer Haft war das Kind ihr einziger Gedanke — die Sehnsucht nach ihm verzehrte sie. Sie schrieb Brief auf Brief an ihren Mann, es nur einmal zu ihr zu bringen — vergebens. Er antwortete gar nicht. Nach einiger Zeit erfuhr sie übrigens, daß er fortgezogen sei."

„Das ist er. Er ging nach Amerika," bestätigte Völler.

„Und man hat nie wieder von ihm gehört?"

„Nie wieder."

„Hat er auch nicht geschrieben — an niemand?"

„An niemand. Wäre es der Fall gewesen, so hätten wir es sicher erfahren. Wenn er nicht etwa an einen Freund in der Stadt —"

Die Fremde schüttelte traurig den Kopf. „Auch nicht — dort war ich schon und habe nichts in Erfahrung gebracht."

Sie stand langsam, zögernd auf. „Ich will noch einmal zum Herrn Pastor gehen," erklärte sie mit einer Miene schmerzlicher Enttäuschung. „Vielleicht kann er mir wenigstens raten, was zu tun ist."

Der Gastwirt sowohl als seine Frau stimmten ihr darin bei, daß dies das beste sei.

Langsamen Schrittes wandte sich die Fremde der Tür zu. Dort angelangt, blieb sie noch einmal stehen und drehte sich nach dem Wirt herum. „Es ist also niemand hier im Orte, der mit der Mörderin Mitleid empfindet?" fragte sie leise.

Völler verneinte energisch.

„Trotz ihrer Reue, ihrer qualvollen Buße?"

Er zuckte die Achseln, sein Urteil stand fest seit Jahren.

Die Fremde wartete keine weitere Antwort ab, mit schweigendem Gruße ging sie hinaus.

Kaum hatte sie die Tür hinter sich geschlossen, als der Gastwirt seiner Frau einen bedeutsamen Blick zuwarf und hastig nach dem Fenster sprang. „Weißt du, wer das war?" rief er aufgeregt.

„Wer soll es denn gewesen sein?"

„Sie selber — die Marianne Falk!"

„Unmöglich —"

„Ich erkannte sie in dem Augenblicke, als sie zur Tür hinaus ging. Ganz gewiß, sie war es!"

Und Mann sowohl als Frau rissen je einen Fensterflügel auf und starrten der Dahinschreitenden nach, solange ihre Blicke sie zu erreichen vermochten.

2.

Die bleiche Frau wanderte zögernden Schrittes die Dorfstraße entlang. Sie schien den Weg genau zu kennen, da sie weder fragte noch prüfend umherschaute.

Nur manchmal warf sie einen halb scheuen Seitenblick nach einem der Häuser, während ein seltsam dunkler Schein über ihr gramgefurchtes Antlitz huschte. Als der Pfad sich nach der kleinen Anhöhe umbog, auf welcher das schlichte weißgestrichene Pfarrhaus lag, blieb sie einen Moment stehen, preßte die Hand auf die Brust und atmete tief. Dann setzte sie schneller als bisher ihren Gang fort, bis sie nach wenigen Minuten, nachdem sie am Kirchhof vorbeigegangen war, vor der Pfarrhaustür stand.

Wieder ein Zaudern, wieder ein tiefer Atemzug — dann zog sie die Klingel und wurde auf ihr leise vorgebrachtes Begehren sofort in die Studierstube des Pastors geführt.

Der Seelenhirt des Dorfes, ein kleiner, schwächlicher, silberhaariger Mann, heftete nicht ohne Neugier seine braunen, gutmütigen Augen auf die Besucherin.

„Was ist Ihr Begehr, liebe Frau?“ forschte er mit seiner milden, ruhigen Stimme.

„Ich hatte mir bereits erlaubt, Herr Pastor, Ihre Hilfe in einer für mich sehr wichtigen Angelegenheit in Anspruch zu nehmen.“

Ihre Stimme zitterte merkbar, als sie in ihrer eigentümlichen scheuen, halblauten Art diese Worte sprach.

Der alte Herr blickte erstaunt nach ihr hin. „Setzen Sie sich doch,“ bemerkte er dann, auf einen Stuhl deutend.

Die Frau achtete der Einladung nicht. Sie blieb stehen.

„In welcher Angelegenheit? Ich kenne Sie nicht — und kann mich nicht entsinnen.“

„Es ist auch schon einige Jahre her,“ erwiderte die blasse Frau noch scheuer als vorher.

„So, so — in der Tat — wer sind Sie denn?“

Sie wandte wie bestürzt ihr Gesicht ab, ohne zu antworten. Plötzlich vernahm der Pastor ein leises unterdrücktes Schluchzen.

„Mein Gott, gute Frau, was haben Sie?“ rief er, mitleidig von seinem Sessel aufstehend.

Mühsam suchte sie sich zu fassen. „Herr Pastor, Sie kennen mich wirklich nicht mehr?“ stieß sie abgerissen hervor, ihm ihre beträuten Augen zuwendend.

„Nein —“

„Ich bin — ich bin Marianne Falk.“

Da war es gesprochen, das inhaltschwere Wort!

Der geistliche Herr fuhr zusammen wie unter dem Einflusse eines jähen Schlages. Seine Augen vergrößerten sich und nahmen einen Ausdruck von Erschrecken an. Aber nur einen Augenblick. Den Eindruck bemerkend, den sein unwillkürliches Entsetzen auf die Besucherin hervorbrachte, trat er auf sie zu und ergriff freundlich ihre Hand.

„Sie sind also Marianne Falk — wirklich? Und endlich wieder in Freiheit?“

„Seit einem Jahr,“ stammelte sie verwirrt.

„Ich weiß, ich weiß,“ antwortete Pastor Reimer, mild den Kopf bewegend. „Setzen Sie sich, Frau Mender — oder Falk — Sie haben ja wohl Ihren Mädchennamen wieder angenommen?“

„Ja. Ich —“

„Lassen wir die Vergangenheit, liebe Frau. Sie haben schwer gebüßt, schwer, und wie ich aus Ihrem Briefe mit Freuden ersehen habe, innig bereut. Die irdische Gerechtigkeit ist mit Ihnen fertig und die himmlische ist versöhnlich und gütig.“

„Nein, Herr Pastor,“ erklärte Marianne Falk mit Eifer und in viel lauterem Tone als bisher, „ich —

ich bin nicht mit der Vergangenheit fertig. Ich werde es nie. Mein Herz ist voll davon — und gerade Ihnen, der — der Sie mich konfirmiert und auch — o Gott im Himmel — getraut haben, Ihnen möchte ich es öffnen!"

Der Greis betrachtete mit überlegender Miene die ärmlich gekleidete, in ihrem Kummer doppelt elend erscheinende Gestalt.

„Nun wohl, Marianne Falk — wenn Sie sich stark genug fühlen, davon zu reden, so wird es mir eine heilige Pflicht sein, Sie anzuhören. Ich wollte Sie nur nicht quälen. Doch nur unter der Bedingung, daß Sie sich setzen." Er drückte sie selbst auf den Stuhl nieder, den er ihr bezeichnet, und rückte den seinigen näher heran. „Und wenn Sie schwach werden, so hören Sie auf."

„Ich werde nicht schwach," entgegnete sie, jetzt vollkommen gefaßt. „Ich habe mich lange, lange nach diesem Augenblick gesehnt und bin abgehärtet worden in meiner langen Gefangenschaft. Ich will nicht von der Tat selbst reden — Gott weiß, ich war damals eine irregeleitete, verworfene Person! Fern sei es von mir, jemand anzuklagen, ich — nun ich war eben wie ich war, aber trotz alledem hätte ich es nie getan, wäre ich nicht so arm gewesen! Die Armut ist ein Fluch, Herr Pastor, ein unendlich härterer Fluch, als die reichen Leute sich einbilden. Ich liebte meinen Bräutigam von Herzen, aber ich erkannte, daß er mich nicht nehmen würde, wenn ich ihm nichts mitbrächte. Er war ja auch in schlimmer Lage und konnte vielleicht nicht anders. Und dann — man hat ja auch sein Sehnen nach Glück im Herzen und wenn man noch so arm ist. Und man wird bitter, bitter und verzweifelt, Herr Pastor, daß andere alles in Fülle haben

und unsereiner nichts, und der Gedanke, daß mir dadurch noch mein bißchen Lebensglück entzogen werden sollte, machte mich rasend — verrückt! Ich will mich nicht entschuldigen, Herr Pastor, aber ich — ich habe darüber später, als ich meine Schuld ganz erkannte, oft nachgedacht: ich glaube, die Sucht, mir Geld zu verschaffen, war zu etwas wie einer fixen Idee bei mir geworden! Ich glaube, man ist niemals bei voller Überlegung, wenn man — so etwas tut, wie ich getan!"

Der Pastor nickte nur sinnend, er mochte oft schon Ähnliches gedacht haben.

Die Frau fuhr fort: „Gut, es war geschehen. Ich bereute die Tat nicht, ich fürchtete nur die Entdeckung. Mein Herz war schlecht und verstockt. Mein Sinn war stumpf. Aber in der Furcht wohnt der Wurm, der ebenso nagt wie derjenige der Reue. Die bloße Furcht allein wird zur schrecklichen Sühne. Ich fand in meiner Ehe nicht das erwartete Glück, sondern nur Qual und Entsetzen. Mein Mann behandelte mich nicht gut, es gab Streit und Mißhandlungen. Aber das war das wenigste — ich konnte nicht einen Augenblick ruhig sein. Niemals ist in der Nacht an eine Tür gepocht worden, ohne daß mir der kalte Schweiß von der Stirn lief und der Gedanke mich folterte: jetzt holen sie dich! Dann ward ich Mutter. — Herr Pastor, was anderen eine Quelle der Freude und Seligkeit wird, ward für mich eine neue Ursache unerhörter Pein. Ich liebte mein Kind mit wahnsinniger Leidenschaft, es war das einzige edle, reine Gefühl in mir — vielleicht hat Gott mir diese Liebe als Strafe auferlegt!"

„Sie haben Ihr Kind nie wiedergesehen?" fragte der Geistliche voll Teilnahme.

„Nie wieder," murmelte die Unglückliche. Nach einer Pause, während welcher sie ihren Zähren freien

Lauf ließ, sprach sie, dann und wann von einem Aufschluchzen unterbrochen, mit fast heiserer Stimme weiter: „Ich wußte, daß der Tod auf meiner Tat stand — gleichwohl schlug ich hin wie ein Baum, dessen Stamm durchsägt worden, als die fürchterlichen Worte des Urteils an mein Ohr drangen. ... Als ich wieder zu mir kam, war mein einziger Gedanke: Nur nicht sterben, nicht sterben müssen! Ich weinte Tag und Nacht, ich schrie meinem Verteidiger und allen, die zu mir kamen, nur immer die Bitte zu: Ich will nicht sterben, nicht sterben! Lieber ewig ins Zuchthaus oder in Ketten, aber den Tod nicht! Ich bin so jung, noch so jung! Ich habe ein Kind, ich habe ein Kind! Mein armes kleines Marthchen — wie sehnte ich mich, es nur einmal, einen einzigen Augenblick in meine Arme zu schließen! Ich schrieb meinem Mann, er ließ nichts von sich hören. Auf meine innige Bitte schrieb der Herr Staatsanwalt endlich selbst an ihn. Er antwortete, er habe nichts mehr mit mir gemein. Ich verdiene es nicht, das Kind zu sehen, er wolle es dem Anblick einer so verworfenen Mutter für immer entziehen. — O Gott, ich hatte es ja nicht besser verdient!"

„Jede Ihrer Tränen wäscht einen Tropfen des Blutes ab, das Sie vergossen haben, arme Frau," bemitleidete sie der alte Geistliche.

„Gott füge es," murmelte sie und preßte die Hände vor das Gesicht.

„Sie fürchteten also den Tod?" begann er nach einer Weile.

„So sehr, daß ich, als mich die Nachricht von meiner Begnadigung ereilte, in wilde Rufe des Entzückens ausbrach. Ich würde leben, ich durfte leben! Ich weinte vor Wonne und Freude. Was galt mir in jenen Augen-

blicken die ewige Gefangenschaft? Ich fühlte nur das Glück, leben zu dürfen! Erst als ich mich im Zuchthaus befand, Tag für Tag schwer arbeitend, ohne Pause, ohne eine Unterbrechung der Freude, ohne Hoffnung, ohne Trost, ohne Teilnahme, ohne mein Kind sehen zu dürfen — da veränderte sich meine Anschauung. Der Tod ist besser als so ein Leben, sagte ich mir oft. Ich beschloß, mich selber zu töten. Ich wollte verhungern. Man brachte mir gewaltsam Essen bei. Ich mußte leben, um zu leiden, zu büßen! Zuletzt erfaßte mich eine wilde, gärende Wut. Was man dir antut, ist schlimmer, als was du selbst getan, schrie meine Verzweiflung. Man sperrt dich ein wie einen Hund, du bist die Sklavin des Aufsehers, du bist eine Uhr, die Morgens aufgezogen und Abends beiseite gelegt wird, eine Maschine, eine Nummer. In dieser Stimmung hätte ich einen neuen Mord begehen können."

„Schrecklich!" murmelte der Zuhörer.

„Ja, schrecklich, Herr Pastor. — Zum Glück hielt dieser qualvolle Zustand nicht lange an, sonst wäre ich gestorben — ohne Reue, ohne Buße! So darf ich wenigstens hoffen, daß mir Verzeihung von Gott wird, denn die Menschen" — sie warf einen bitteren Blick nach dem Fenster — „haben mir, wie ich leider gesehen, noch nicht verziehen! Sie sind unversöhnlich. — O, Herr Pastor, ich darf wohl sagen, das Zuchthaus ist eine dem Tode weit vorzuziehende Strafe — aber nur vom Standpunkt der Strafenden aus. Die Todesfurcht erzeugt vielleicht auch eine Art Reue, allein sie ist nur das Kind der schrecklichen Furcht, sie ist ohne Tiefe, ohne Frucht. Aber während der langen Gefangenschaft wacht das Herz auf. Meine Zeit kam auch — ich fing an, mich an meine Lage zu gewöhnen, ich fing an, über mich selbst nachzudenken. Es war der Anfang

zur Besserung. Der sonntägliche Gottesdienst, dem ich bis dahin nur gezwungen und widerwillig, ja oft ohne nur recht aufzuhören, beigewohnt, begann mir eine Quelle der Erhebung und Erbauung zu werden. Er erschien mir wie eine Oase in der Wüste meines Daseins. Ich lauschte immer aufmerksamer der Predigt des Geistlichen, sang mit wahrer Inbrunst die Choräle. Eine gewaltige, mir selbst unverständliche Wandlung ging in mir vor, die mich unglücklicher und doch auch wieder glücklicher machte. Viele meiner Leidensgefährtinnen lachten mich deshalb aus, verhöhnten mich. Es waren solche, denen sich nach kurzer Zeit die Pforten des Zuchthauses wieder öffneten, sie verließen es ungebessert und vielleicht sogar noch schlechter als vorher. Ich hatte keine Aussicht, je wieder die Luft der Freiheit zu atmen. Aber gerade in dieser Hoffnungslosigkeit lag der Grund meiner Besserung!"

„Man rühmte Ihre gute Führung, Ihre Folgsamkeit, Willigkeit und Reue."

„So verging Jahr auf Jahr im ewigen Einerlei. Ich vergaß mein früheres Leben, die Gesellschaft und ihre Verhältnisse. Ich empfand keine Sehnsucht mehr hinaus. Nur eine einzige Sehnsucht erlosch nicht in mir, das Verlangen nach meinem Kinde, um das ich unendliche Tränen vergoß. Selbst die Reue wurde durch die Zeit gemildert, meine Tat stand nicht mehr so blutig und frisch vor mir, und meine Träume gestalteten sich weniger aufregend. Erst als ich etwa achtzehn Jahre in der Strafanstalt zugebracht, trat der Gedanke an Befreiung mir wieder näher. „Nach zwanzig Jahren wirst du sicherlich begnadigt," sagten viele meiner Genossinnen zu mir, „das ist immer so!" Ich hatte mich gut geführt. Die Hoffnung auf Begnadigung wurzelte fester und fester ein, ich blickte nach dem

Termin, der die zwanzigste Wiederkehr des Jahrestages meiner Einlieferung brachte, hin, wie nach einer fernen glänzenden Sonne, die immer näher kam und immer größer und strahlender wurde. Je näher der Tag rückte, je mehr stieg meine Ungeduld, es packte mich wie Fieber und drückte mir das Herz fast ab.

Endlich ging die Sonne an dem ersehnten Morgen auf — jeden Augenblick dachte ich: „Jetzt wird es kommen!“ — aber es kam nicht! Der Vormittag, der Mittag, der Nachmittag ging vorüber — endlich warf ich mich Abends zur gewohnten Zeit kummervoll und enttäuscht auf mein hartes Lager. Die Enttäuschung war zu entsetzlich! Ich wurde schwer krank und genas nur langsam wieder. Nunmehr gab ich alle Hoffnung auf Erlösung auf und — fühlte mich wohler dabei. Da — nach etwa zwei Jahren — ließ mich einst der Inspektor zu sich bringen. „Marianne Falk,“ sagte er, „du hast dich brav geführt, du bist nun zweiundzwanzig Jahre in Gefangenschaft — in wenigen Wochen begeht unser gnädigster Fürst das Fest der goldenen Hochzeit, aus diesem Anlaß soll auch eine Amnestie stattfinden, ich werde dich zur Begnadigung mit vorschlagen.“ Wie ein Rausch kam es über mich, ich befand mich tagelang in einem wahren Taumel.

Doch seltsam — je näher der Tag kam, an welchem ich wieder hinaustreten sollte in die Welt, die mir so fremd, so unbekannt geworden, je mehr ergriff mich ein Gefühl banger Furcht. Was sollte ich da draußen? Ich paßte nicht mehr hinaus. Mir war zu Mute, wie einem Reisenden, der in ein fernes, unbekanntes Land fahren soll. Nur ein Umstand versüßte mir die Aussicht auf Freiheit, der Gedanke an mein Kind! Ich hatte nie wieder von ihm vernommen. Wenn ich frei war, konnte ich nach ihm forschen. Lebte es noch? Wie sah es aus?

So trat ich ins Leben — ich hatte niemand mehr auf der Welt. In meinem Besitz hatte ich einiges Geld, das ich mir im Zuchthause erspart. Der Gefängnisverein wies mir eine Stelle als Arbeiterin in einer Hamburger Fabrik nach, da man für besser hielt, mich in eine Gegend zu bringen, wo niemand meine Vergangenheit kannte. Werden Sie es glauben, daß ich bittere Tränen vergoß, als ich die Stätte verließ, wo ich so lange unfreiwillig geweilt? Daß ich mich furchtsam umsah, als ich zuerst auf die Straße trat, weil mir war, als müßten mir alle Menschen meinen bisherigen Aufenthaltsort und meine Vergangenheit ansehen? Daß ich so unsicher war wie ein Kind, das erst laufen gelernt hat, und mehrere Male fast überfahren worden wäre? Daß ich fast krank wurde von dem strahlenden Glanz der Sonne, ich, die täglich nur einmal eine Stunde in dem halbdunklen hochummauerten Hofe der Anstalt herumgehen durfte? Gleichviel, ich erreichte Hamburg und arbeitete seitdem in einer dortigen Fabrik, habe mich wieder an das Leben gewöhnt. Das heißt, ich lebe nicht anders wie dort — ich arbeite tagsüber, gehe Abends eine Stunde in der Stadt oder Umgegend spazieren und suche dann mein kleines bescheidenes Stübchen auf. Das ist es, was ich zu sagen habe, Herr Pastor."

Erschöpft hielt die blasse Frau inne, ihr Kopf sank herab, ihre Lippen bewegten sich wie im Krampfe.

Pastor Reimer schwieg einige Zeit nachdenklich, dann stand er wieder auf und legte seine runzlige Hand sanft auf ihr Haupt. „Ihre Erzählung zeigt mir, daß Sie sich ernstlich gebessert haben, Marianne Falk. Die Gnade des Himmels wird Ihnen nicht fehlen! Wenn es sein Wille ist, werden Sie auch Ihr Kind wiederfinden. Sie schrieben vor Jahren deshalb an mich,

es ist mir aber leider nicht gelungen, eine Spur aufzufinden. Nur so viel brachte ich, wie ich Ihnen schrieb, in Erfahrung: Ihr Mann verließ bald, nachdem die Scheidung erfolgt war, Deutschland und zog nach Amerika. Dort ist er verschollen. Es hieß, er habe sich nach St. Louis gewandt; ich habe auch dorthin eine Anfrage gerichtet, alles umsonst."

Die Besucherin starrte trübe vor sich hin.

„Haben Sie seitdem noch weitere Schritte getan?"

„Ja. Herr Pastor Richard, den wir in der Anstalt hatten, versuchte auf meine Bitte ebenfalls, von dem Schicksal meines Kindes etwas in Erfahrung zu bringen. Leider ebenfalls vergeblich. Ebenso erfolglos waren die Versuche, die ich unternahm, nachdem ich frei war."

„Was waren das für Versuche?"

„Ich ging fast jeden Abend nach Beendigung der Arbeitszeit an den Hafen und erkundigte mich bei allen möglichen Schiffskapitänen und Seeleuten, ob sie nicht zufällig einmal einen Mann namens Mender getroffen hätten."

Der Pastor lächelte kaum merkbar. „Armes Weib," meinte er kopfschüttelnd, „die Welt ist zu groß. Außerdem wissen wir gar nicht, ob er seinen hiesigen Namen beibehalten hat. Ich fürchte, Sie werden Ihrer Hoffnung entsagen müssen. Haben Sie so viel ertragen, werden Sie Kraft finden auch hierzu."

Marianne seufzte. „Die Sehnsucht wird mich töten," entgegnete sie leise.

„Und wenn Ihr Kind schon gestorben ist — es ist lange her, liebe Frau — das Mädchen ist jetzt längst erwachsen —"

„Ja, ja."

„Sie sind in der Hoffnung hierhergekommen, vielleicht doch noch etwas von dem Kinde zu hören?"

„So ist es, Herr Pastor. Ich habe gedarbt, um das Geld zu der Reise von meinem geringen Lohn zusammenzusparen."

„Sie haben nichts gehört?"

„Gar nichts. Deshalb kam ich zu Ihnen, Herr Pastor. Ich dachte, Sie könnten mir wenigstens einen Rat geben, was zu tun ist."

Der alte Herr schritt sinnend in dem kleinen Studierzimmer auf und ab. „Ja, Rat — da ist schwer zu raten," sprach er mehr zu sich selbst als zu der Fragerin. „Hm — nach so vielen Jahren! Das ist ja fast ein Menschenalter! — Doch halt," unterbrach er sich plötzlich, „einen Weg könnten wir vielleicht noch versuchen. Nicht, daß ich mir viel Erfolg davon verspreche," dämpfte er die sich in einem leuchtenden Strahl verratenden aufsteigenden Hoffnungen der Frau, „aber versuchen kann man's."

„Was meinen Sie, Herr Pastor?"

„Wir müssen uns einmal an eine große amerikanische Zeitung wenden, an den „New York Herald" oder ein ähnliches Organ. Die Redaktion wird unserer Bitte gern ihre Spalten öffnen und eine Anfrage an ihre Leser richten. Die übrigen amerikanischen Zeitungen drucken dann sicherlich die Aufforderung nach und sie macht so die Runde durch die ganzen Vereinigten Staaten. Geben Sie mir zu diesem Zwecke eine genaue Beschreibung Ihres einstigen Mannes, alles übrige werde ich gern besorgen. Reisen Sie dann ruhig nach Hamburg zurück, gehen Sie an Ihre Arbeit, regen Sie sich nicht mit Hoffnungen auf. Wenn überhaupt je eine Antwort eingeht, so können doch Monate darüber hingehen."

Seufzend ergab sich Marianne Falk in ihr Geschick. Nachdem sie alle Auskünfte gegeben, welche der freund-

liche alte Herr für erforderlich hielt, nahm sie mit vielem Dank Abschied.

Sie ging jedoch nicht durch das Dorf, sondern machte lieber einen langen Umweg darum herum durch die Felder, da sie fürchtete, erkannt zu werden.

Und sie tat wohl daran, denn der Wirt und seine Frau hatten die interessante Botschaft rasch verbreitet, und die halbe Einwohnerschaft harrte auf der Dorfstraße des Wiedererscheinens der Mörderin. Ohne verletzende Bemerkungen wäre die Begegnung sicher nicht abgegangen, aber die Ohren der einstigen Verbrecherin waren empfindlich und ihr Herz weich geworden, sie scheute ein hartes Wort wie Gift und schämte sich, ihren früheren Bekannten in die Augen zu blicken.

3.

Mehr als ein Jahr war vergangen. Ein heiterer Mainachmittag breitete sich blau und sonnig über der kleinen Stadt Kreuzburg an der Stober aus, die Straßen und Gassen mit freundlichem Glanz erfüllend und selbst den düsteren Fabrikgebäuden und Essen ihr melancholisches Gepräge raubend. Da entstieg dem Breslauer Zuge eine einfach, aber sauber gekleidete ältere Frau, betrachtete einige Augenblicke mit ernster Miene das rege Leben um sich her und begab sich dann langsamen, zögernden Schrittes, in dem sich Unentschlossenheit und Unsicherheit kundgaben, in den Wartsaal dritter Klasse, wo sie sich an einem Tische im Hintergrunde niederließ. Die Frau führte ihren Mundvorrat in einem Köfferchen mit sich; sie ließ sich eine Tasse Kaffee geben und verzehrte die mitgebrachten Semmeln dazu. Noch während sie aß, entnahm sie ihrem Koffer einen sorgfältig in Zeitungspapier gewickelten Brief, in dessen Inhalt sie sich angelegentlich vertiefte.

Das Schreiben lautete:

„Liebe Frau Falk! Sie werden längst jede Hoffnung aufgegeben haben, in der fraglichen Angelegenheit etwas von mir zu hören, und in der Tat verzweifelte ich oft selbst daran, Ihnen mit einem anderen als unbefriedigenden Bescheide dienen zu können. Nachdem ich aber doch etwas in Erfahrung gebracht, wollte ich Ihr Herz nicht mit Mitteilungen aufregen, die vielleicht der Tatsächlichkeit entbehrten und Sie nur beunruhigen mußten. Heute endlich kann ich Ihnen erfreuliche Gewißheit geben: Ihr Kind lebt und auch sein Aufenthaltsort ist mir bekannt. Versprochenermaßen wandte ich mich an den „New York Herald" mit der Bitte, eine öffentliche Aufforderung an alle diejenigen zu erlassen, welche über das Schicksal Ihres früheren Mannes und seines Kindes irgendwie Aufschluß zu erteilen im stande seien. Monatelang blieb ich ohne Antwort, ich wußte nicht einmal, ob die Redaktion meinem Wunsche gewillfahrt habe. Da — vor zwei Monaten — erhielt ich endlich ein Schreiben der Zeitung, worin dieselbe mir mitteilte, daß nach eben eingezogener Auskunft eines Deutschamerikaners, der den Aufruf in der in Marion (Ohio) erscheinenden deutschen Zeitung gelesen, in eben dieser Stadt seinerzeit ein Landsmann namens Mender gewohnt habe, der auch Klempner gewesen sei und ein Töchterchen Martha besessen habe. Der Mann habe sich in ärmlichen Verhältnissen befunden, schließlich sei er erkrankt und gestorben. Des damals vierjährigen Kindes nahm sich noch vor dem Tode des Vaters ein wohlhabender kinderloser Tischler an, Stachmann mit Namen, welcher das Kind adoptierte. Derselbe verließ bald darauf Marion und zog nach Valparaiso in Chile. Was weiter aus ihnen geworden, wisse der Berichterstatter nicht anzugeben. Ich wandte mich nun nach

Valparaiso an die Adresse des deutschen Konsuls, der mir wirklich den Gefallen tat, Nachforschungen anzustellen, indem er einige der seit langen Jahren dort eingesessenen Deutschen befragte. Da Stachmann ein sehr beredter und intelligenter Mann gewesen war, der unter seinen Landsleuten eine große Rolle spielte, erinnerten sich mehrere derselben seiner gut genug, auch seiner Tochter, die für ein sehr hübsches Mädchen galt. Von letzterer wußte niemand, daß sie ein Adoptivkind gewesen, doch erinnerte man sich, daß sie Martha genannt wurde. Vor fünf Jahren kehrte Stachmann, der inzwischen Witwer geworden, mit seiner Pflegetochter nach Deutschland zurück, um den Rest seiner Tage im Vaterlande zu verleben. Seine Heimat war Schlesien, und in seine Vaterstadt hatte er gehen wollen. Den Namen derselben kannten die Leute nicht, einer von ihnen äußerte aber, er habe Stachmann einmal erwähnen hören, derselbe sei mit dem berühmten Schriftsteller Gustav Freytag in einem Orte geboren. An der Hand dieser Auskunft schrieb ich an den Magistrat zu Kreuzburg an der Stober, der in Frage kommenden Stadt, und vernahm, daß Stachmann allerdings von Amerika dorthin zurückgekehrt, aber kurz zuvor gestorben sei. Seine Adoptivtochter sei seit vier Jahren mit dem Fabrikbuchhalter Keller verheiratet.

Damit wissen Sie jetzt alles, Frau Falk. Machen Sie einen vorsichtigen Gebrauch davon, denn wenn ich alles recht beurteile, hat Ihre Tochter — falls die Erkundigungen richtig sind und sie es wirklich ist — keinerlei Kenntnis ihrer Herkunft. Ich würde es überhaupt für besser gehalten haben, gar nicht nach ihr zu forschen, aber ich verstehe die Gefühle eines Mutterherzens und will Ihnen den letzten Trost in einem verlorenen Leben nicht rauben. Sie lieben Ihr Kind, also werden Sie

den richtigen Weg schon finden. Ich verbleibe mit dem aufrichtigen Wunsche, daß Sie bei Ihrem guten Wandel beharren möchten und der Himmel Ihnen für den Rest Ihrer Tage noch etwas Licht und Segen schenken möge,

Ihr alter Seelsorger

E. Reimer, Pastor."

Marianne Falk faltete den Brief zusammen und zerdrückte still eine Träne. Wie hatte sie aufgejubelt, als sie vor einigen Wochen diese Mitteilung erhielt, und keinen anderen Drang gekannt, als so bald als möglich nach dem fernen Schlesien zu reisen und ihr teuerstes Kleinod auf Erden wiederzusehen! Karg, wie sie lebte, hatte sie von ihrem geringen Lohn soviel erspart, um ihren Vorsatz ausführen zu können. Sobald ihr Arbeitsverhältnis es gestattete, nahm sie Urlaub und bestieg, das Herz voll Hoffnung und Bangigkeit, die Eisenbahn. Wie langsam entschwanden ihr anfangs die tödlich langen Stunden! Sie mochte mit niemand sprechen, denn sie war zu sehr erfüllt von ihrem Vorhaben und dem, was ihr bevorstand. Still und schüchtern saß sie in ihrer Ecke, sich um niemand bekümmernd und ihren Gedanken nachhängend. Stand ihr nicht vielleicht eine unsäglich schmerzliche Täuschung bevor? War die Martha, von welcher der Pastor schrieb, wirklich ihre Tochter, und wenn es der Fall, würde sie etwas von der unbekannten Mutter — von der Mörderin wissen wollen? Würde man ihr nicht mit Abscheu und Entsetzen die Tür weisen?

Nur einmal erwachte sie aus ihrer Apathie, als eine Frau mit zwei kleinen Kindern, einem Mädchen und einem Knaben, in dem Wagen erschien. Für Kinder hegte sie eine wahre Leidenschaft, nur überwand sie selten die erklärliche Empfindung der Schüchtern-

heit, die sie von den unschuldigen Geschöpfen fernhielt. In diesem Falle blieb ihr keine Wahl. Die Mutter beobachtete mit mütterlichem Stolz die bewundernden Blicke, welche die alte Frau — denn sie sah viel älter aus, als sie war — ihren Sprößlingen zuwarf, und als sie einmal aussteigen wollte, um eine Flasche mit Milch füllen zu lassen, bat sie die Fremde, inzwischen auf die Kleinen aufzupassen.

O wie gern kam Marianne diesem Verlangen nach! Die Kinder zeigten sich auch bald sehr zutraulich, und als sie gar ein paar Apfelsinen, die sie sich auf die Reise mitgenommen hatte, aus ihrer Hand empfingen, kannten ihr Enthusiasmus und ihre Dankbarkeit keine Grenzen. Die kleine Edith setzte sich sogar auf ihren Schoß — das Blut stieg ihr ins welke Gesicht, als sie die innige Berührung des zarten Körpers empfand, ihr war, als begehe sie ein Unrecht an dem lieben Kinde, und doch tat ihr die so lange entbehrte Zärtlichkeit so wohl, so unendlich wohl!

Sie weinte vor Schmerz, als die Frau mit ihren Kleinen den Wagen verließ, so daß diese sie gerührt fragte, ob sie vielleicht ein Kind verloren habe?

Durch Tränen nickte sie, aber sie sprach kein Wort, und ergriffen drückte ihr die junge Frau die Hand.

Je näher sie ihrem Ziele rückte, je mehr mischte ihre Sehnsucht sich mit qualvoller Bangigkeit. Sie fürchtete sich fast, und als sie endlich in Kreuzburg ausstieg, blickte sie um sich, wie eine Verirrte, die Weg und Steg verloren hat.

Nun war sie da, wo sie so sehnlichst zu sein gewünscht! Was wollte sie nun? Ihr war zu Mute wie einem Auswanderer, der mutvoll auf schwankendem Schiffe den unendlichen Ozean durchkreuzt, um das ferne Land seiner kühnen Träume zu erreichen, und

der, wenn das Ziel vor seinen Augen liegt, plötzlich inne wird, daß er hier fremd und verloren ist und eigentlich nicht weiß, was er hier will. Wie an einen teuren Freund klammert er sich nun an das Schiff, das ihn hergetragen, in unbestimmtem Grauen vor der fremden Küste, den neuen Verhältnissen und dem unbekannten Schicksal, das ihn erwartet.

Auch Marianne Falk wäre am liebsten wieder umgekehrt. Ein Schauer der Angst überlief sie. Was wollte sie beginnen? Wie ihrer Tochter sich nähern? Wie erkunden, ob es in der Tat ihre verlorene Martha sei, die sie hier antreffen würde?

Schmerzvoll sinnend hatte sie sich in den Wartesaal zurückgezogen, um hier den Brief nochmals zu lesen und zu überdenken.

Endlich war ihr Entschluß gefaßt. Vor allem wollte sie jene Martha sehen — alles andere mußte sie dem Zufall oder der Vorsehung überlassen.

Sie ließ sich das Adreßbuch geben und forschte mit Mühe — denn sie war mit der Einrichtung des Nachschlagewerks gänzlich unbekannt — nach dem Namen Keller. Es gab zwei Keller in der Stadt, einen Buchhalter und einen Handelsmann. Sorgfältig schrieb sie sich die Adresse des ersteren auf, dann nahm sie ihren Koffer und schritt langsam der Stadt zu. Unterwegs erkundigte sie sich nach der Straße, in der sich die Wohnung befand. Sie ging mit klopfendem Herzen an dem Hause, welches die erforschte Nummer trug, vorüber, und spähte nach den Fenstern, ob ihr wohl ein Gesicht aufstoßen würde, welches das ihrer Martha sein könne. Umsonst — niemand war an den Fenstern zu bemerken, und auch unter den zahlreichen Passantinnen der lebhaften Straße erinnerte sie kein Zug an das Ideal in ihrem Innern.

Der Abend dunkelte, und die Notwendigkeit trat an sie heran, sich nach einem Obdach umzusehen. Am Ende der Straße erspähte ihr Blick einen bescheidenen Gasthof. In ihm quartierte sie sich ein, von hier aus gedachte sie ihre weiteren Schritte zu unternehmen. Vor allen Dingen lag es ihr am Herzen, Erkundigungen über Martha einzuziehen, ohne doch ihr Interesse an dieser zu verraten.

Der Abend schon gab ihr hierzu Gelegenheit. Die Wirtin des Gasthofs zeigte für die Fremde jenes Interesse, dessen Beweggrund die Neugier zu sein pflegt; Marianne teilte ihr mit, sie beabsichtige, in der Stadt nach einer Verwandten zu forschen, die sie seit Jahren aus den Augen verloren und die hier wohnhaft sein sollte. Auf Befragen gab sie einen beliebigen Namen an, setzte aber hinzu, sie wisse nicht, ob die Betreffende sich nicht inzwischen verheiratet habe. Die Wirtin kannte niemand, der den angegebenen Namen führte.

„Ich habe aber," meinte Marianne mit weiblicher Schlauheit, „bereits auf dem Wege vom Bahnhof eine Frau gesehen, die ihr ähnlich sieht. Freilich kann sie es nicht sein, denn meine Verwandte muß gute zwanzig Jahre älter sein."

„Was für eine Frau?" erkundigte sich die Wirtin neugierig.

„O, sehr nett gekleidet und nicht übel von Ansehen — hier in der Straße, gar nicht weit von hier. Zufällig hörte ich auch, wie sie von einer anderen Frau angesprochen wurde, ich erfuhr da gleich ihren Namen und war nun von meinem Irrtum doppelt überzeugt."

„So? Wie hieß sie denn?"

„Frau — wie war nur gleich der Name — Kämmer — nein, Kell — Keller."

„Ah, Frau Keller — ja, ja, das ist eine allerliebste Frau."

„Sie kennen sie?“

„Jawohl.“

„Wie alt ist sie wohl?“

„Höchstens fünfundzwanzig Jahre.“

„Ach — meine Verwandte ist sechsundvierzig! Aber es war wirklich eine gewisse Ähnlichkeit vorhanden. Ihre Tochter kann es doch nicht etwa sein? Wissen Sie, was Frau Keller für eine Geborene ist?“

„Stachmann — ihr Vater zog vor mehreren Jahren aus Amerika hierher, er war, glaub' ich, hier geboren.“

„Nein, Stachmann stimmt nicht. War das ihr rechter Vater?“

„Gewiß — ich weiß es wenigstens nicht anders.“

„Ein vermögender Mann?“

„Was man nicht gerade arm nennt, er hatte so viel, um ausreichend leben zu können.“

„So ist er tot?“

„Jawohl, auch seine Frau.“

„Hat sie denn einen guten Mann?“

„Einen prächtigen Mann, er ist Buchhalter in einer Zuckerfabrik. Sie leben zusammen wie ein Paar Turteltauben. Die junge Frau hat ja auch eine gute Erziehung gehabt — sie spielt Klavier und spricht Englisch.“

„Und ist auch gut von Charakter?“

„Die Liebe selber. Sie kommt oft mit ihrem Mann im Sommer in unseren Garten. Wir haben den größten und schönsten Restaurationsgarten der Stadt,“ fügte die Wirtin voll Stolz bei, indem sie sich erhob, um ein paar eingetretene Gäste zu bedienen.

Marianne atmete erleichtert auf. Mehr als alles andere hatte sie seit Jahren der Gedanke beunruhigt, ihre Tochter könne vielleicht erblich belastet sein. Sie hegte von der Bedeutung dieses Worts nur eine dunkle, vage Vorstellung, aber sie hatte viel davon sprechen

hören, und fürchtete, ihr eigener Charakter, wie er in der Jugend gewesen, könne sich in ihrem geliebten Kinde wiederholen. Gott sei Dank — es war nicht der Fall!

„Vielleicht," sagte sie wehmütig zu sich selbst, „trugen bei mir auch nur schlechte Erziehung und traurige Verhältnisse die Schuld. Wer weiß, eine bessere Erziehung und bessere Beispiele hätten mich vielleicht auch zu einem ganz anderen Wesen gemacht. Aber ich will auf niemand einen Stein werfen, ich habe mein Los verdient!"

Schwermütig senkte sie den Kopf. Da trat die Wirtin wieder heran und flüsterte vertraulich: „Frau Keller ist mit ihrem Manne im Garten, wenn Sie ihn einmal ansehen wollen."

Sie erwiderte zwar mit anscheinend gleichgültiger Stimme: „Ich habe kein Interesse weiter daran," nahm aber doch ihr Glas Bier und ging mit der Wirtin in den Garten hinaus.

„Dort sitzen sie — an dem Tische unter der Kastanie, wo die Gasflamme brennt."

Marianne nickte nur und nahm an einem kleinen Tischchen Platz, von dem aus sie nach dem bezeichneten Platze hinzuschauen vermochte. Zum Glück hatte die Wirtin jetzt alle Hände voll zu tun und störte sie nicht. Verstohlen richtete sie ihren Blick auf Frau Keller, während ihr Herz unruhig klopfte und ihre Hände sich leise krampfhaft bewegten. Leider befand sich das Gesicht der jungen Frau im Schatten, und vergebens spähte sie in den undeutlich sichtbaren Zügen nach einem Anhalt für ihre Hoffnung. Die Gestalt war ganz die ihre, aber das wollte nichts besagen.

Endlich, nachdem ihre Ungeduld den höchsten Grad erreicht, beugte die Beobachtete sich einmal weiter zu

ihrem Gatten herüber, dadurch ihr Gesicht dem vollen Strahl der Laterne aussetzend, und unwillkürlich preßte Marianne in schmerzlich-freudiger Aufwallung die Hand aufs Herz.

Kein Zweifel — das war ihr Kind! Die Züge erschienen ihr edler und harmonischer, als die eigenen gewesen, aber so hatte sie selber ausgesehen als junges Mädchen, bevor Schuld, Furcht und Gram ihrem Antlitz den Stempel des Elends und der Verzweiflung aufdrückten! Ihr Muttergefühl erwachte zu flammender Leidenschaft, ihr Blut jagte klopfend durch den Körper, ihre Glieder zitterten! Moderne Psychologen glauben nicht mehr so recht an die Stimme des Blutes, aber die Schärfe des Mutterauges bezweifelt niemand: das Mutterauge hatte entschieden, und der Aufruhr im Innern bedeutete mehr als bloße Reflexion, er war ein Ursprüngliches, Elementares, die unmittelbare Wirkung einer Überzeugung!

Sie fühlte, daß es wirklich ihre Martha war, die dort neben ihrem Manne saß. Von dem teuren Wesen aus ergoß sich der geheimnisvolle sympathische Strom — o wie bittere, süße Tränen flossen aus ihren Augen! Dort saß ihr Kind — und sie selbst, die Mutter, hatte kein Recht an dasselbe, sie durfte nicht bei ihm weilen, es an ihr Herz drücken, ihm ihre Liebe kundgeben und den Lohn der seinigen einheimsen. Sie hatte sich durch ihre ruchlose Tat von ihm verbannt, und alle Buße und Reue konnte nichts daran ändern!

Trotz alledem war es ein wonniges Gefühl. Jede Bewegung, jeder Blick, jedes Lächeln schlang sie in sich gierig hinein wie ein seltenes Labsal. Als die jungen Leute nach einiger Zeit aufstanden und den Garten verließen, saß sie noch lange in träumerischem Unbewußtsein, und als sie sich endlich erhob, war es

ihr wie jemand zu Mute, der süßen Weines voll ist und dessen Glieder den Dienst versagen. — —

Eine unruhige Nacht schloß sich an diesen Abend. Qualvolle Träume folterten sie. Seit Jahren zum ersten Male kehrten die schrecklichsten ihrer Nachtgespenster wieder, die sie lange verlassen. Sie führte wieder den blutigen Streich gegen die ahnungslose, wehrlose Handelsfrau, ihr Kind, erwachsen und schön, wie sie es eben gesehen, warf sich auf sie und suchte ihre Hände zu halten. Dann flehte sie selbst um Marthas Liebe, die mit Blut überströmten Hände zu ihr aufgehoben, aber mit Abscheu wandte sich die Tochter von ihr und rief empört und verächtlich: „Mörderin — ich hasse dich — fliehe meine Tür! Ich habe nichts mit dir gemein!"

In Schweiß gebadet, schreckte sie auf und betete angstvoll. Seit die entsetzliche Tat aus ihren Träumen verschwunden war, hatte sie gemeint, Vergebung erlangt zu haben — nun war sie plötzlich wieder da und weckte alle gräßlichen Bilder der Vergangenheit! —

Zeitig stand Marianne am anderen Morgen auf, durch einen Spaziergang das Gleichgewicht ihrer wild erregten Seele wieder herzustellen. Auf dem Rückwege ging sie an der Wohnung Marthas vorüber, um womöglich bei Tageslicht einen Blick auf das geliebte Angesicht zu gewinnen. Vergebens wanderte sie mehrere Male die Straße auf und ab. Um nicht aufzufallen, mußte sie den Versuch aufgeben. Sie entdeckte aber gegenüber dem Hause eine Bäckerei, in welcher man Kaffee verschenkte, an den Laden grenzte ein kleines Stübchen für die Gäste. Dorthin begab sie sich, um zu frühstücken, und beobachtete vom Fenster aus das gegenüberliegende Haus.

Endlich sah sie ihre Mühe belohnt. Martha er-

schien an der Tür mit einem allerliebsten kleinen Mädchen an der Hand. Das Kind mochte drei Jahre alt sein und erinnerte sie lebhaft an ihr eigenes, das sie verlassen mußte, um der grauenvollen Buße ihres Verbrechens entgegenzugehen.

Fest prägte sie sich die Züge der Kleinen ein, und da das Kind auf der Straße blieb und spielte, verließ sie nach einiger Zeit die Bäckerei, schritt erst die Straße ein Stück hinauf und dann so unauffällig wie möglich auf der anderen Seite wieder hinab. Niemand achtete auf sie, aber ihre Befangenheit spiegelte ihr das Gefühl ständiger Beobachtung vor. Als sie bei der Kleinen angelangt war, blieb sie, wie im Wohlgefallen an dem niedlichen Wesen bei ihr stehen und redete es an.

„Du hast aber ein liebes kleines Püppchen," äußerte sie bewundernd. „Und was für einen schönen Wagen du hast!"

Kinder vermögen einer Schmeichelei ebensowenig zu widerstehen wie einer Süßigkeit. Die Kleine lächelte die Sprecherin freundlich an.

„Wie heißt du denn?"

„Martha Keller," antwortete das Kind mit deutlicher, wenn auch leiser Stimme.

„Mutter hat dich gewiß recht lieb?"

„Ja."

Marianne nahm eine Apfelsine, mit der sie sich versehen, aus der Tasche und reichte sie dem Kinde. „Willst du das haben?"

Die Augen des Mädchens leuchteten, die kleine Hand streckte sich verlangend danach aus.

Marianne gab ihr die Frucht und tätschelte liebkosend das blonde Haar. „Dafür mußt du mir auch ein hübsches Händchen geben."

Das Kind reichte willig sein Händchen dar, und

Gott allein weiß, mit wie innigem Drucke und unter was für Empfindungen die blasse Frau es in ihrer Hand hielt! Mit Gewalt mußte sie sich bezwingen, um ihre Erschütterung zu verbergen.

Das Kind selbst machte der Szene ein Ende. Mit dem Geschenk in der Hand hegte es nur das eine Begehren, nach Hause zu eilen und der Mutter das ihm widerfahrene Glück zu verkünden. Schüchtern löste es seine Rechte aus der sanften Berührung und kehrte sich von der Schenkerin weg.

„Du willst fortgehen?"

„Ja."

„Zur Mutter?"

„Ja, Sine zeigen."

Marianne blickte dem lieblichen Geschöpfchen nach, wie es mit seinem Wägelchen die Straße dahintrippelte. Das war ihr Enkelkind — ihr Enkelkind! Sie hatte ein Enkelkind! Sie hatte es liebkosen, seine Hand in der ihren halten dürfen, es würde die erste Gabe aus der Hand der Großmutter genießen! Fast verklärt sah sie in diesem Augenblick aus.

Hastig entfernte sie sich von der Stelle, um nicht etwa von der sicherlich neugierig nach der Geberin ausschauenden Mutter bemerkt zu werden.

Von da an bestand ihre Freude darin, so oft als möglich die Straße entlang zu gehen, soweit es geschehen konnte, ohne Aufsehen zu verursachen. Manchmal erblickte sie wirklich ihre Tochter, und dann fühlte sie sich den ganzen Tag glücklich, einige Male traf sie auch wieder ihr Enkelkind und sprach einige freundliche Worte mit der nun schon ganz zutraulich gewordenen Kleinen.

So vergingen acht Tage, sie konnte sich nicht von dem Aufenthaltsort ihrer Lieben trennen, vermochte aber

auch keinen Entschluß in Hinsicht ihres Verhaltens zu ihnen zu fassen.

Es war am Sonnabend nachmittag. Da pilgerte sie wieder die Straße hinab in der Hoffnung, dem Kinde zu begegnen. Der Verkehr war heute sehr lebhaft, ein Lastwagen folgte dem anderen, dazwischen drängten sich Karren und Fußgänger, kurzum, es bot sich das Bild, wie es in Fabrikstädten am Sonnabend nachmittag gewöhnlich ist. Marianne wußte bereits, daß die kleine Martha immer um diese Zeit mit ein paar Nachbarkindern auf der Straße spielte, von der Mutter streng angewiesen, sich auf dem hier ziemlich breiten Bürgersteig zu halten und von ihren beobachtenden Augen vom Fenster aus geleitet und geschützt. Das Fenster stand offen, das Gesicht der jungen Frau war dahinter sichtbar, die Kleine aber erblickte die Späherin nicht.

Da sah sie plötzlich das Gesicht der gerade aufschauenden Mutter sich wie in plötzlichem Schrecken zusammenziehen, während aus den blühenden Wangen alle Farbe zurückwich. Angsterfüllt folgte sie der Richtung des Blicks und entdeckte die kleine Martha, kaum drei Schritte von sich entfernt, eben im Begriffe, mit ihrem kleinen Wägelchen die Straße zu überschreiten. Ein Lastwagen hatte das Kind bisher ihren Blicken entzogen, ebenso aber denjenigen eines Bierwagenführers, der wie rasend den Weg dahersauste. Jetzt, im Angesicht des kleinen Mädchens, bemühte er sich krampfhaft, seine Pferde zum Stehen zu bringen und das Kind durch laute Rufe zur schleunigsten Flucht anzuspornen, aber es war zu spät — oder vielmehr, es würde zu spät gewesen sein, hätte nicht Marianne mit einem wahren Tigersprung die Kleine erreicht und zurückgerissen.

Es war ein Moment unsäglicher Aufregung. Der Kutscher schimpfte vom Bock herab, die Mutter Marthas sprang in tödlicher Angst über die Straße daher, laut schreiend nach ihrem Liebling, Marianne zitterte wie Espenlaub unter dem Einfluß des überstandenen Schreckens. Nur die Kleine zeigte sich ruhig — sie wußte nicht, welchem gräßlichen Schicksal sie eben entgangen, und blickte die blasse Frau, die sie so gewaltsam gepackt hatte, mit verwunderten, ja bestürzten Augen an.

„Martha — liebes böses Kind! — Gott — ist sie unversehrt?"

„Ganz heil und gesund," antwortete mit bebenden Lippen Marianne.

„Sie haben sie gerettet," rief die junge Mutter mit Tränen der Freude und Dankbarkeit, indem sie mit der einen Hand ihr Kind aufnahm und an sich preßte, mit der anderen die Rechte der Unbekannten ergriff und in tiefer Bewegung drückte. „O, wie danke ich Ihnen!"

„Es war nur meine Pflicht," stammelte erbleichend Marianne, die zum ersten Male den Druck der Hand ihres Kindes fühlte.

„Marthchen, gib der guten Frau ein Händchen! Sie hat dich fortgenommen vor dem bösen Wagen, der meinen Liebling sonst überfahren hätte!"

Martha gehorchte bereitwillig und lächelte die Fremde freundlich an.

„Als ob sie es verstände," murmelte die junge Frau.

„O, wir kennen uns schon," sagte Marianne wehmütig.

„So? Kennst du die gute Frau?" wandte sich die Mutter betroffen an das Kind.

„Ja — Eine geben —"

„Ach, Sie sind es, von der das Kind in den letzten

Tagen immer geschwärmt hat," rief Frau Keller überrascht. „Sie lieben gewiß die Kinder sehr?"

„Sehr."

Der traurige Ton, in welchem die Antwort gegeben wurde, stimmte die junge Frau mitleidig.

„Sie haben wohl eines verloren — in dem Alter wie Marthchen hier?"

„Nicht ganz so alt, aber — es war ihm sehr ähnlich."

„Sie Arme — o, das muß schrecklich sein, ein Kind zu verlieren! Aber mein Gott, was mache ich? Sie haben sich ebenso aufgeregt wie ich, und ich habe Ihnen noch nicht einmal richtig gedankt. Wollen Sie nicht mit uns gehen und ein wenig ausruhen? Sie scheinen fremd hier —"

„Ich bin fremd."

„Wohl, so kommen Sie — schlagen Sie mir die Bitte nicht ab — ich bin Ihnen so unendlich verpflichtet. Ich möchte diejenige näher kennen lernen, der mein Mutterherz ewige Dankbarkeit schuldet."

Marianne zögerte. Ein tiefer Atemzug schwellte ihr die Brust — nun war erreicht, was sie so sehnlich gewünscht, die Anknüpfung gefunden. Und doch bangte ihr vor dem Betreten der Stätte, die einmal zu schauen ihr innigster Wunsch gewesen! — Aber nein, sie konnte nicht widerstehen — die junge Frau zog ja auch die nur schwach Widerstrebende mit sich fort.

Zwei Minuten später betraten sie das im Parterre belegene Heim. Die Tür, welche es ihr öffnete, erschien der unglücklichen Verbrecherin als die Pforte eines Heiligtums, ein feuchter schillernder Glanz trat in ihre Augen, als sie nun den Blick wie traumhaft umherschweifen ließ. Was sie sah, war ihr wie die Erfüllung eines Ideals, das tief in ihr verborgen gelegen, ohne

je feste Gestalt anzunehmen: sie hatte ja niemals ein behagliches Heim besessen, nie den Reiz einer in bescheidener Schönheit prangenden, Frieden atmenden Häuslichkeit kennen gelernt. Ihr kam es vor, als hätte sie besser werden müssen, wenn sie in der Atmosphäre eines so freundlichen, stillen, lichten Zimmers, im Angesicht der traulichen Bilder an den Wänden, im Dufte der blühenden Rosen, Nelken und Geranien am Fenster, im weichen Anschmiegen der einfachen, aber ihr prunkhaft dünkenden Polstermöbel aufgewachsen wäre!

Vielleicht hatte sie nicht ganz unrecht, denn wenn der Mensch auch nicht der Sklave des Milieus ist, zu welchem ihn manche heutige Pseudopsychologen stempeln wollen, so ist doch ein bedeutsamer Einfluß der Umgebung nicht in Abrede zu stellen, und wenn es einerseits wahr ist, daß ein erhabener Sinn das Gute in das Leben legt und nicht darin sucht, daß also ein zufriedenes Gemüt Frieden in die ärmste Hütte trägt, so ist anderseits auch die Wahrheit nicht zu leugnen, daß die quälende Sorge auch in der Zufriedenheit keine ebenbürtige Gegnerin findet und mit den von ihr ausgestreuten Schatten den hellsten Raum verdüstert und verhäßlicht.

Marianne überlief es fast wie ein Schauer der Andacht — sie hatte den Luxus nie gesehen und nahm schon die nette, aber schlichte Einrichtung ihrer Tochter für den Inbegriff aller Pracht und Schönheit. Und nicht allein das — sie identifizierte das Glück damit, und sagte sich wehmutsvoll, daß ihr Verbrechen doch wenigstens etwas Gutes im Gefolge gehabt, indem dasselbe ihrem geliebten Kind zu anderen Eltern, einer anderen Erziehung verholfen und dadurch dem Strom seines Lebens einen anderen, besseren Lauf eröffnet habe. Was wäre aus ihm geworden unter ihrer Führung, in

der elenden Baracke, wo sie mit den Ihrigen gehaust, in der Umgebung von Verbitterung, Not, Roheit und Unbildung?

„Setzen Sie sich," lud die junge Frau liebenswürdig ein, indem sie die Besucherin auf das Sofa nötigte.

Noch immer mit ihrer Scheu kämpfend, ließ Marianne sich nieder.

„Darf ich Ihnen eine Erfrischung anbieten? Ein Glas Bier — eine Tasse Kaffee?"

„Nein, danke."

Die junge Frau nahm dem Gaste gegenüber Platz, die kleine Martha setzte sich auf den Schoß der Mutter.

„Schade, daß mein Mann nicht da ist. Er würde Ihnen so gern ebenfalls danken. Darf ich Ihren Namen wissen?"

„Ich heiße — Frau Müller," entgegnete die bleiche Frau nicht ohne Verlegenheit, sich desselben Namens bedienend, den sie sich im Gasthof beigelegt hatte.

„Sie wohnen nicht hier?"

„Nein. Weit von hier — in Hamburg."

„O, in Hamburg. Da sind wir auch seinerzeit durchgekommen. Eine schöne, große Stadt. Sie haben wohl Verwandte hier?"

„Ich komme allerdings, sie zu suchen — ich hatte lange Jahre nichts von ihnen gehört. Meine Mühe war aber vergebens."

„Also haben Sie die weite Reise umsonst unternommen? O, das bedaure ich."

„Wenn Sie nicht so jung wären, würde ich fast glauben, Sie seien der Frau ähnlich, nach der ich forsche. Aber sie muß wohl zwanzig Jahre älter sein."

„Wie heißt sie denn?"

„Frau Vogel," wich Marianne aus. „Ihr Name ist ja wohl ein ganz anderer?"

„Allerdings," erwiderte die junge Frau. „Ich heiße Keller und bin eine geborene Stachmann. Das heißt," verbesserte sie sich errötend, „Stachmann war der Name meines Adoptivvaters."

„So haben Sie Ihre rechten Eltern verloren?"

„Ja, in so früher Jugend, daß ich mich ihrer nicht mehr entsinne. Sie müssen sehr arm gewesen, meine Mutter muß kurz nach meiner Geburt gestorben sein."

„Aber Sie wissen doch Ihren Geburtsnamen?"

„O ja — Mender."

Marianne zuckte unmerkbar zusammen.

„Es waren arme, aber brave Leute," fuhr die junge Frau, allmählich ihren gehabten Schrecken überwindend und Spuren von Heiterkeit zeigend, fort. „Ich habe sie nie gekannt, aber ich hörte von meinem Adoptivvater, daß es wackere Menschen gewesen seien, und verehre sie hoch in meinem Herzen."

Die Zuhörerin senkte gramvoll das Haupt. Wäre ihr Gegenüber nicht so vollkommen ahnungslos gewesen, so hätte die stockende, leiddurchwehte Stimme, mit welcher sie sprach, dieser auffallen müssen.

„Hat Ihr Adoptivvater Ihre Eltern denn gekannt?" stammelte sie leise.

„Gewiß," antwortete die junge Frau verwundert. „Er hat sie in Amerika kennen gelernt."

Marianne starrte wehmütig vor sich hin. Ihre Tochter liebte und verehrte sie im Herzen — es war ein süßer und zugleich beschämender Gedanke. Die Gute hegte keine Ahnung der Wahrheit!

„Sie scheinen recht traurig," begann Frau Keller nach einem langen Schweigen teilnahmsvoll. „Ist Ihnen nicht wohl? Sie sind gewiß auch sehr erschrocken?"

„Das auch," versetzte Marianne, sich bezwingend. „Aber das ist es nicht allein — ich denke nur, wenn

ich ein so inniges Glück mit ansehe, wie Sie es hier genießen, an vergangene Zeiten. Sie sind doch glücklich, nicht wahr?"

„Ich darf wohl ja darauf sagen."

„Ihr Mann liebt Sie?"

„Über alles — und ich ihn auch."

„Das freut mich — Sie gefallen mir. Auch Ihr Kindchen gefiel mir vom ersten Augenblicke an. Ich habe einen Neffen, der ein Mädchen in demselben Alter besitzt, das ebenfalls sehr an mir hängt. Der Arme — er war auch sehr glücklich. Leider —"

„Hat ihn ein Unglück betroffen?"

„Ein Unglück ganz eigentümlicher Art." Die Stimme der Frau klang gepreßt. „Sie werden es kaum für möglich halten. Er nahm ein hübsches junges Mädchen, gut und tugendhaft. Und als er kurze Zeit verheiratet war und sich als Glücklichsten der Sterblichen dünkte — wissen Sie, was er da erfuhr?"

„Nun?"

„Er erfuhr, daß er die Tochter einer Mörderin geheiratet hatte."

„Einer Mörderin?" rief die junge Frau entsetzt.

„Ja — ihre Mutter hatte in ihrer Jugend einen Mord begangen und war im Zuchthause gestorben."

Marianne schwieg und blickte in fiebernder Spannung ihre Tochter an.

„Ein grausiger Fall," erklärte diese, indem sie voll Abscheu den Kopf schüttelte. „Man kann Gott im Himmel nicht genug dankbar sein, daß er einem gute und brave Eltern gegeben hat. Da begreife ich, daß der arme Mann sich unglücklich fühlte, seine Gattin mochte noch so gut sein, aber der Gedanke, daß sie oder seine Kinder erblich belastet sein könnten, mußte ja sein ganzes Leben, sein ganzes Glück zerstören. Schrecklich!

Und die junge Frau selbst — was mußte sie darunter leiden! Freilich war es nicht recht von ihr, ihrem Manne gegenüber zu schweigen, aber —"

„Auch sie erhielt erst mit ihm zusammen davon Kenntnis."

„Um so schlimmer für sie. Ich glaube, ich könnte keines meiner Kinder mehr ohne Grauen betrachten — und mein Mann auch nicht. Unser Glück wäre für alle Zeiten zerstört."

„Sie hat ihrer Mutter trotzdem verziehen."

„Das ist recht von ihr. Aber der Fluch der bösen Tat lastet doch auf ihr — ihr Herz ist gebrochen!"

„Gebrochen," wiederholte tonlos Marianne Falk und preßte die Hand mit aller Kraft auf ihre Brust, als wollte sie die Blutwelle zurückdrängen, die mit betäubender Gewalt nach ihrem Herzen stürmte.

In diesem Augenblick ging ihr eine erhabene Erkenntnis auf, reifte in ihr ein erhabener Entschluß: ihre Tochter durfte die Wahrheit nie erfahren! So sehr sie sich auch sehnte, die Verlorene ans Herz zu drücken, den süßen Namen Mutter von ihren Lippen zu vernehmen — sie mußte schweigen, schweigen für immer. Wenn sie ihr Kind wahrhaft liebte, mußte sie seinem Glücke ihr Mutterrecht, ihr Mutterſehnen zum Opfer bringen. Der Gedanke, sie wiedergesehen zu haben und sie glücklich zu wissen, mußte ihr genug sein. Ein Wort von ihr, und die ganze Herrlichkeit dieses Glückes zerstob in Schauer der Schande und Verzweiflung.

Hastig stand sie auf.

„Wollen Sie schon fort?"

„Ich muß, da ich heute noch abreise."

„Schade, mein Mann wird es außerordentlich bedauern, daß er Ihnen nicht noch selbst danken konnte. Und gar nichts wollen Sie annehmen?"

„Danke — danke.“

„Wir werden nie vergessen, was Sie für uns getan, Frau Müller. Und wenn Sie einmal wieder hierher kommen, müssen Sie uns besuchen.“

„Wenn ich wirklich noch einmal wiederkomme, so soll es geschehen.“

„Recht so. Martha, habe die gute Frau noch einmal lieb — sie geht nun fort.“

Die Kleine, die beim Erheben der Mutter von deren Schoß herabgeglitten war, schlang ihre Ärmchen um die Fremde, die das Kind innig an ihre Brust drückte.

„So ein liebes, süßes Dingelchen! Darf ich ihr einen Kuß geben? Nur auf die Stirn —“

Frau Keller nickte lächelnd, und Marianne küßte ihr Enkelkind zweimal mit Inbrunst. Dann reichte sie ihrer Tochter die Hand zum Abschied und ging, von dieser bis an die äußere Tür begleitet und mit Segenswünschen entlassen, langsam die Straße hinab.

Sie wandte sich nicht einmal wieder um, denn ein feuchter Schleier umzog ihre trüben Augen.

In ihrem Kämmerchen angekommen, warf sie sich auf das Bett und weinte, weinte bitterlich.

Am anderen Morgen reiste sie ab, so früh, daß die Bewohnerschaft der Stadt zum größten Teil noch im Morgenschlummer lag. So gewahrte niemand die bleiche, einfach gekleidete Frau, die wohl eine Minute lang auf der gegenüberliegenden Seite des von dem Buchhalter Keller bewohnten Hauses stand, die tränenvollen Augen nach den Fenstern gewandt, hinter denen ihr Teuerstes weilte, die Hände wie segnend erhoben.

Marianne Falk wurde nie wieder in Kreuzburg gesehen.

Der König der Weine.

Eine Kelter- und Kellerstudie. Von W. Helmuth.

Mit 9 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

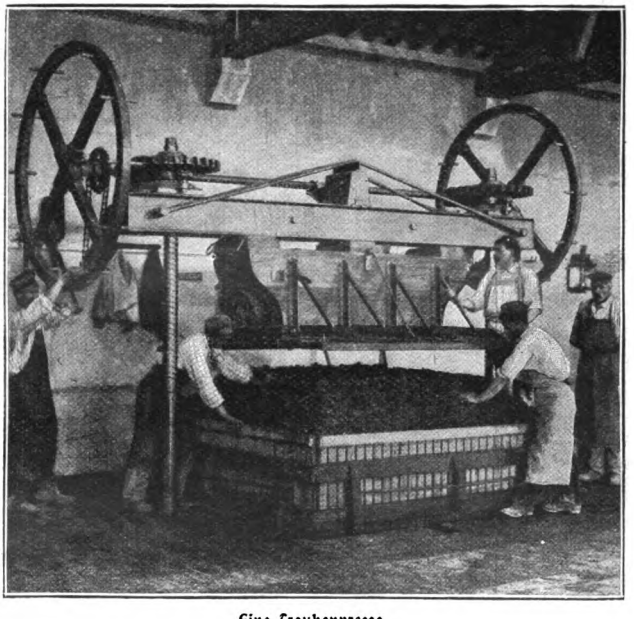
Der von zahllosen Dichtern mit feurigster Begeisterung besungene Champagner, jener köstliche Nektar, der so verlockend im schlanken Kelchglase perlt und schäumt, so angenehm auf der Zunge prickelt und so wundersam erheiternd auf das Gemüt des Trinkers wirkt, verdankt seine Entstehung mittelbar der von allen Verehrern des Gottes Bacchus nicht hoch genug zu preisenden Erfindung des biederen Mönches Dom Pérignon, der als Pater Kellermeister der Abtei von Hautvillers gegen das Ende des 17. Jahrhunderts ein vermutlich ebenso einfaches als gottgefälliges Dasein führte.

Dom Pérignon war einer glaubhaften Überlieferung nach der erste, der den Korkstöpsel als Flaschenverschluß verwandte, und ohne seinen genialen Einfall hätten wir darum nimmer des Vergnügens teilhaftig werden können, einen Champagnerpfropfen mit fröhlichem Knall zur Decke emporfliegen zu sehen. Die genußfreudigen Lebenskünstler des 18. Säkulums wußten die Vorzüge des feurigen, leichten, allen Sinnen gleichzeitig schmeichelnden Süßweines sogleich ihrem vollen Werte nach zu würdigen, und von Frankreich aus trat

Vor der Weinlese.

der Champagner jenen Siegeszug an, der ihm binnen kürzester Frist den ganzen Erdkreis eroberte.

Heutzutage freilich ist seine Erzeugung nicht mehr das Privilegium der schönen Champagne, und namentlich unsere deutschen Schaumweine, wie sie am Rhein



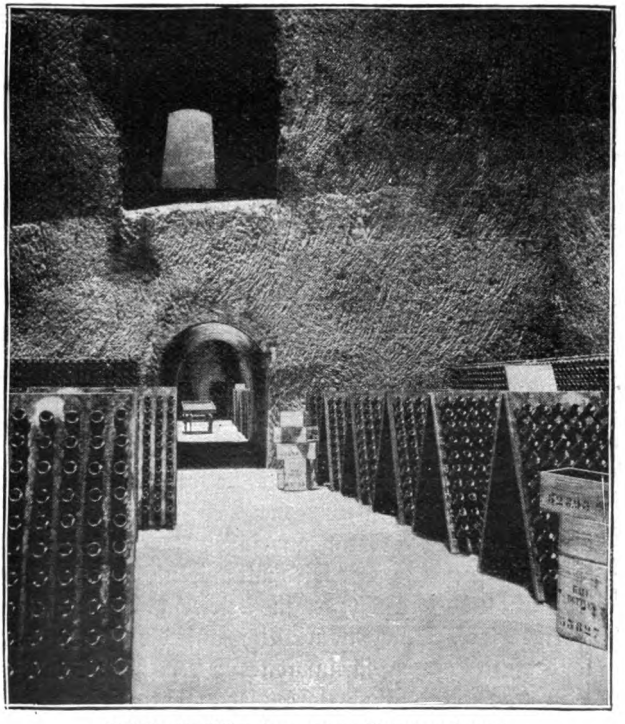
Eine Traubenpresse.

wie an der Mosel, am Neckar wie am Main in vorzüglichen Marken hergestellt werden, werden von erprobten Kennern den französischen Sorten nicht nur gleichgestellt, sondern oft sogar vorgezogen.

Hochinteressant ist die Herstellung des schäumenden Trankes, der wir die folgenden Zeilen widmen wollen.

Ein gewaltiger Traubenreichtum überrascht uns bei

einem Spaziergang zwiſchen den endloſen Weinbergen, denn das Jahr war dem Weinſtock beſonders günſtig. Ringsum auf den Hügeln reifen die Beeren, welche



Blick in den Keller eines grossen Champagnerhauses.

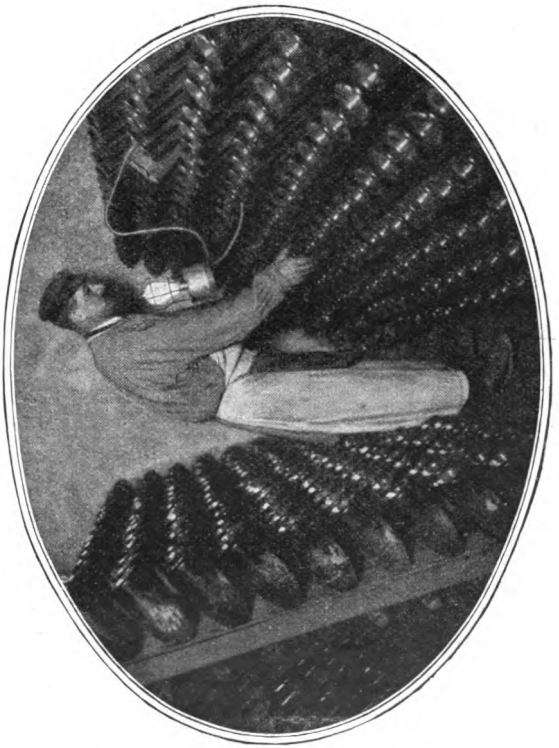
beſtimmt ſind, den feurigen Schaumwein zu liefern. Sie erheiſchen, wenn ſie dieſer Beſtimmung würdig werden ſollen, eine überaus ſorgſame Behandlung und legen dem Winzer eine gleichermaßen faſt über das ganze Jahr verteilte Arbeitslaſt auf. Iſt doch kaum eine

andere Pflanze so empfindsam, so anspruchsvoll und so vielen Schädigungen durch ungünstige Temperaturverhältnisse, durch tierische und pflanzliche Schmarotzer ausgesetzt als der Weinstock, bei dem sich gewöhnlich schon die geringfügigste Nachlässigkeit in seiner Pflege und Überwachung durch ein erheblich verringertes Erträgnis rächt.

Wenn endlich nach zahllosen Sorgen und Mühen die Zeit der Lese gekommen ist, reicht das ständige Personal der Winzer natürlich bei weitem nicht aus, um die innerhalb einer möglichst kurzen Frist auszuführende Arbeit zu bewältigen. Weither kommen dann die für die Weinlese angeworbenen Arbeiterinnen und Arbeiter herbeigeeilt, um beim ersten Morgengrauen ihr keineswegs müheloses Tagewerk zu beginnen. Man verlangt von ihnen die größte Aufmerksamkeit und Sorgfalt, da nur vollkommen tadellose Trauben unter die Presse kommen dürfen. Alle fauligen, fleckigen oder nicht hinlänglich ausgereiften Beeren müssen zuvor gewissenhaft entfernt werden, da sie die Qualität des Weines beeinträchtigen würden. Jede der im Gebrauch befindlichen Pressen kann ungefähr 4000 Kilogramm Trauben aufnehmen. Sie wird mit möglichster Schnelligkeit gefüllt und dann sofort in Betrieb gesetzt, da eine unnötige Verzögerung namentlich auf die Farbe des Traubensaftes ungünstig einwirkt. Die peinlichste Sauberkeit ist eine unerläßliche Voraussetzung bei dieser ersten Prozedur, und der Fremde, der vielleicht von einem Keltern der Trauben durch die Füße der Arbeiter und Arbeiterinnen gehört hat, wird sehr angenehm überrascht sein von der Akkuratesse, mit der die Trauben gekeltert werden.

Die Behandlung des gewonnenen Mostes, der während der Wintermonate seinen ersten Gärungsprozeß

durchzumachen hat, unterſcheidet ſich zunächſt nicht von der bei jeder anderen Weinſorte üblichen. Die beſondere Arbeit des Champagnerfabrikanten beginnt erſt im Früh-



Das Schütteln der Flaſchen.

ling, und ſie ſetzt von der erſten bis zur letzten Manipulation eine Fülle praktiſcher Erfahrungen voraus, wenn das Ergebnis ein zufriedenſtellendes werden ſoll.

Nachdem durch zweckmäßige Miſchung der verſchiedenen Gewächſe die richtige Grundlage gewonnen

worden ist, wird der Wein auf Flaschen gefüllt und in der Flasche mit einem genau berechneten Zusatz von

Die Reinigung des Weines.

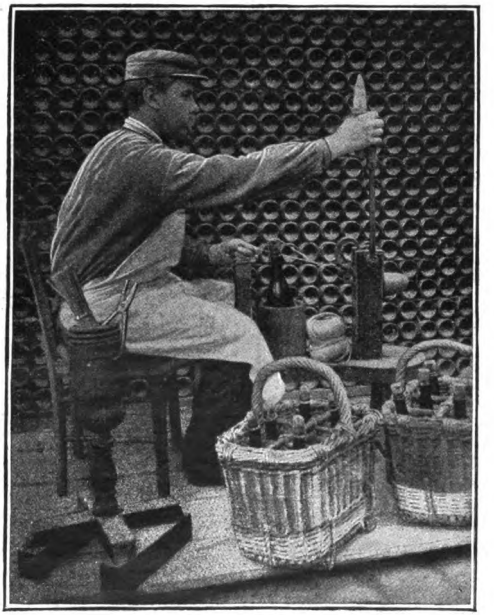
Rohrzucker versehen, der sich im Verlauf eines weiteren langen Gärungsprozesses in Kohlensäure verwandeln soll.

Das letzte Süssen des Champagners.

Durch eine Art von eiserner Agraffe verschlossen, werden die Flaschen nun in den schier endlosen, mit ihrem Gewirr von Gängen wahrhaft labyrinthisch anmutenden Kellereien der großen Champagnerhäuser, die sich als ein weitverzweigtes Netz unterirdischer Gassen tief unter der bewohnten Oberwelt hinziehen, auf großen Holzgestellen derart aufgestapelt, daß der Hals schräg nach unten gerichtet bleibt. Volle vier Jahre müssen vergehen, ehe eine genügende Kohlensäureentwicklung erfolgt ist. Aber man läßt sie nicht in ungestörter Ruhe vor sich gehen, sondern befördert durch ein in regelmäßigen Zwischenräumen wiederholtes kurzes Schütteln den chemischen Prozeß. Unsere Abbildung auf S. 155 zeigt uns einen mit dieser Arbeit betrauten Mann, dem jahraus, jahrein keine andere Verrichtung obliegt als das Schütteln der Flaschen, und der es darin zu solcher Übung gebracht hat, daß ihrer dreißigtausend an einem Tage durch seine Hände gehen. Jede Flasche wird auf solche Art im Verlaufe von drei Monaten mindestens einmal geschüttelt.

Je größer nun im Lauf der Zeit die Menge der entwickelten Kohlensäure wird, desto gewaltiger ist der Druck, den das Gas in seinem natürlichen Ausdehnungsbestreben auf die Wandungen der Flaschen übt. Als sich die Schaumweinfabrikation noch in ihren Anfängen befand, bildete dieser Druck und das dadurch bedingte Zerspringen zahlloser Flaschen eine der wesentlichsten Schwierigkeiten, denn es gingen oft von hundert Flaschen mehr als die Hälfte zu Grunde. Inzwischen aber haben die Glashütten gelernt, ein besseres und widerstandsfähigeres Erzeugnis herzustellen. Und man prüft in den Champagnerfabriken die gelieferten Flaschen vor dem Füllen auf das allergenaueste, da man weiß, daß selbst ein geringfügiger Fehler unfehlbar ein Zerspringen

zur Folge hat. Die Verluſte ſind dadurch ganz erheblich geringer geworden, aber ſie werden ſich niemals ganz vermeiden laſſen, und der durchſchnittlich ziemlich hohe Preis des Champagners findet teilweiſe auch in dieſen Verluſten ſeine Erklärung.



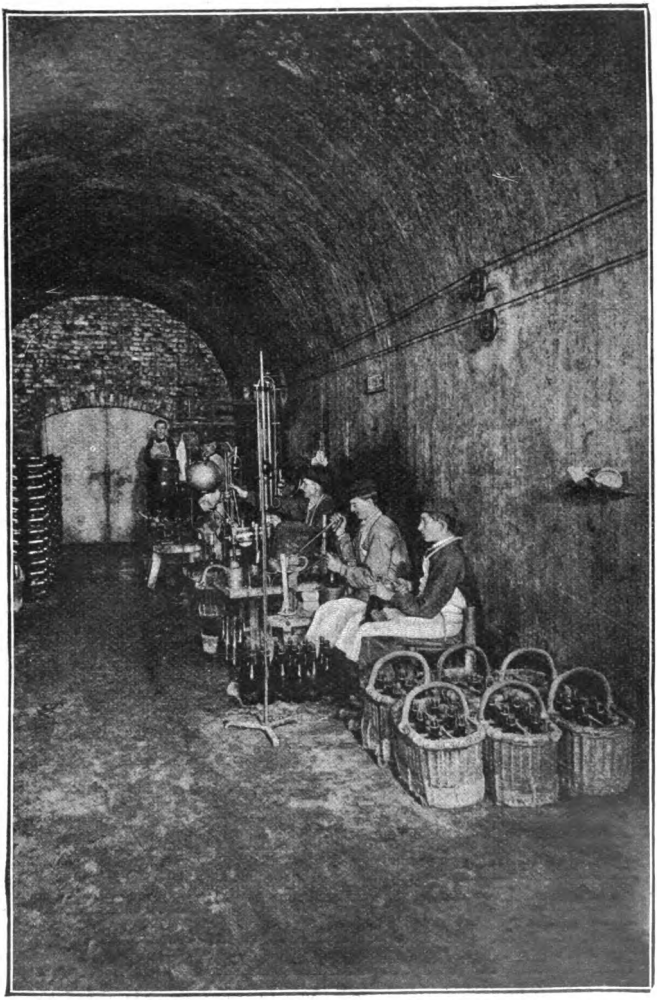
Verkorken der Flaſchen.

Die Umwandlung des Zuckers in Kohlenſäure kann indeſſen nicht ohne die Bildung von gewiſſen feſten Rückſtänden vor ſich gehen, die nicht in der Flaſche bleiben dürfen, da ſie ſich dem Konſumenten als eine Verunreinigung des Weines darſtellen würden. Zu ihrer Entfernung bedient man ſich eines ſinnreichen Verfahrens, das allerdings große Gewandtheit erfordert,

wenn nicht ein beträchtlicher Teil des edlen Nasses dabei verloren gehen soll. Der Hals der Flaschen, in welchem sich die Rückstände angesammelt haben, wird nämlich in einen Kühlapparat gebracht, so daß sich darin ein kleiner Eispfropfen bildet, der alle Unreinigkeiten einschließt. Ein besonders geschickter Arbeiter öffnet nun mit raschem Handgriff den Verschluß, indem er dabei die Mündung der Flasche in ein mit entsprechendem Ausschnitt versehenes Fäßchen hält. Mit lautem Knall fliegt der Eispfropfen heraus, und es ist Sache des Mannes, dafür zu sorgen, daß ihm möglichst wenig von dem übrigen, jetzt vollständig gereinigten Inhalt der Flasche nachfolgt.

Zwar ist der Champagner jetzt mit Kohlensäure gesättigt und hat alle die vortrefflichen Eigenschaften angenommen, die wir an ihm schätzen; aber sein Geschmack würde uns doch wahrscheinlich wenig behagen. Denn der Zucker hat bei dem Verwandlungsprozeß seine Süßigkeit vollständig eingebüßt, und der Wein ist darum recht herbe. Soll er uns mundgerecht gemacht werden, so bedarf es dazu eines abermaligen Zusatzes. Und dieser Zusatz, der in der Hauptsache wiederum aus Zucker besteht, der sogenannte Likör, ist in seiner Zusammensetzung ein besonderes, ängstlich gehütetes Geheimnis der einzelnen Champagnerfirmen. Er ist auch in derselben Fabrik nicht immer der gleiche, und seine Verschiedenheit bedingt im wesentlichen die Verschiedenheit der von jedem Hause in den Handel gebrachten Marken.

Nicht die Qualität des Weines, sondern lediglich sein Geschmack ist es, der durch den Likörzusatz beeinflußt wird, und es ist interessant, daß bei den großen europäischen Nationen, die als Hauptkonsumenten des Champagners vornehmlich in Betracht kommen, in



Die letzte Vollendung.

dieſer Beziehung ganz beſtimmte Geſchmacksverſchiedenheiten berückſichtigt werden müſſen. In Rußland liebt man den Schaumwein ſehr ſüß, während man in Deutſchland, Frankreich und Belgien die minder gezuckerten, ſogenannten halbtrockenen Marken bevorzugt. Für den

Etikettieren und Verpacken.

nach Amerika exportierten Champagner muß der Zuckerzuſatz noch geringer bemeſſen werden. Der Engländer aber goutiert nur den auf der Etikette mit „extra dry“ bezeichneten Wein, der faſt ſeine ganze natürliche Herbheit behalten hat und dem man nicht ohne Berechtigung nachrühmt, daß er der bekömmlichſte ſei.

Iſt der Likörzuſatz erfolgt, ſo werden die Flaſchen mittels geeigneter Maſchinen, die den dicken Korkſtöpſel

unter sehr starkem Druck eintreiben, verschlossen und wandern in die Hände der Arbeiterinnen, die ihnen die letzte äußere Vollendung, das bekannte verlockende Gewand von Gold oder Silber, geben. Es mag dabei erwähnt werden, daß ein Champagnerpfropfen, der allen Anforderungen genügen soll, den Fabrikanten auf etwa 18 Pfennig zu stehen kommt, da man nur die besten Erzeugnisse der Korkstöpselindustrie verwenden kann.

Man sieht, daß die Erzeugung des flüchtigen Schaumweines, zu dem schon so mancher als zu einem rechten Sorgenbrecher seine Zuflucht genommen hat, einen sehr umständlichen und zeitraubenden Prozeß darstellt. Und es ist keine Übertreibung, wenn man annimmt, daß jede der gold- oder silberhalsigen, dickbauchigen Flaschen durch die Hände von vierzig verschiedenen Personen gehen mußte, ehe sie reif war, unsere festliche Tafel zu schmücken.

Für den Umfang aber, welchen die Schaumweinerzeugung in neuerer Zeit angenommen hat, mögen zum Schluß noch einige Zahlen sprechen. Im Jahre 1844 wurden etwa 6 Millionen Flaschen erzeugt, zwanzig Jahre später war die Produktion bereits auf 16 Millionen gestiegen, und im Jahre 1897 erreichte sie die Zahl von über 40 Millionen Flaschen. Wenn man nun bedenkt, daß der Champagner vier bis fünf Jahre lagern muß, ehe er auf den Markt gebracht werden kann, so wird man sich eine Vorstellung von den enormen Vorräten machen, die in den Kellern der weltberühmten Erzeugungsorte ihrer Bestimmung entgegenharren.

Im Nachtschnellzug.

Novellette von F. Clemens.

(Nachdruck verboten.)

Der Kommerzienrat Anton Börner, Chef der großen Handlungsfirma A. Börner & Sohn, fühlte sich recht unbehaglich.

Es war elf Uhr, draußen wütete der Sturm durch eine stockfinstere, schwüle Septembernacht, und Börner saß ganz allein in einem Abteil erster Klasse des der Reichshauptstadt zueilenden Schnellzuges. Ja noch mehr: nicht allein in seinem Abteil nur, sondern allein im ganzen Wagen. Das hatte ihm der Schaffner auf der letzten Station erklärt. Dazu kam, daß das Gas sehr trübe brannte und Herr Börner in seiner Brieftasche eine Summe von vierzigtausend Mark verwahrte.

Nun, Herr Börner reiste oft mit größeren Summen und hatte sich noch nie gefürchtet. Man ist ja im allgemeinen nirgends sicherer als auf der Eisenbahn. Auch heute empfand er keineswegs Furcht, sondern nur eine gewisse Unbehaglichkeit, hervorgerufen durch das Zusammentreffen einer ganzen Reihe von Umständen: die Finsternis, der Sturm, die trübselige Beleuchtung, das Alleinsein, das Geld und — die Lektüre eines Berichts in der Zeitung, die er noch in der Hand hielt.

Seit einigen Wochen machte ein geriebener Gauner die Eisenbahnen unsicher. Unter den verschiedensten Masken schlich er sich in die Wagen, knüpfte mit den Insassen Verbindungen an und erleichterte sie um ihr Gepäck oder nach Befinden auch um ihre Börsen. Vor allem hatte er es auf Abteilungen abgesehen, in denen jemand allein sich befand, und natürlich zog er die erste und zweite Klasse mit Rücksicht auf die besser gefüllten Beutel der Insassen der dritten und vierten, und die Nachtschnellzüge den überfüllten Tageszügen vor.

Der Kommerzienrat schüttelte sich ein wenig, um sich munter zu erhalten. Die Wärme im Abteil war drückend. Sein Kopf sank immer wieder mit einer ihm selbst unbewußten Schwere auf die Brust herab, die Augenpforten schlossen sich — plötzlich traf ihn ein kalter Luftzug. Er hörte noch wie aus weiter Ferne das durchdringende Geräusch eines gellenden Pfiffs und das schallende Klappen der Wagentür. Ein neuer Passagier war eingestiegen, und der Schläfer, nun wieder völlig ermuntert, fuhr auf, um den Eindringling — denn als solchen sind die Eisenbahnreisenden geneigt, jeden Ankömmling zu betrachten — einer Prüfung zu unterziehen.

So viel stand von vornherein fest: gern hieß er ihn überhaupt nicht willkommen. Er war müde und hätte lieber noch ein wenig gedusselt, aber jetzt, mit einem Fremden im Abteil und der großen Summe in der Tasche, mußte er sich das versagen. Ja, wenn noch andere Leute eingestiegen wären, drei oder vier und von verschiedener Art, dann hätte er ihre Ankunft mit Freuden begrüßt, denn so ganz allein hatte er sich auch nicht sicher gefühlt; immerhin aber erschien ihm jetzt das Alleinsein noch besser als das Sitzen zu zweien.

Außerdem machte der Fremde durchaus nicht den beruhigendsten Eindruck. Die sorgfältig gewählte Kleidung gefiel ihm ebensowenig wie die aristokratischen Bewegungen, die stolze Haltung, die distinguierte Miene, das vornehme blasse Gesicht, der fein gedrehte dunkle Schnurrbart. Er nahm scheinbar gleichgültig die ihm entfallene Zeitung wieder auf und verglich die darin enthaltene Beschreibung des Hochstaplers mit dem Äußeren seines Reisegefährten. Die Größe, das noble Äußere und die Farbe der Augen stimmten völlig überein, nur das Haar machte einen Unterschied. Der Hochstapler war blond, während der Fremde dunkle Haare besaß. Auch trug der erstere einen Vollbart, dieser nur einen Schnurrbart.

Im ersten Augenblick fühlte sich der Kommerzienrat von seinem Resultat befriedigt. Gleich darauf nannte er sich selbst einen rechten Narren.

„Der Spitzbube wird so töricht sein, das Aussehen beizubehalten, das ihn für jedermann sofort kenntlich macht," sagte er zu sich selbst. „Natürlich hat er sich den Vollbart abnehmen lassen und die Haare gefärbt. Was ist selbstverständlicher als das?"

Heimlich beobachtete er den neuen Passagier, der sich in der ihm schräg gegenüberliegenden Ecke niedergelassen hatte, und nahm mit Unbehagen wahr, daß der Fremde ihn, sobald er sich unbemerkt wähnte, mit forschenden Augen betrachtete. Nicht ihn allein, auch sein Gepäck, er sah deutlich die verstohlen nach oben gerichteten Blicke.

Der neue Passagier lehnte sich nach kurzer Zeit in die Ecke zurück und schloß die Augen. Als sich Börner, der sich den Anschein völliger Gleichgültigkeit gab, jedoch unerwartet nach seinem Reisegefährten hinwandte, erkannte er deutlich, daß dieser nicht wirklich schlief,

sondern sich nur verstellte. Die dunklen, blitzenden Augen ruhten mit einem lauernden, funkelnden Ausdrucke auf ihm, um sich blitzschnell wegzuwenden, als sie seinen eigenen Augen begegneten.

Börners Unbehagen steigerte sich zur Unsicherheit. Unwillkürlich faßte er in seine Tasche, wo er sein Messer, einen kleinen zusammenklappbaren Genickfänger, verwahrte. Aufstehend und sich dem Fenster zukehrend, holte er die gefährliche Waffe verstohlen heraus, klappte sie auf und überzeugte sich von ihrer sofortigen Gebrauchsfähigkeit. Dann schob er die wieder zusammengeklappte in die Tasche zurück.

Was ihn am meisten beunruhigte, war seine immer mehr zunehmende Müdigkeit. Er hatte die vorige Nacht nur wenig geschlafen und war den ganzen Tag über auf den Füßen gewesen. Hierzu kam noch die dumpfe Schwüle in dem Wagen. Bleischwer lag es ihm in den Füßen wie auf den Augen; er gähnte fortgesetzt wie im Krampfe, und trotz aller Anstrengungen sank sein Kopf, nachdem er seinen Platz in der Ecke wieder eingenommen hatte, immer wieder auf die Brust herab, während seine Lider sich unwillkürlich schlossen.

Unser gerühmter Wille ist gegen nichts so ohnmächtig wie gegen den Schlaf. Der Kommerzienrat kämpfte mit seiner ganzen Kraft, ohne darum der lähmenden Wirkung des sonst so willkommenen Gastes entgehen zu können. Er hatte sich so gesetzt, daß er dem Fremden das Gesicht zuwandte, lehnte also mit Haupt und Rücken in der Ecke und streckte die Beine schräg in den Raum vor sich. Der Fremde kehrte ihm dagegen scharf das Profil zu, er spielte nach wie vor den Schläfrigen. Nur einmal, als das schlecht geschlossene Fenster mit rasselndem Gepolter herunterfuhr, erhob er sich hastig, um das Fenster wieder in Ordnung zu bringen. So-

bald er die Schließung bewerkstelligt, drehte er sich nach seinem Reisegefährten um, mit einem unruhigen, lauernden Blicke. Bei dieser Gelegenheit sah Börner, der ihn mißtrauisch beobachtete, aus der Seitentasche des nicht zugeknöpften Überziehers etwas Glänzendes hervorragen. Kein Zweifel, es war der Lauf eines Revolvers!

Den Kommerzienrat überlief es kalt. Mochte werden, was da wollte, er mußte das Abteil verlassen. Eben kündete ein schriller Pfiff die Nähe der nächsten Station. Erwartungsvoll harrte er am Fenster, das er im Augenblick des Haltens herunterzulassen gedachte, um den Schaffner anzurufen und ihn zu ersuchen, ihm ein anderes Abteil anzuweisen. Doch vergeblich — der Schnellzug durchfuhr die kleine Station mit verminderter Schnelligkeit zwar, aber ohne anzuhalten. Kein Schaffner ließ sich sehen. Dabei verdichtete die Finsternis draußen sich immer mehr, als würden immer neue Schatten den bereits vorhandenen hinzugefügt, oder als führe der brausende Sturm auf seinen unheimlichen Fittichen immer dunklere Farbstoffe mit sich, mit denen er die düstere Atmosphäre unausgesetzt von neuem sättige.

Schmerzlich enttäuscht warf sich der Kommerzienrat auf seinen Platz zurück. Er fühlte, daß er der Gewalt der Erschöpfung unterliegen müsse, denn es zog ihm die Lider wie mit Magneten zusammen, nur mit Mühe erhielt er sich einen Rest von Besinnung, und obgleich er versuchte, einen logischen Gedankengang zu behaupten, so verwirrten sich doch im Nu die Vorstellungen zu den wunderlichsten Gebilden, und immer wieder sich emporraffend, mußte er sich gewaltsam auf den Gegenstand besinnen, von dem sein Denken ursprünglich ausgegangen war. Ja, in seiner halben Benommenheit konnte er den Gedanken nicht abschütteln, daß der para-

lysierende Einfluß, der ihn so gänzlich zu übermannen drohte, keiner natürlichen, in ihm selbst wurzelnden Ursache entspringe, sondern seinen Ausgangspunkt irgendwo in der Person des unheimlichen Fremden habe, der vielleicht über ein geheimes narkotisches Mittel verfügte, das seiner Umgebung Gefahr brachte.

Indessen — derartige Mittel, die nicht auch auf den Besitzer selbst zurückwirkten, konnte es doch nicht geben! Aber Börner hatte so viel von der geheimen Kunst der Suggestion und Hypnose gehört und gelesen, vielleicht übte der verdächtige Mensch diese rätselhaften Kräfte an ihm aus!

Indem er mit schweren Sinnen noch der ihm so bedeutungsvollen Möglichkeit nachgrübelte, befand er sich, scheinbar ohne jeden Übergang, plötzlich mitten in einem schreckensvollen Traum, der mit der Wirklichkeit zusammenfloß: Der Fremde verließ seinen Platz, streckte wie beschwörend die Hände gegen ihn aus, und wie ein mysteriöses Fluidum fühlte er es von diesen Händen ausströmen und in seine Glieder eindringen. Die Beine, die Arme erstarrten ihm, seine Brust schnürte sich zusammen, sein Herz hörte auf zu klopfen, das Blut schien in den Adern zu stocken, die Augen preßten sich schmerzhaft aus dem Kopfe — so lag er da, mit allen Sinnen und doch unfähig, die geringste Bewegung zu machen. Näher und näher trat der Fremde, seine Züge nahmen einen immer drohenderen, vernichtenderen Ausdruck an, seine Augen blitzten wie in elektrischer Glut, in der ausgestreckten Rechten hielt er den schießbereiten Revolver, dessen Lauf ebenfalls in elektrischem Feuer erglänzte. In entsetzlicher Todesangst verharrte der Gelähmte, ein inneres Etwas arbeitete mit riesiger Kraft gegen den ihn umstrickenden Bann. Auf einmal löste sich derselbe wie mit einem einzigen Ruck, er fuhr

wie der Blitz in die Höhe und riß noch in halbem Traum die festgeschlossenen Augen auf.

Und wie der Traum mit der Wirklichkeit, so mischte sich jetzt die Wirklichkeit wieder mit dem Traum.

Sein Reisegefährte stand vor ihm, ein Tuch in der Hand, von welchem ein durchdringender Geruch ausging.

Der Kommerzienrat stieß einen wilden Schrei aus, in einem Augenblick erwachten all seine Sinne insoweit, daß sie ihm die völlige Erkenntnis seiner Lage und die Beherrschung des Moments gestatteten. Der Eisenbahnräuber stand offenbar eben im Begriff, ihn zu betäuben, zu überfallen — mit Blitzesschnelle zog er seinen Genickfänger aus der Tasche und, auf den Fremden eindringend, begann er wie rasend um Hilfe zu schreien und sah sich nach der Notleine um, den Zug zum Halten zu bringen.

Aber auch der Fremde ließ einen durchdringenden Hilferuf nach dem anderen ertönen. Sich gegen Börner wehrend, zog er sich Schritt um Schritt zurück, beide zugleich faßten nach der Kurbel, deren Drehung das Notsignal auslöste — im selben Augenblick aber ertönte der gellende Pfiff der Lokomotive, und der Zug, in eine größere Station einlaufend, kam von selbst zum Stehen.

Die Tür ward aufgerissen, mehrere Schaffner und Bahnbeamte drangen herein.

„Was geht hier vor — wer ruft um Hilfe?"

Die beiden Passagiere ließen voneinander ab.

„Er überfiel mich plötzlich, um mich zu berauben, zu ermorden," rief der Fremde rasch und fast atemlos.

„Ich ihn?" schrie der Kommerzienrat, aufs äußerste empört über diese Frechheit. „Nein, er mich — ich habe vierzigtausend Mark in Banknoten bei mir —"

„Das ist ein Kniff, weiter nichts," schäumte der Fremde. „Ich vielmehr habe eine große Summe bei mir — über fünfzigtausend Mark Regierungsgelder."

„Frechheit, Schwindel! Er wollte mich betäuben — in der Tasche dort steckt das Tuch, das mit dem Narkotikum getränkt ist. Ich lag in festem Schlafe, da überfiel er mich — zum Glück erwachte ich noch zur rechten Zeit."

„Kommen Sie mit zum Stationsvorsteher," befahl der Zugführer. — „Paßt auf, daß keiner entwischt. Man wird die Wahrheit schon feststellen."

Ohne Zögern folgten die Passagiere den Beamten in das Bureau des Stationsvorstehers. Beide begannen sofort auf ihn einzureden.

„Halt," rief der Mann, „einer nach dem anderen! Wir wollen die Sache ordnungsmäßig untersuchen. — Wer sind Sie?" wandte er sich an den Fremden.

„Oberregierungsrat v. Elbing aus Berlin."

„Und Sie?"

„Kommerzienrat Börner aus Berlin. Aber glauben Sie ihm nicht, er —"

„Bitte, warten Sie. Können sich die Herren ausweisen?"

Beide Männer suchten ihre Brieftaschen hervor, emsig darin suchend.

„Ich habe hier eine Visitenkarte," erklärte der angebliche Oberregierungsrat.

„Die kann man sich auf jeden Namen herstellen lassen. Haben Sie keine Paßkarte?"

„Deren bedarf man doch für eine kurze Dienstreise nicht!"

„Ich besitze auch nichts Derartiges," erklärte etwas kleinlaut der Kommerzienrat. „Hier ist ein an mich gerichteter Brief —"

„Der ebensogut auf andere Weise in Ihren Besitz gelangt sein kann. Nein, nein, das genügt nicht. Vor allem — Sie wollen Geld bei sich haben. Zeigen Sie her."

Unverzüglich legte der Kommerzienrat seine Brieftasche nebst Inhalt dem Beamten vor, dabei höhnisch auf seinen Reisegefährten blickend. Nun mußte die Wahrheit an den Tag kommen.

Doch nein — auch der Fremde unterbreitete dem Stationsvorsteher eine große Anzahl von Banknoten, die dieser nach flüchtiger Durchsicht zurückgab.

„Erzählen Sie doch einmal den Sachverhalt, Herr — wie war Ihr werter Name?"

„Kommerzienrat Börner."

„Also, Herr Kommerzienrat — bitte."

Börner erzählte hastig die Erlebnisse der letzten anderthalb Stunden. Mehrmals versuchte der Fremde ihn zu unterbrechen, aber der Stationsvorsteher hieß ihn sich gedulden.

„Und nun, Herr Oberregierungsrat, was haben Sie darauf zu erwidern?"

„Daß die Sache sich gerade umgekehrt verhält. Als ich in das Abteil einstieg, kam der darinsitzende Herr mir bereits verdächtig vor; er stellte sich schlafend und beobachtete mich doch heimlich scharf, ich habe es wohl gesehen."

„Leugnen Sie, daß Sie einen Revolver bei sich führen?"

„Hier ist er," erwiderte der Fremde, die Waffe hervorziehend. „Gewiß führe ich diesen bei mir, da in den letzten Wochen verschiedene Diebstähle auf Eisenbahnen vorgekommen sind, und ich vielfach mit großen Beträgen unterwegs bin. Und absichtlich richtete ich es so ein, daß er ihn sehen sollte, damit er nicht glaube,

einen Wehrlosen vor sich zu haben. Ich hatte sehr wohl beobachtet, wie er selbst heimlich einen Dolch oder Genickfänger hervorholte und untersuchte."

„Aber Sie standen doch," schrie der Kommerzienrat, „dicht vor mir, als ich schlief, mit einem Tuche in der Hand, das einen merkwürdigen Geruch ausströmte?"

„Ich fürchtete, daß ich dem Andringen des Schlafes nicht mehr Widerstand zu leisten vermöchte. Da wollte ich mich überzeugen, ob Sie wirklich schliefen oder sich nur verstellten. Indem ich tat, als beabsichtigte ich, zum Fenster auf der anderen Seite hinauszuschauen, näherte ich mich Ihnen, so weit ich konnte — Sie schienen mir wirklich zu schlafen, ich beugte mich ein wenig über Sie — dabei hielt ich zufällig mein Taschentuch in der Hand."

„Zeigen Sie das Tuch," befahl der Stationsvorsteher.

Der Fremde nahm es aus der Tasche.

„Und Sie tragen kein anderes bei sich?"

„Nein."

Bereitwillig ließ er seine Taschen untersuchen. Er führte nur das eine Tuch.

„Es verbreitet allerdings einen starken Geruch," fügte er hinzu, „aber durchaus keinen, der Ähnlichkeit mit Chloroform besitzt. Ich hatte heute nachmittag heftige Zahnschmerzen und versuchte dieselben mit Kreosot zu mildern, von dem mein Taschentuch noch Spuren aufweist. Probieren Sie, ob man mit diesem Tuch auch nur eine Fliege betäuben kann."

Die Geruchsnerven überzeugten alle Anwesenden von der Richtigkeit der behaupteten Tatsache.

„Ich fürchte, die Herren sind beide das Opfer der Furcht vor dem anderen geworden," meinte der Be-

amte lächelnd. „Um indessen ganz sicher zu gehen: vermögen Sie gar keine Legitimation beizubringen? Ist niemand im Zuge, der Sie kennt?"

„Meines Wissens nicht."

„Meines Wissens auch nicht."

„Auf welcher Station sind wir eigentlich?" fragte der Kommerzienrat. „Wenn wir nicht weit mehr von Berlin sind —"

„In Jüterbogk."

„Ach, da ist doch Herr Inspektor Hertig. Der kennt mich ganz gut," rief Börner erleichtert.

„Inspektor Hertig? Der kann mich ebenfalls rekognoszieren," erklärte der Oberregierungsrat.

Unverzüglich gab der Stationsvorsteher Auftrag, den Inspektor zu rufen. Dieser befand sich im Wartsaal, wo er nach seiner Ablösung durch den stellvertretenden Stationsvorsteher noch ein Glas Bier trank. Er eilte auf der Stelle herbei und begrüßte erstaunt die beiden ihm bekannten Herren.

„Also doch ein Irrtum," murmelte Börner bestürzt. „Sie sind in der Tat Herr Oberregierungsrat v. Elbing?"

„Und Sie in der Tat Herr Kommerzienrat Börner?"

„Und ich hielt Sie für den Hochstapler, der jetzt die Züge dieser Gegend unsicher macht."

„O, der ist gestern abend in Stettin verhaftet worden," berichtete lachend der Inspektor.

Auch die übrigen Beamten stimmten nun in die Heiterkeit ihrer Vorgesetzten ein, und schließlich lachten auch die beiden Passagiere.

Mit der gegenseitigen Bitte um Entschuldigung des Irrtums boten sie sich die Hand und stiegen nun friedlich Seite an Seite in das verlassene Abteil wieder ein, worauf der infolge des Intermezzos um zehn

Minuten aufgehaltene Schnellzug sich ohne Säumen in Bewegung setzte.

Vergnügt setzten sich die beiden Herren einander gegenüber, und der Kommerzienrat meinte: „Das verwünschte Geld! Was das einem doch für Unannehmlichkeiten bereiten kann!“

„Gewiß. Und Sie haben doch nur Ihr eigenes,“ entgegnete der Oberregierungsrat.

Beide Herren lachten jetzt ebenso herzlich, als sie vor zehn Minuten verzweifelt um Hilfe geschrieen hatten.

Zwangsarbeit und Verbrecherkolonien.

Zur Geschichte der Strafrechtspflege. Von R. Bernheim.

Mit 10 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Zu den unleugbaren Errungenschaften der Neuzeit gehört in allen zivilisierten Staaten die allmähliche Beseitigung der vielen grausamen Strafen, deren sich früher die Strafrechtspflege bediente. Zur Abschaffung der Folter, die das geheime Inquisitionsverfahren mit wahrhaft teuflischer Grausamkeit zu einem System furchtbarer Martern entwickelt hatte, gab Friedrich der Große den Anstoß. Zu Ende des 18. Jahrhunderts war die Tortur, der so viele Unschuldige zum Opfer gefallen waren, in allen Staaten Deutschlands abgeschafft. Die große deutsche Volkserhebung des Jahres 1848 und ihre Wirkung auf die Gesetzgebung in den Einzelstaaten brachte in den letzteren überall Rechtsanschauungen zur Geltung, deren natürliche Folge die Abschaffung der körperlichen Züchtigung in der Strafjustiz war.

Eine Strafe allerdings, deren Ursprung gleich den abgeschafften Leibesstrafen in das Altertum zurückreicht, ist bis in unsere Zeit von der Strafjustiz beibehalten

worden, die Zwangsarbeit. In den meiſten Staaten Europas hat ſie ſich erhalten, zugleich aber unter dem Einfluß der Humanität zu neuen Formen entwickelt, die ſich im modernen Gefängnisweſen als das beſte und ſicherſte Beſſerungsmittel bewähren.

Eine Anſiedlung von Deportierten in Sibirien.

Wie alle grauſamen Strafmittel ihren Urſprung in dem Rachegelüſt hatten, das die barbariſchen Völker des Altertums ihren Kriegsgefangenen gegenüber empfanden, ſo läßt ſich dies auch von jener Art ſchwerer und entehrender Zwangsarbeit nachweiſen, welche die Strafjuſtiz in den Bagnos und ähnlichen Anſtalten

früher systematisch ausbildete. Jedem Leser sind die Berichte der Bibel bekannt, wie das Volk Israel in Ägypten, in der babylonischen und assyrischen Gefangenschaft zu schwerer Fronarbeit gezwungen war. Ein anderes weltbekanntes Beispiel solcher Zwangsarbeit von Kriegsgefangenen knüpft sich an das Wort vom „Ohr des Dionysius", wie das Volk von Syrakus noch heute den engen Höhlengang nennt, durch den Dionysius, der Tyrann, die Gespräche der Kriegsgefangenen in dem gewaltigen Felsenkessel belauschte, in dessen Steinbrüchen diese arbeiten mußten. Tausenden von Kriegsgefangenen, Athenern, Karthagern, hat dieser rings von kolossalen Felswänden umgebene Steinbruch zum Gefängnis gedient, in dem sie, unter der Last der Eisenketten, an die man sie schmiedete, und unter den Geißelhieben ihrer Wärter im Brande der glühenden Sonne Siziliens sich zu Tod arbeiten mußten.

So verband sich frühe mit dem Trieb, die Kriegsgefangenen zu quälen, der staatsökonomische Gedanke, die Kräfte derselben für mühselige Sklavenarbeit, zur Ausführung von Staatsbauten aller Art zu verwenden.

Orientalischen Ursprungs ist der Gebrauch, den Ruderdienst auf den Galeeren von Gefangenen verrichten zu lassen. Der Ruderdienst auf diesen Kriegsschiffen des Mittelalters, aus denen auch die berühmten Flotten der Genuesen und Venezianer bestanden, war namentlich in heißen Klimaten eine kaum erträgliche Anstrengung. Um möglichst viele Ruder in den Dienst der Galeere zu stellen, wurden die Ruderer im Schiffsraum dicht zusammengepfercht; drei oder vier Mann handhabten gemeinsam den Griff des sehr langen und schweren Ruders. Die Galeeren führten meist 24 bis 26 solcher Ruder auf jeder Seite. Dicht hinter- und übereinander reihten sich die Ruderbänke. Die Türken

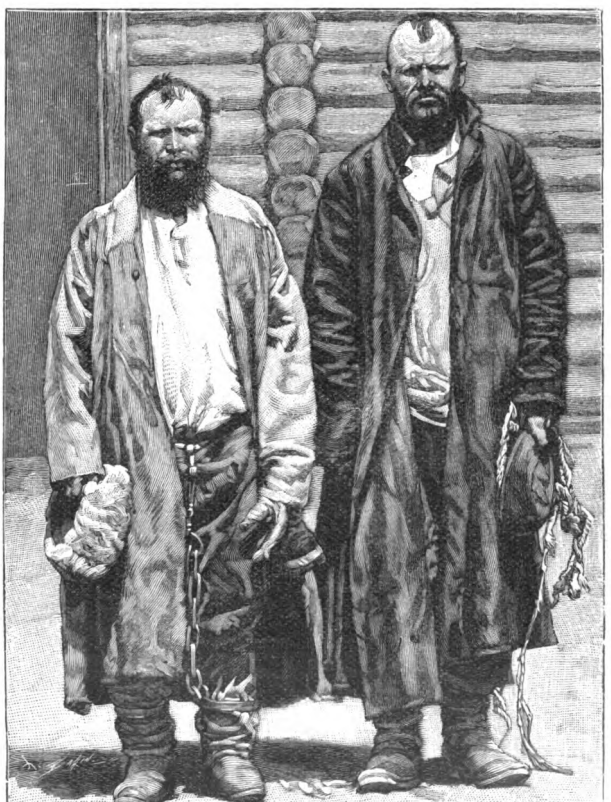
Einkleidung einer Deportierten nach dem älteren Strafsystem.

und die Seeräuber Nordafrikas ließen diese Arbeit vornehmlich von Christensklaven verrichten. Unter Karl IV. wurde es in Frankreich Sitte, schwere Verbrecher zur Ruderarbeit auf den Galeeren zu verwenden; an ihre Bank wurden sie mittels Ketten geschmiedet. Später trat in Frankreich offiziell die Galeerenstrafe an die Stelle der schweren Kerkerstrafe in Ketten. In den Seehäfen von Brest, Toulon, Lorient und Rochefort wurden schon 1748 für die zur Galeere Verurteilten Strafstationen eingerichtet; der Transport dorthin geschah bis 1828 in Ketten, dann wurde der in Zellenwagen eingeführt. Für diese Strafanstalten kam die Bezeichnung „Bagno" in Gebrauch.

Auch als die Galeeren durch andere Kriegsschiffe verdrängt wurden und die Strafzeit am Ruder ganz fortfiel, blieb doch die Bezeichnung „Galeerensträfling" für den Gefangenen des Bagno bestehen. Unter Ludwig XIV. befanden sich unter ihnen nicht wenige, die bloß wegen ihres Bekenntnisses oder ihrer politischen Ansichten zu so schwerer Haft verurteilt waren. Bei ihrer Ankunft im Bagno wurden die Gefangenen auf der rechten Schulter gebrandmarkt und mit Arm und Bein an Ketten geschlossen, die sie auch bei Nacht bis zur Stunde der Entlassung behielten. Sie wohnten in großen massiven Gebäuden, in Rochefort in schwimmenden Gefängnissen. Die Revolution ließ die Bagnos fortbestehen, doch milderte sie die Strafe: die Gefangenen wurden weiterhin mit leichterer Handarbeit beschäftigt, und der Ertrag ihrer Arbeit kam ihnen nun zum Teil selber zu gut. Aber die Verköstigung war weiter sehr dürftig, die Disziplin äußerst streng. Für jeden Verstoß gegen die Hausordnung wurde der Sträfling auch jetzt noch ausgepeitscht. 1832 kam die Brandmarkung in Wegfall. Unter Napoleon III. wurde die

Bagnoſtrafe in Deportation nach den Strafkolonien verwandelt.

Die Deportation iſt römiſchen Urſprungs. Sie iſt



Zu Zwangsarbeit Verurteilte in Sibirien unter dem älteren Strafsystem.

eine ſtrengere Form der bei den alten Griechen ſo beliebten Verbannung. Unter den erſten römiſchen Kaiſern kam dieſe Art der Exilierung, die dem Ver-

bannten einen bestimmten überseeischen Aufenthaltsort vorschrieb und sich unter gewaltsamer Wegführung vollzog, als Strafe für politische Vergehen sehr häufig in Anwendung. Mit dieser Art der Deportation, die nur hervorragende und reiche Personen traf, war Zwangsarbeit, wie sie damals von Millionen Sklaven verrichtet wurde, nicht verknüpft, dagegen ging mit der Verurteilung die Konfiskation des Vermögens Hand in Hand. Von den neueren Staaten sind es Rußland, England und Frankreich, die besondere, in anderen Ländern nachgeahmte Systeme dieser Strafart ausgebildet haben. In Rußland kam die Deportation im 17. Jahrhundert in Gebrauch, als Strafe sowohl für politische als für gemeine Verbrechen. Der Wunsch, die riesigen, kaum bewohnten und unbebauten Ländergebiete Sibiriens zu kultivieren, gab der russischen Deportation ihre besondere Form.

Von Haus aus trat sie als eine Milderung des herrschenden Strafrechts ins Leben; an die Stelle der Todesstrafe oder der „verstümmelnden Leibesstrafe" trat jetzt in vielen Fällen die Verschickung nach Sibirien. Aber die Unbilden des sibirischen Klimas verschärften auch wieder die Mühsal der Zwangsarbeit, zu der sich die Verbannten hier unter strenger Zucht verurteilt sahen. Viele russische Dichter, Tolstoi, Dostojewski u. a., haben das Elend der Verbannten ergreifend geschildert, doppelt ergreifend darum, weil so viele Gebildete wegen politischer Vergehen dieses Elend teilen mußten. Graf Sparanski, der Schöpfer des großen russischen Gesetzbuches vom Jahre 1832, nahm die Deportation nach Sibirien in das System der Strafmittel auf; er unterschied die Verbannung nach Sibirien mit harter Zwangsarbeit, die Zwangsansiedlung auf bestimmte Dauer und die auf Lebenszeit. Die älteren Strafanstalten

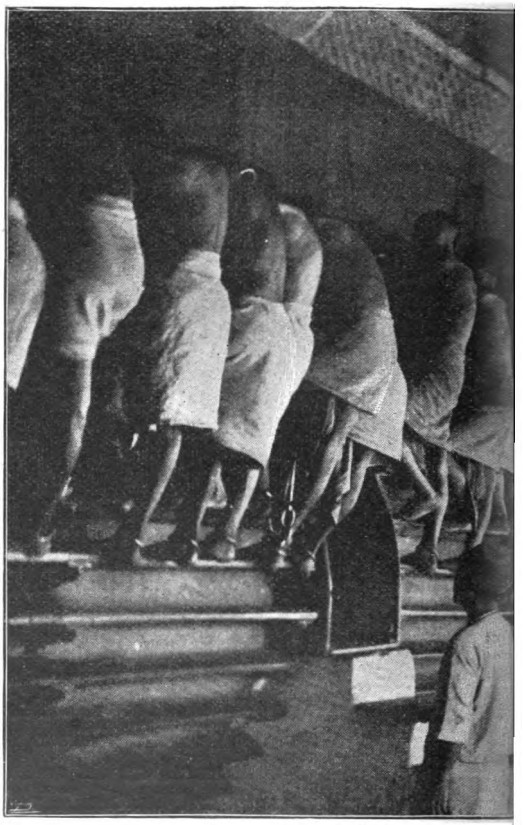
für schwere Verbrecher in Sibirien hatten ähnliche Einrichtungen wie die französischen und italienischen Bagnos, und da gegenüber der großen Zahl der Deportierten das Bewachungspersonal nur gering an Zahl war, bei der Zwangsarbeit im Freien aber sich die Fluchtversuche häuften, so wurden auch die weiblichen Sträflinge gleich nach der Ankunft mit besonderer Vorsicht in Ketten geschlossen.

Gegenwärtig kommt die Mehrzahl der schwerer Verurteilten auf die Insel Sachalin zu landwirtschaftlichen Arbeiten und in die Kohlengruben. Nach Ablauf der Arbeitszeit werden die Deportierten an bestimmten Punkten Sibiriens angesiedelt. Doch ist zur Zeit in Rußland eine vom Geiste der Humanität getragene Justizreform im Zuge — die Abschaffung der Knute ist schon bestimmt worden — sie will die Zwangsarbeit beschränken, die Transportierung nach Sibirien aber erst nach Ablauf der strengeren Strafzeit eintreten lassen.

Bei der Zwangsansiedlung werden die Deportierten bestimmten Gemeinden zugeschrieben, diese haben sie mit Grundeigentum zu versehen und eine Art vormundschaftlicher Aufsicht über sie auszuüben. Nach zehn Jahren wird der Deportierte zum vollberechtigten Mitglied der Gemeinde. Durch diese Zwangsansiedlung sind in der Tat größere Strecken von Sibirien allmählich einer gewissen Kultur gewonnen worden. Auch das Goldwaschen im Schwemmland an der oberen Lena, in Transbaikalien und im Altai fiel den Deportierten zu. Alles Land aber bleibt Eigentum der Krone.

In alter Zeit war Sibirien die Zufluchtsstätte der aus Innerasien verdrängten Völker; wenige von ihnen waren seßhaft: die Tungusen Jagd-, die Ostjaken Fischervölker, die Kirgisen Steppennomaden. Im Laufe der

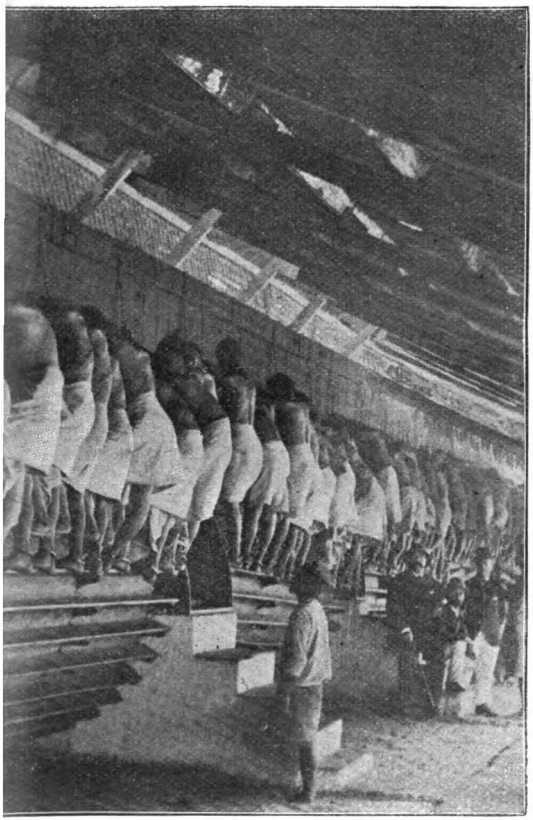
Jahre wurden mehrere Millionen von Russen nach Sibirien verschickt. Die Sibirier sind die Abkömmlinge von freien Einwanderern und Verschickten, welche sich mit Eingeborenen verehelichten. Neun Zehntel dieser Sibirier sind Ackerbauer. Die Zahl der zur Zeit in Sibirien lebenden Deportierten beträgt rund 200,000. Nach Durchführung der neuen Gesetzgebung wird die Verschikkung nach Sibirien nur noch in stark vermindertem Maße als Strafmittel angewandt werden. Der berühmte russische Kriminalist Foinitzki tritt sogar für ihre gänzliche Abschaffung ein. —



Sträflinge an der

Die britische Gesetzgebung hat die Deportation als

Strafmittel bereits im Jahre 1858 völlig beseitigt. Verbrecher nach den britisch-nordamerikanischen Kolonien zu transportieren, kam unter Jakobs I. Regierung in England auf. Als sich diese Kolonien vom Mutterland losrissen, hörte der Brauch natürlich auf, und Neusüdwales in Australien mußte nunmehr die in England zur Deportation Verurteilten aufnehmen. Bei der Gründung der Strafkolonie von Neusüdwales wurden die Hauptzwecke der Deportation von der britischen Regierung genau formuliert. Sie wollte durch die Deportation das Mutterland von der Plage einer täglich zunehmenden Anhäufung von Verbrechern in den Gefängnissen und



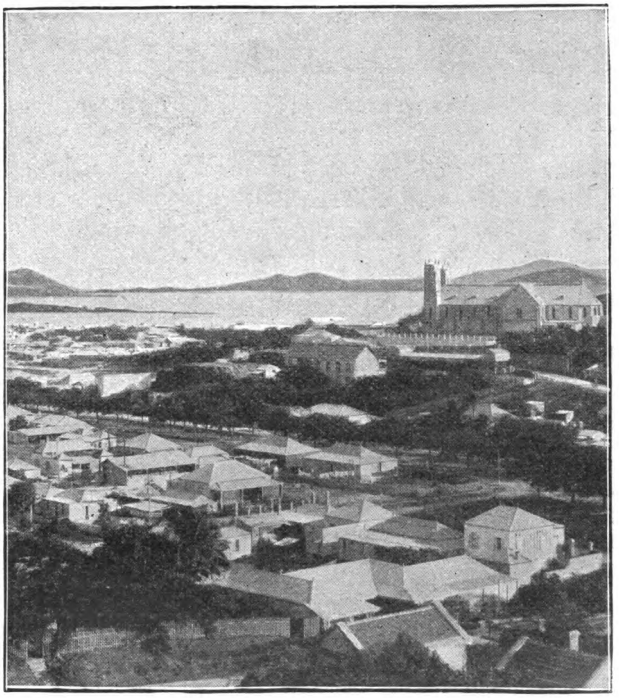
nühle in Rangun.

Zuchthäusern befreien, einen passenden Ort für die sichere Bewachung und die Bestrafung dieser Verbrecher wie auch für deren allmähliche Besserung gewinnen, schließlich aus den gebesserten Sträflingen den Kern für eine britische Kolonie bilden, nach der sich in vorteilhafter Weise die freie Auswanderung lenken ließe. Ähnliche Strafkolonien wurden später in Tasmania und Westaustralien errichtet, doch die fortschreitende Läuterung des Strafrechts in Großbritannien sorgte für ihre Abschaffung. —

In Frankreich besteht dagegen noch heute die Deportation nach bestimmten Strafkolonien. Das französische Gesetzbuch unterscheidet verschiedene Grade derselben. Die Deportation ersten Grades, für schwere Verbrechen, hat das System der Einzelhaft verwertet, sie wird an einem festumschlossenen überseeischen Orte verbüßt. Welche Grausamkeit bei dieser Strafe, die namentlich auch auf politische Verbrechen angewandt wird, zur Wirkung kommt, ist durch das Schicksal des Hauptmanns Dreyfus auf der Teufelsinsel für alle Welt offenkundig geworden. Die Deportation zweiten Grades findet bei mildernden Umständen und für geringere Verbrechen statt; die Sträflinge sollen nicht der strengen Aufsicht unterliegen wie bei der Deportation ersten Grades. Arbeitszwang ist bei beiden Arten ausgeschlossen.

Eine dritte Art der Verschickung, die „Transportation", angewandt auf gemeine Verbrecher, ist unter ähnlichen Gesichtspunkten zur Aufnahme gelangt wie früher die Besiedlung von Neusüdwales mit englischen Verbrechern. Ein Gesetz vom Jahre 1850 bestimmte, daß die Strafe der Zwangsarbeit fortan an Männern unter sechzig Jahren in bestimmten Kolonien vollstreckt werden sollte. 1854 wurde Guayana, 1863 Neukale-

donien dafür vorgeſchrieben. Der humane Gedanke, daß die Strafe den Verbrecher nicht nur abſchrecken, ſondern auch beſſern ſoll, der weitere, daß die Arbeit den Gefangenen nur dann beſſert, wenn ſie ihm keinen

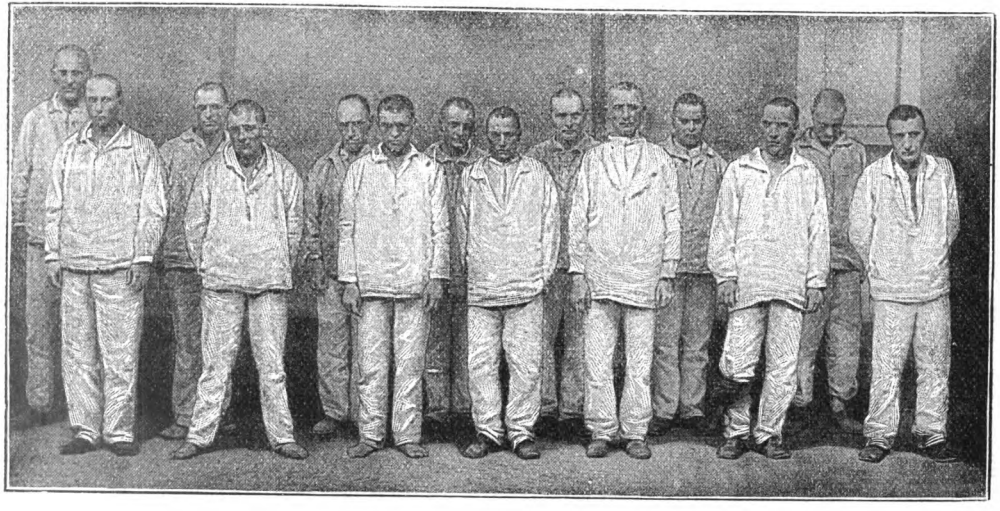


Numea, die Hauptſtadt von Neukaledonien.

Widerwillen einflößt, kamen bei dieſer Art der Deportation zur Geltung, die ja den Zweck hatte, die Verurteilten zu nützlichen Mitgliedern von Kolonien zu erziehen, deren Aufblühen wiederum dem Mutterland Nutzen bringen ſollte. Bei guter Führung konnte ſich

der Verurteilte eine Reihe von Erleichterungen erwerben, schließlich auch die Anweisung von Land zum Bebauen auf eigene Rechnung. Es ist begreiflich, daß unter diesen Umständen Neukaledonien den Verbrechern als ein Eldorado erscheinen mußte, so daß Gefängnissträflinge in Frankreich ihre Aufseher ermordeten, um sich die Transportation nach dem Land zu verdienen, wo ihnen die Möglichkeit winkte, Plantagenbesitzer zu werden. Zwei Verordnungen von 1891 haben den schreiendsten Übelständen ein Ende gemacht, ohne freilich den Grundfehler des Systems beseitigen zu können.

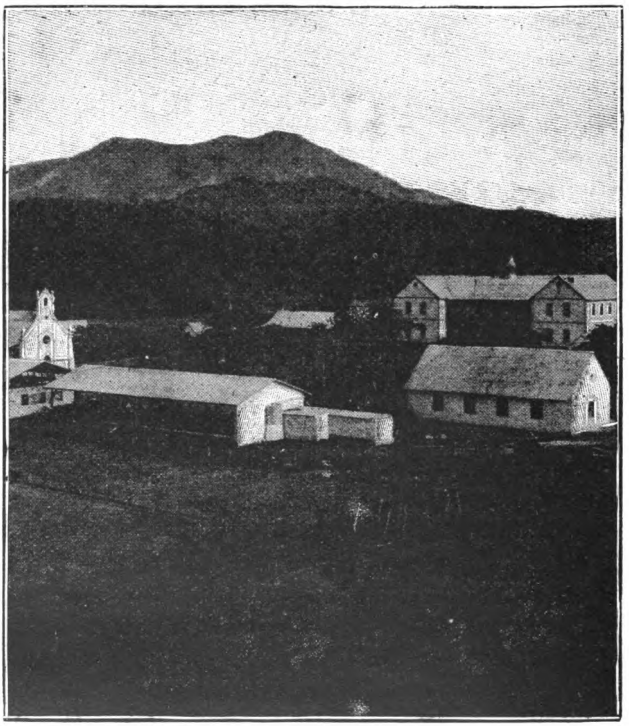
Ein Eldorado ist aber Neukaledonien auch für den freien Ansiedler keineswegs. Das hier herrschende Tropenklima macht sich dem Feld- und Bergarbeiter ebenso unangenehm fühlbar, wie es in Sibirien die Kälte tut. Aber die äußerst fruchtbare, auch durch Mineralreichtum ausgezeichnete Insel im westlichen Stillen Ozean, die mit ihren Nachbarinseln ein Gebiet von zusammen 364 Quadratmeilen umfaßt, ist als französische Kolonie ein ungemein wertvoller Besitz. Die Ureinwohner, Melanesier, neigen zur Menschenfresserei, und obgleich sie für die Landwirtschaft gute Begabung offenbaren, sind sie für regelmäßige Arbeit gegen Tagelohn nur schwer zu haben. So kam die französische Regierung auf die Idee, hier Strafkolonien zu gründen. Die Sträflinge werden teils zu öffentlichen Arbeiten (Wegebauten u. s. w.) verwendet, teils sind sie auf Ackerbaustationen beschäftigt; für letztere sind 110,000 Hektar reserviert, an freie Europäer sind 235,000 Hektar überlassen, von denen aber erst wenige tausend unter Kultur stehen, die Reservationen der Eingeborenen haben einen Umfang von 313,737 Hektar. Man baut Mais, Kaffee, Reis, Maniok, Tabak, Zuckerrohr, Ananas, Kokospalmen, Gemüse. Auch Indigo, Baum-



Eine Strafarbeiterkompanie in Neukaledonien.

wolle und Wein gedeihen gut auf dieſem fruchtbaren Boden.

Der wichtigſte Hafen iſt Numea, die Hauptſtadt. In ihrer Umgebung befinden ſich auch die größeren



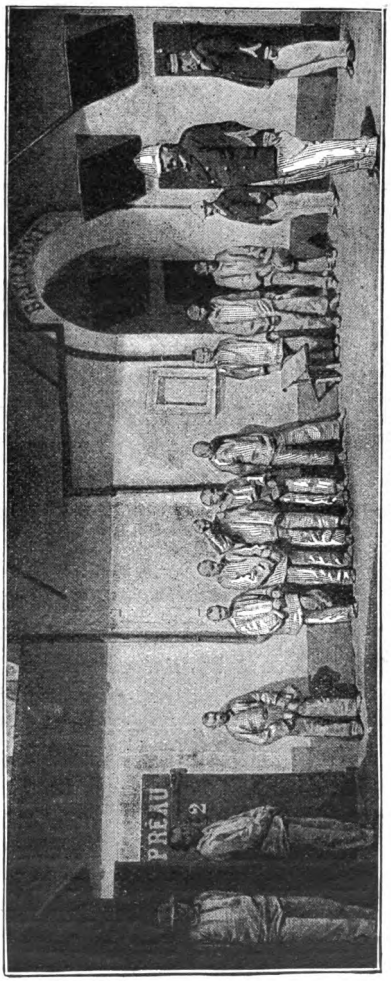
Eine Strafkolonie in Neukaledonien.

Strafkolonien. Die Lage der Stadt iſt ſchön, ſehr freundlich ihre Umgebung; die Häuſer und Baracken für die Sträflinge ſind ſauber angelegt und gehalten, und ſich hier zu einem guten Landwirt heranbilden zu dürfen,

der ſchließlich ſeinen eigenen Grund und Boden bebaut, iſt in der Tat ein recht freundliches Geſchick für einen verurteilten Gauner, verglichen mit dem Schickſal, das im allgemeinen einen entlaſſenen Sträfling in der Welt ſonſt erwartet.

Aber bis zu dieſem Ziel iſt's ein rauher Weg.

Glückt es wirklich einem beſonders gutartigen Strafkoloniſten, durch anhaltende gute Führung ſich ſchon nach drei Jahren die Freiheit und ein Stück Land von 4 bis 5 Hektar zu eigenem Beſitz zu erwerben, ſo braucht auch ein ſolcher immerhin noch geraume Zeit, bis er im ſtande iſt, ein weſentlich beſſeres Leben zu führen als früher. Die kleine Hütte, die ihm von



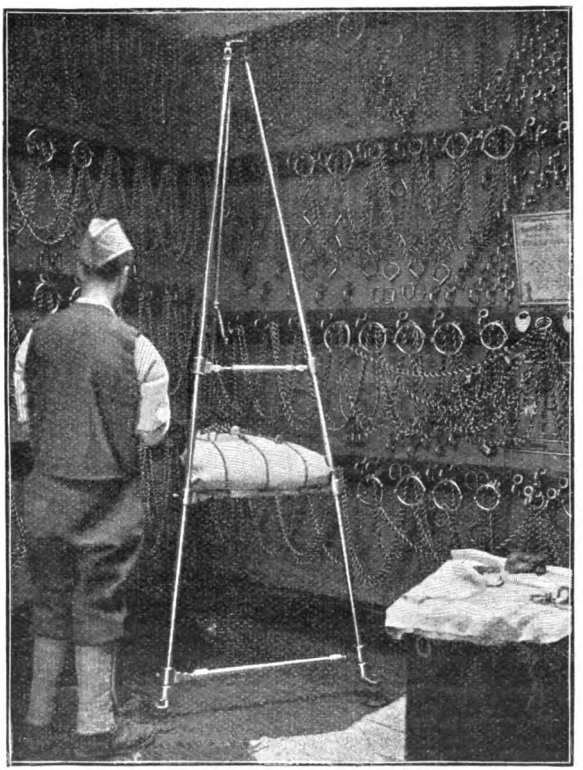
Gefängnishof in Neukaledonien.

der Regierung gestellt wird, bietet ihm weniger Schutz als den Sträflingen ihr Gefängnis. Aber in der Tat, gar mancher der Freigelassenen hat sich nach jahrelanger Arbeit an die Stelle der Hütte ein hübsches Landhaus bauen können und besitzt jetzt weit ausgedehnte Kaffee- und Tabakplantagen. Andere sind, indem sie ihr früheres Handwerk aufnahmen, zu Wohlstand gelangt, ja einige der angesehensten Kaufleute und Fabrikanten in Numea waren früher Sträflinge.

Erwähnt sei noch, daß die Administration der Strafkolonien den Freigelassenen in der ersten Zeit beisteht, damit sie sich in die Selbständigkeit der Bewirtschaftung ihrer Grundstücke finden. Diese außerordentliche Fürsorge, die den Deportierten in Neukaledonien zu teil wird, um sie nach und nach zu tüchtigen Kolonisten zu machen, könnte als das Ideal der Strafrechtspflege erscheinen, wenn damit nur günstige Erfahrungen gemacht würden. Aber leider muß die Administration auch oft erleben, daß die verbrecherische Sinnesart so tief in der Natur der Sträflinge begründet ist, daß keine wirkliche Besserung erreicht wird. Da es anderseits für einen Staat keineswegs erwünscht sein kann, daß zukunftsreiche Kolonien von Verbrechern gegründet werden, da ferner, wie die Kolonialgeschichte Englands lehrt, alle derartig entstandenen Kolonien, wenn sie erst erstarkt sind, sich die weitere Zufuhr von Sträflingen verbitten, so ist wohl auch das „Verbrechereldorado" Neukaledonien nur als vorübergehende Erscheinung zu betrachten. Ohnehin gibt es in Frankreich viele Juristen, die für Abschaffung der Deportation sind, der schweren Form, weil sie eine zu harte Strafe sei, der leichten Form aus dem entgegengesetzten Grunde.

Die niedrigste und grausamste Form der Zwangsarbeit hat das britische Strafrecht eingeführt und bis

heute beibehalten in der Form von Strafen, die den Sträflingen anſtrengende Arbeit zuweiſen, durch welche nichts produziert wird. So wird in den Zuchthäuſern



In der Kettenkammer von Dartmoor.

Englands und ſeiner Kolonien der Starrſinn hartnäckiger Verbrecher an der „Tretmühle“ zu brechen geſucht. Das Tretrad iſt aus Holz und ähnlich wie ein Waſſerrad gebaut, aber an ſeinem Umfang mit

Sprossen oder Leisten versehen. Es wurde früher zum Treiben von Mühlen benutzt, indem Arbeiter durch fortgesetztes Steigen oder Niedertreten der Sprossen das Rad zum Drehen bringen. Das Rad weicht unter ihren Füßen, während sie selbst, mit den Armen über sich Halt findend, sich immer auf derselben Stelle behaupten. Wer einmal mit anderen in ein solches Tretrad geriet, muß mittreten, wenn er auch nicht will. Andernfalls verliert er den Halt, und die Leisten des Rades schleifen ihm Knie und Schienbein blutig. Man wendet in England das Tretrad als Strafe meist an, ohne daß der Apparat mit einem wirklichen Mühlwerk in Verbindung steht. Unser Bild auf S. 184 und 185 zeigt die Vollstreckung der Strafe in einer großen Strafanstalt zu Rangun, der Hauptstadt von Birma in Hinterindien. Die Sträflinge sind lauter Eingeborene.

Im Vergleich mit dieser Strafart sind die schweren Zwangsarbeiten, zu denen die Sträflinge der Zuchthäuser von Portsmouth, Portland, Chatham, Dartmoor u. a. sich verurteilt sehen, eine Wohltat. In den Hafenstädten handelt es sich um die Ausführung von Hafenbauten, anderwärts um Steinbruch- und Wegebauarbeiten. Die Sträflinge sind bei der Arbeit mit Ketten belastet. Daher haben diese Zuchthäuser besondere Räume, die wie die Kettenkammer von Dartmoor ausschließlich zum Aufbewahren der Ketten dienen.

In Deutschland ist es, abgesehen von dem vorübergehenden Versuch König Friedrich Wilhelms III. von Preußen, schwere Verbrecher unter Zustimmung der russischen Regierung nach Sibirien zu verschicken, nie zur Einführung der Deportation in die verschiedenen Straffysteme gekommen. Dagegen spielt die Zwangsarbeit in dem deutschen Gefängniswesen eine bedeutsame Rolle. Unser Reichsstrafgesetzbuch setzt in Bezug

Arbeitspause im Staatsgefängnis zu Tunis.

auf das Zuchthaus fest: die dazu Verurteilten sind zu den in der Strafanstalt eingeführten, nach Befinden auch zu öffentlichen Arbeiten außerhalb der Strafanstalt anzuhalten. Die zu Gefängnis Verurteilten können in der Gefangenanstalt auf eine ihren Fähigkeiten und Verhältnissen angemessene Weise, außerhalb der Anstalt jedoch nur mit ihrer Zustimmung beschäftigt werden. Bei Festungshaft kann sich der Gefangene nach eigener Wahl, die aber von der Erlaubnis und Beaufsichtigung der vorgesetzten Beamten abhängt, beschäftigen. Früher gab es fast in allen deutschen Ländern auch noch besondere Arbeitshäuser zur Verbüßung einer besonderen Nachhaft zum Zweck der Erziehung zur Arbeit. Solcher Anstalten gibt es im Deutschen Reich jetzt fünf. Landstreicher, Bettler und sonstige Verwahrloste bekommen diese Nachhaft unter Überweisung an die Landespolizeibehörde neben der verwirkten Haftstrafe zudiktiert. Auch wer, wenn er aus öffentlichen Armenmitteln eine Unterstützung empfängt, sich aus Arbeitsscheu weigert, die ihm von der Behörde angewiesene, seinen Kräften angemessene Arbeit zu verrichten, kann bis zur Dauer von zwei Jahren in ein Arbeitshaus untergebracht werden. Erdbauarbeiten aller Art, Wegbauten, Ausgraben von Kanälen, Steinklopfen, Holzhacken u. ä. gehören auch bei uns zu den öffentlichen Verrichtungen der Zwangsarbeit. Sie ist in dem Strafsystem aber keineswegs nur festgehalten, um die Arbeit den Gefangenen als schwere Pein fühlbar zu machen und für den Abschreckungszweck auszunutzen. Die Beschäftigung der Gefangenen, auch jene in den Zuchthäusern, ist ein Akt der Fürsorge. Sie dient dem Interesse der Sittlichkeit, der Erziehung und der Gesundheit, in Rücksicht auf letztere sind die Erholungspausen im Freien vorgesehen. Die Strafanstaltsverwaltung zieht bei Zu-

teilung der Arbeit die Vorbildung, Konstitution und Körperkraft der Gefangenen, sowie die voraussichtliche Nutzbarkeit des Erwerbszweigs nach der späteren Entlassung in Betracht. Es ist auf die Neigung der Gefangenen Rücksicht zu nehmen, denn der Fleiß wird ihnen nicht zur Gewohnheit für später, wenn ihnen die Arbeit zuwider ist. Vorwiegend wird das leichtere Handwerk in den Strafanstalten betrieben. Der Grundsatz, daß der Gefangene die Arbeit als sein eigenes Interesse auffassen soll, kommt darin zum Ausdruck, daß dem Verurteilten ein Verdienstanteil gewährt wird, welcher ihm teilweise bis zur Entlassung gutgeschrieben, teilweise zur freien Verfügung und zur Beschaffung unschuldiger Genußmittel überlassen bleibt.

Auch in den meisten anderen Staaten Europas kommen immer mehr diese Grundsätze zur Geltung. Den großen Fortschritt, den die Humanität auf dem Gebiet des Gefängniswesens vollbracht hat, macht uns auch deutlich unser Bild eines Gefängnishofes in Tunis, wenn wir dabei bedenken, welches Schicksal gerade in Tunis einst die Gefangenen auf den Galeeren fanden!

Ich hab's ja so gut!

Skizze aus dem Kinderleben. Von L. Roth.

(Nachdruck verboten.)

Seitdem Friedel leſen und ſchreiben konnte, fand er es nicht mehr ſo gruſelig auf dem Friedhof, wenn er dort Gras ſchneiden mußte für die Ziege. Mit Vorliebe las er die Inſchriften der Grabſteine.

„Der Tod ſchlägt zu,
Nun haſt du Ruh'!
Nach des Lebens ſchwerer Zeit
Beginnt die Freud' der Ewigkeit,"

buchſtabierte er. Friedel ſchüttelte den Kopf. Warum nur faſt auf allen Gräbern ſo was ſtand, als ob die drinnen Liegenden es immer nur ſchlecht auf der Welt gehabt hätten! Sinnend ging er weiter. Hier bei dem Bauer Albert paßte die traurige Inſchrift nun gar nicht. Der hatte herrlich und in Freuden gelebt, faſt jeden Sonntag Schweinebraten gegeſſen, oftmals ſogar Wein getrunken, und wenn er in die Kirche gegangen war, hatte eine ſchwere goldene Uhrkette auf ſeiner roten Weſte niedergehangen. Nein, der hatte es immer gut gehabt.

„Mach, daß de heemkummſt mit 'm Gras," unterbrach eine Stimme ſeine Betrachtungen.

Friedel ſchrak zuſammen. Kein Menſch war zu ſehen. Aber da flogen Erdſchollen aus der Tiefe heraus, Vater Seidel, der Totengräber, ſchaufelte ein neues Grab.

Friedel ſprang hinzu. „Is das 'es Grab for die Gänſemine?" rief er in die Tiefe hinab.

„Ja. Von morg'n ab hüt'ſt du die Gänſe. Was deine Pflegeeltern ſin, die können mit die paar elendigen Märker von die Gemeinde dir nich durchfüttern, un da mußt du was verdien' helfen."

„Is mir ſchon recht. Hab' ich doch egal Hunger." Friedel legte die Hand beſänftigend auf ſeinen knurrenden Magen. Eine angenehme Ausſicht tat ſich vor ihm auf. „Sag mal, Vater Seidel, haben's wirklich alle Menſchen ſchlecht in der Welt?"

„Döskopp! Jeder hat's mal gut. Er merkt's bloß nich. Erſt wenn's vorbei is und er wieder in der Klemme ſitzt, merkt er's, daß 's mal ſchön war."

„Da hat's die Mine, die egal flennte, wohl auch mal gut gehabt?"

„Na und ob! Als ſie noch Stubenmädchen war bei 'ner feinen Herrſchaft."

Friedel antwortete nicht ſogleich, er hatte den Sinn von Vater Seidels Rede nicht ganz begriffen. „Warum ſteht denn auf den Grabſteinen ſo viel Schlecht's vom Leben?" forſchte er nach einer Pauſe.

„Das is man bloß, weil de Menſchens elendige, undankbare Kreaturens ſin. Oder weil ſie ſich 's Leben verekeln woll'n, wenn's aus is, un Courag' machen müſſen mit allerhand Flauſen for de Ewigkeit, die keiner nich kennt."

Wieder verſtand Friedel den Sprecher nicht ganz.

Die Erdschollen stoben um ihn her. Emsig schaufelte der Totengräber weiter. Die Sonne war im Sinken, und das Grab mußte heute noch vollendet werden.

Schärfer empfand Friedel das leere Gefühl in der Magengegend. „Vater Seidel, ich krieg's nimmer gut," rief er ganz verzweifelt in die Grube hinunter.

„Is man bloß deinen Eltern ihre Schuld. Warum starb dein' Mutter, de junge hübsche Frau, als du auf de Welt kamst, un ließ dir in Stich? Un warum ging dein Vater, was sonst 'n anständiger Kerl war, als er sei' Geld verlor'n hat, ins Wasser un ließ dich der Gemeinde uff d'r Tasche? Nee, mein Jung', wenn dein' Pflegmutter dir auch mal aushaut un die Würste jemand anders ißt als du, schad' dich nix, schad' dich all nix."

„Ich will ja gar keine Wurst nich! Wenn 's Brot man reichen täte! Ach, Vater Seidel, nur ich allein werd's niemals nich gut haben im Leben," jammerte Friedel und schluchzte bitterlich.

„Wirst's auch mal gut haben," klang es aus der Tiefe hervor, und da der alte Mann sich mühte, möglichst rauh zu sprechen, um seine Rührung zu verbergen, nahm seine Stimme unwillkürlich einen feierlichen Ton an. „Oller Drähnbartel! Hör uff mit Flennen. Ich sag' dir's noch mal: Alle, die ich hier eingrab', haben's mal gut gehabt, wenn's auch bloß 'ne kurze Zeit, oft nur 'n Tag gewesen is — aberst alle haben's erst zu spät gemerkt!"

„Ich will's zur rechten Zeit merken," gelobte Friedel in das Grab hinein.

Ein kurzes rauhes Lachen antwortete ihm. „Da! Nimm!"

Die große Schaufel förderte in diesem Augenblick statt eines Erdhaufens ein kleines Paket ans Tages-

licht. Friedel entnahm ihm überrascht ein Stück Brot und Speck.

„Mach, daß du jetzt heemkummst," schnitt der Totengräber allen weiteren Dank ab.

Friedel nahm seinen Korb auf den Rücken und ging. Herzhaft biß er in das Brot, während ihm noch die Tränen über die Wangen liefen. „Ganz gewiß merk' ich auf, wenn ich's gut hab'. Aufpassen will ich, aufpassen," sagte er zwischen jedem Bissen. Schön war's vom Vater Seidel, ihm sein Vesperbrot zu schenken. Der Speck schmeckte köstlich. „Vielleicht hab' ich's jetzt schon gut?" durchzuckte es Friedel. Da stand plötzlich die Pflegemutter vor ihm.

„Seit 'ner Stund' laure ich uff dich. Wart, du Bengel du!"

Obgleich Frau Rieke Findeisen ihr jüngstes Kind auf dem einen Arm trug, war der andere doch locker genug, um Friedels Kopf kräftig zu bearbeiten. Ungefähr wie ein Kalb trieb sie den kleinen Säumigen vor sich her, ihn dann und wann mit einem Stoß in die Seite zu größerer Eile ermunternd. „Ach nee, noch hab' ich's nich gut," dachte Friedel und würgte den letzten Bissen tränennaß hinunter.

Zuerst mußte er die Ziege füttern, die ungeduldig meckernd ihren Hunger zu erkennen gab, was Frau Rieke zu erneuerten Schmähreden veranlaßte. Dann war es Zeit, die jüngsten Kinder zu Bett und in den Schlaf zu bringen. Holz mußte gespalten und Wasser getragen werden. Todmüde kroch Friedel Abends in sein Stroh. Im festen Glauben an Vater Seidels Prophezeiung schlief er ein.

Fortgesetzte schwere Arbeit in der Sorge um das tägliche Brot hatte Frau Rieke hart gemacht. Es war nicht leicht, sechs Kinder aufzufüttern. Ihr Mann

arbeitete in einem Steinbruch und sie bei einem Bauern als Taglöhnerin. Beide waren ordentliche, fleißige Leute. In einer Aufwallung von Gutmütigkeit hatte Findeisen den kleinen Friedel, als er als Gemeindekind ausgeboten wurde, bei sich aufgenommen. Die Gemeinde bezahlte ja herzlich wenig für ihn, aber da der Knabe mit der Zeit Vieh-, Haus- und Kindsmagd in sich vereinte, wurde der Preis nicht nur ausgeglichen, Frau Rieke blieb sogar der gewinnende Teil. Sie war sich dessen jedoch nicht bewußt und erprobte nach wie vor ihr Sparsamkeitssystem an ihm. Den Pflegevater sah Friedel nur selten. Wenn er Sonntags zu Hause war, schlief er meistens.

Den nächsten Tag begann der Knabe sein Amt als Gänsehirte. Es war nicht so leicht, wie er gedacht hatte. Die Tiere, an ihre langjährige Hüterin gewöhnt — die Schar zählte mindestens zweihundert Köpfe, und fast sämtliche Dorfbewohner waren an ihr beteiligt — zeigten sich recht ungehorsam. Ein Kartoffelacker, sowie ein Haferfeld reizten fortgesetzt ihre Gier. Dazu kam, daß Frau Rieke ihm drei ihrer Sprößlinge, die zweijährigen Zwillinge und den dreijährigen August, mitgegeben hatte, die zu hüten fast noch schwieriger war als die Gänse. Entweder kollerten sie sich auf der Erde und stießen sich dabei an einen Stein oder tappten in Übermut und Unbeholfenheit zwischen die Gänse, und als ein Gänserich wütend auf sie einfuhr, erhoben sie ein gellendes Zetergeschrei. Friedel hatte alle Hände voll zu tun. Bald umkreiste er mit einer Peitsche die Herde, bald fütterte er die Kinder, stellte ihnen Spielzeug aus Schilf oder Binsen her oder brachte sie in den Schlaf.

Seine Annahme, mit seinem Einkommen als Gänsehirte reichlichere Mahlzeiten zu erzielen, erwies sich

leider als irrig. Seine Pflegemutter betrachtete den Verdienst als ihr zukommend, und so knurrte Friedels Magen nach wie vor weiter. Um weniger davon inkommodiert zu werden, schnallte er sich einen Riemen um den Leib.

Seit der Unterredung mit Vater Seidel, der im Dorfe großes Ansehen genoß, war er viel zuversichtlicher geworden. Der feste Glaube, daß es auch ihm einmal gut gehen werde, trug ihn über Entbehrungen, harte Worte, Schläge und alle täglichen Mühen hinweg. Fast ängstlich paßte er auf den Moment, in dem er so recht mit innerer Überzeugung sich seines Daseins erfreuen könnte.

In der Schule war Friedel sehr gut. Er lernte leicht und war einer der besten Schüler.

Der Lehrer hatte ihn gelobt. Mit einem Gefühl der Zufriedenheit saß er in der Klasse. „Ei, hab' ich's gut," dachte er. Darüber überhörte er die zweimal an ihn gerichtete Frage des Lehrers — das dritte Mal begleitete sie ein Katzenkopf. O weh! Das war doch noch nicht das Rechte! — —

Friedel hütete die Gänse. Neben ihm lagen die drei Kinder und schliefen. Tiefe Ruhe herrschte um ihn her, und über ihm blaute der Himmel. Friedel war ein Freund der Natur. Mit stiller Freude lauschte er dem Rauschen des Waldes und dem Gesang der Vögel. Eine Bäuerin hatte ihm ein Stück Speckkuchen geschenkt, zum Vesperbrot wollte er den essen. Behaglich lehnte Friedel an einem Baumstamm; ein Buch, das ihm ein Schulkamerad geliehen, lag aufgeschlagen vor ihm. Er las so gern eine schöne Geschichte. „Jetzt habe ich's wirklich gut," dachte er.

Plötzlich entstand eine Bewegung und lautes Geschnatter unter den Gänsen. Friedel sprang auf. In

schier unglaublicher Gier würgte ein feister Gänserich an einer Wurzel. Vergeblich mühte sich Friedel, den Strunk hervorzuziehen, er glitt weder vor- noch rückwärts in dem langen dünnen Halse, und schon nach wenig Augenblicken büßte sein Pflegebefohlener seine Gefräßigkeit mit dem Tod. Ein Teil der Herde hatte sich unterdessen mehr ausgebreitet, als er eigentlich durfte, und dabei den Speckkuchen ausfindig gemacht. Die letzten Bissen waren bereits verschlungen, ehe Friedel sich von seinem Schreck erholt hatte. Ach, der Knabe hätte den Speckkuchen ja gerne gemißt, wäre nur der Gänserich wieder lebendig geworden! Er gehörte einer bösen, geizigen Bäuerin und war außerdem die Zierde der Herde.

Die Heimkehr gestaltete sich sehr traurig für Friedel. Als er Abends weinend, blau und braun geschlagen, auf seinem Stroh lag, wußte er nicht, ob ihn die Fäuste der Bäuerin oder die der Pflegemutter kräftiger bearbeitet hatten.

Nein, er würde es niemals gut haben! Jedesmal, wenn die Daseinsfreude in ihm keimte und er sich ihrer bewußt wurde, kam sofort irgend etwas, das sie jäh vernichtete.

Aber trotz aller Enttäuschung lebte doch ein leiser Hoffnungsstrahl in ihm weiter. —

Der Sommer war zur Neige gegangen. Friedel trieb die Gänse über die Stoppelfelder. Wie kalt der Wind ging! Dem Knaben bangte vor dem Winter. Bei seinen ungenügenden Mahlzeiten empfand er dann die Kälte viel mehr.

Hier oben wollte er mit seiner Herde rasten. In den letzten Wochen war öfters ein Wagen vorübergefahren, der sein Interesse erregt. Ein Kutscher und ein Diener in hellgrauer Livree hatten auf dem Bock

gesessen, und in den weichen Polstern hatte eine Dame mit einem kleinen Knaben geruht. Jedesmal hatte der, sobald er Friedel gesehen, sein Händchen gehoben und ihm zugewinkt und die Dame freundlich genickt. Vielleicht kamen sie heute wieder. „Es sind gute Menschen, und sie müssen es sehr gut haben," kalkulierte Friedel und seufzte dazu.

„Paß uff dein' Gänf' uff, Dummpatz!" rief ihm ein Bauer zu, der den Nachbaracker pflügte.

Sein Pferd stolperte und machte einen Sprung nach der Seite, so daß die Gänse wild auseinanderstoben. Mit der Peitsche versuchte Friedel die Schar zusammenzutreiben. Der erstickte Gänserich hatte seinerzeit tiefen Eindruck auf ihn hinterlassen, und als eine Gans entschlüpfte, sprang er ihr daher in blindem Eifer nach. Darüber überhörte er das Herannahen des leise rollenden Wagens. Er sah nur, wie die Gans unter die Füße der Pferde flatterte. Ohne Zaudern stürzte er ihr nach.

Ein gellender Schrei zitterte durch die Luft.

— — — — — — — — — — — —

Als Friedel wieder zur Besinnung kam, empfand er einen entsetzlich stechenden Schmerz in der Brust, und sein rechtes Bein war so schwer, gar nicht, als ob es noch zu ihm gehörte. Er stöhnte qualvoll.

Ein Herr mit einem dunklen Bart beugte sich über ihn. Friedel fühlte, wie er an ihm herumtastete. Wieder schlossen sich seine Augen. So sehr er sich auch anstrengte, er konnte sich nicht besinnen, was mit ihm vorgefallen war. Er fühlte nur, daß er ganz weich lag. So weich lag sich's gewiß nur auf Gänsefedern.

Allmählich ließen auch die Schmerzen nach.

Sanft glitt eine weiche Hand wieder und wieder über seine Stirn. Wie wohl das tat! Und dann träufelte etwas prachtvoll Kühles und Süßes auf seine

Zunge. Mit Behagen schluckte und schluckte er. So etwas Gutes hatte er noch nie getrunken. Wo war er denn nur eigentlich?

Friedel hob die Lider. Er lag in einem großen weißen Bett und hatte ein blendend weißes Hemd an. Wie schön es um ihn her war! Träumte er denn nur? Er rieb sich die Augen. Neben dem Bett saß die Dame, die er manchmal hatte vorüberfahren sehen — ihre Hand war es, die auf seiner Stirn lag.

Der arme Junge regte sich nicht. Es war wunderschön, so ganz still zu liegen.

Was wußte er davon, daß die schöne Gutsherrin v. Hanstein, als die Räder ihres Wagens über ihn hinweggegangen waren, ihn aufgehoben und dann mit ihm nach ihrem nahegelegenen Hause gefahren war. In tiefem Erbarmen fragte sie nicht, wie groß seine Schuld an dem Unglück war. Sie ließ den Arzt rufen und erwies dem Verletzten alle nur erdenklichen Samariterdienste.

Wieder hielt sie ihm das Glas mit dem prachtvollen Trank an die Lippen. Wie die kleinen Bläschen hin und her tanzten! Als ob sie Haschen spielten. Ein leises Lächeln glitt um Friedels Lippen.

„Hast du noch Schmerzen?" fragte die Dame.

„Nein, gar nicht mehr."

Friedel sah in den Augen der Dame helle Tränen glänzen.

„Mein armes Kind!" sagte sie weich und mitleidsvoll, wie noch nie jemand mit ihm gesprochen hatte.

Friedel horchte auf. „Armes Kind?" Ja, er war doch nicht mehr zu bedauern! Seinetwegen sollte sie nicht weinen!

„Ich hab's ja jetzt so gut," sagte er unwillkürlich mit klingender Stimme.

Jäh durchzuckte es ihn. Wohl schon einen ganzen Tag, vielleicht noch länger, hatte er hier so herrlich gelegen, ohne nur einmal daran zu denken, wie gut es ihm ging!

Tiefer beugte sich die Dame über ihn.

Ganz deutlich sah er, wie sie sich in eine lichte Gestalt umwandelte und ihr die Flügel wuchsen. Ein Engel war zu ihm herniedergestiegen. „Vater Seidel — ich — hab's — ja — so gut!“ flüsterte er leise.

Dann schlief er ein, um nicht wieder zu erwachen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Bart des Schusters. — Im Jahre 1530 lebte in Canterbury ein ehrsamer Schustermeister namens John Brushy. Er zeichnete sich durch weiter nichts aus als durch einen fein gekräuselten tiefschwarzen Vollbart, den er beinahe ellenlang wachsen ließ und sorgsamst pflegte. Es war der schönste Bart in ganz England, so wurde behauptet.

Als König Heinrich VIII., der grausame Despot, einmal nach Canterbury kam, wünschte er den Schuhmacher oder vielmehr dessen Prachtbart zu sehen, von welchem er sich allerlei Merkwürdiges hatte erzählen lassen. Sein Wunsch war natürlich Befehl, dem der Bürgermeister sofort zu entsprechen untertänigst sich beeilte, indem er persönlich den schwarzbärtigen Schustermeister vor den König führte.

Letzterer beschaute mit neugierigem Interesse den prächtigen Bart und sprach anerkennend sich dahin aus, daß es wirklich ein ganz erstaunlicher Bart sei, der allerschönste, den er je gesehen. „Wie schade, daß dieser Mann nur ein simpler Schuster ist," meinte er. „Um seines Bartes willen verdiente er etwas Besseres zu sein." Darauf wandte er sich direkt an John Brushy und fragte: „Habt Ihr irgend einen vernünftigen Wunsch, Meister?"

„Jenun, einen Wunsch hätte ich wohl vorzubringen, Majestät," versetzte der Schuhmacher, „aber einen etwas sonderbaren."

„Sprecht nur Euren Wunsch aus! Wenn es möglich ist, soll derselbe erfüllt werden."

„Majestät, ich möchte gern recht prächtig und feierlich begraben werden."

„Potztausend!" rief Heinrich verwundert, „habt Ihr es denn damit so eilig? Ihr seid ja noch in den besten Jahren. Das ist wirklich ein kurioser Wunsch!"

„Natürlich wünsche ich nicht sogleich begraben zu werden," sprach der Schuster. „Doch wenn es später einmal so weit mit mir ist und ich hinab muß in die kühle Gruft, dann möchte ich auf Kosten der Stadt ebenso begraben werden wie voriges Jahr der verstorbene Lord Lonsdale. Der gesamte Magistrat in großem Kostüm, voran der Herr Bürgermeister mit einer goldenen Kette um den Hals, soll folgen. Dann war auch Trauermusik dabei."

„Das könnte sich ja ermöglichen lassen," meinte der König. „Befehlen freilich kann ich es dem Bürgermeister eigentlich nicht, aber wenn er so klug ist, zu bedenken, daß ich es wünsche, dann wird er hoffentlich bereit sein, sich darauf einzulassen."

Der Bürgermeister — innerlich äußerst entrüstet über den ungebührlichen tollen Ehrgeiz des Schuhmachers — verneigte sich ehrerbietigst.

„Ihr müßt dann aber auch etwas für die Stadt tun," fuhr Heinrich fort. „Wie wäre es, wenn Ihr der Stadt Euren schwarzen Prachtbart dereinst überlassen würdet?"

„Welche hohe Ehre wäre das für mich und meinen Bart!" rief entzückt der Schuster.

Da er also zufriedengestellt war, sogar mehr erreicht hatte, als er wünschte, wurde er huldvoll vom König entlassen. Draußen sagte er: „Es würde mir lieb sein, wenn etwas Schriftliches über unsere gegenseitige Verpflichtung aufgesetzt werden könnte."

„Das kann geschehen," antwortete der Bürgermeister. „Kommt morgen ins Rathaus. Wir wollen protokollarisch die Sache so festlegen, daß Ihr ein prunkvolles Leichenbegängnis haben sollt, wogegen Ihr Euch verpflichtet, Euren

schönen schwarzen Bart der Stadt zu vererben. Das soll gelten für die jetzigen und auch für die zukünftigen Mitglieder des Magistrats." —

Man erfuhr bald in weiteren Kreisen Näheres über den wunderlichen Sachverhalt. In der Stadt lachte und spottete man nicht wenig über John Brushys Eitelkeit. Die Ratsherren bezeigten sich höchst unzufrieden, aber lächelnd beruhigte der Bürgermeister die Herren.

— — — — — — — — — — — — — —

Vierzig Jahre vergingen. König Heinrich VIII. war längst gestorben und auch der wackere Bürgermeister von Canterbury. In England regierte nun die Königin Elisabeth, und Canterbury hatte ein anderes Stadtoberhaupt.

Da starb endlich auch der Schuster John Brushy.

Immer und immer wieder hatte er vergnügt von dem prunkhaften und außergewöhnlich ehrenvollen Leichenbegängnis gesprochen, welches seiner harre.

Nun war es also endlich so weit.

Seine Nachkommen und Erben bemühten sich bestens, alles Erforderliche zu bewirken; sie setzten sich deshalb auch mit dem Magistrat in Verbindung, der sich nunmehr mit der in früherer Zeit übernommenen Verpflichtung beschäftigen mußte.

Der neue Bürgermeister sprach, nachdem er das alte Protokoll, welches er aus dem Archiv hatte hervorsuchen lassen, aufmerksam geprüft hatte und ebenso ein beigefügtes Schreiben des verstorbenen Bürgermeisters: „Mein Vorgänger im Amte hat einst, um nicht den Verdruß des tyrannischen Königs Heinrich zu erregen, die sonderbare Verpflichtung für den Magistrat übernommen, und sie ist also gültig. Doch es existiert auch eine Gegenverpflichtung. Der berühmte schwarze Prachtbart des Toten gehört jetzt ins Rathaus, in einen Glasschrank."

„Herr Bürgermeister," wurde ihm geantwortet, „leider ist der Bart nicht mehr schwarz; er ist oben fahlgrau und unten weiß geworden."

„Das ist mir wohl bekannt," sprach lächelnd das Stadt-

oberhaupt. „Also können wir den Bart, der nicht mehr, wie ausgemacht wurde, schwarz ist, nicht brauchen; der Tote mag ihn mit ins Grab nehmen. Unter solchen Umständen sind aber auch wir der Verpflichtung quitt und ledig. Der Magistrat braucht der Leiche des ehrsüchtigen Schustermeisters nicht zu folgen. Um aber doch seinem Wunsche gerecht zu werden, wollen wir eine Deputation von städtischen Straßenkehrern zur Teilnahme an der Leichenfeier absenden. Damit möge man zufrieden sein!"

John Brushy wurde also nicht ganz so pomphaft begraben, wie er sich gewünscht hatte. J. O. Hansen.

Der Einfluß des Obstessens auf die Zähne. — Die Reisenden in südlichen Ländern wissen oft nicht genug die herrlichen Gebisse zu loben, die sie unter den Eingeborenen zu beobachten hatten und die sie als allgemeine Erscheinung und nicht wie bei uns als Seltenheit bezeichnen. Sie sind sich in der Mehrheit darin einig, daß die einfache, früchtereiche Nahrung dieser Leute die Ursache davon ist. Obstesser haben auch bei uns gute Zähne und das aus mehreren Gründen: einmal enthält das Obst Stoffe zum Aufbau guter, kräftiger Zähne und fürs andere ist dasselbe durch seinen Säuregehalt ein hervorragendes Zahnreinigungsmittel. Ich habe das an mir selbst erprobt und meinen Zahnsteinansatz schwinden sehen, als ich eine ordentliche Obstkur begann. Auch Kräuter und Wurzelgemüse wirken vorteilhaft auf die Zähne.

Durch ihren Gehalt an Nährsalzen sind die Früchte von größter Bedeutung für die Erzeugung eines guten Zahnmaterials. Aber von wunderbarer Wirkung sind dieselben vor allem als zahnreinigende und desinfizierende Mittel. Hierüber sind einige eingehendere Erörterungen am Platze.

Wenn wir einen Apfel oder eine Birne oder eine Traube genießen, kommt die frische, schwellende Lebenskraft, die sich in den Zellen der Früchte birgt und die uns die Sonnenwärme darin gewissermaßen aufgespeichert hat, mit allen Zähnen, selbst den abgelegensten Ecken und Winkeln in Berührung, putzt den Zahnschmelz blitzblank und verscheucht die krankheiterregenden Spaltpilze. Was aber

dieſem erſten Angriff noch nicht erliegt, das weicht der in den Früchten enthaltenen alkaliſchen Säure. Dieſe Säure vermag ſogar dicke Schichten des häufig auf dem Zahnſchmelz ſich feſtſetzenden Zahnſteins — einer kalkigen Maſſe, die durch zu geringe Beſchäftigung der betreffenden Zähne entſteht — mit der Zeit aufzulöſen. Daß aber der Zahnſchmelz ſelbſt durch die Säuren nicht zerſtört wird, dafür ſorgt das in der Zahnſubſtanz enthaltene Natron, welches die Eigenſchaft hat, Säuren zu binden, das heißt unſchädlich zu machen. Auch ſorgte die Natur bereits durch die überaus feine Verteilung der Säure in der Frucht, daß dieſelbe den Zähnen nicht verhängnisvoll werde. Nur unſere Entwöhnung von natürlicher Lebensweiſe läßt uns zuweilen den Säuregehalt einer Frucht im erſten Augenblick beziehungsweiſe während der erſten Zeit der Kur unangenehm empfinden. Äußert ſich aber auch ſonſt einmal, wie zum Beiſpiel beim Genuſſe unreifen Obſtes, ein zu ſtarker Säurereiz, ſo äußert ſich auch bereits die zarte Schleimhaut des Mundes als Warner, und bevor noch die Zähne davon gefährdet werden, wird von dieſer Schleimhaut der Speichel abgeſondert, welcher eine momentane Schutzhülle für die gereinigten Zähne bildet.

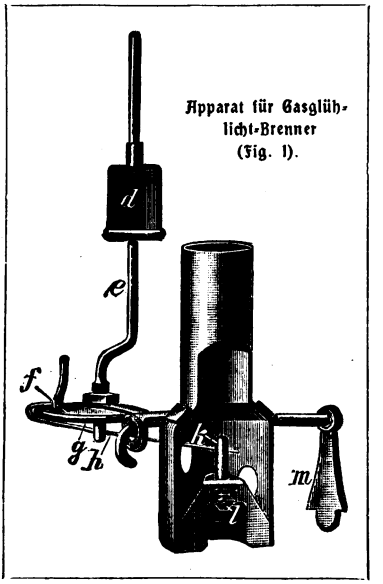
Wir müſſen alſo den dauernden Obſtgenuß als das vorzüglichſte und naturgemäßeſte Mittel für die Erzeugung, Erhaltung und Reinigung der Zähne betrachten. Ewald Paul.

Neue Erfindungen: I. Sicherheitsapparate für Gas. — Mit dem von Jahr zu Jahr zunehmenden Verbrauch von Gas, welches in unſerer Zeit die mannigfachſte Verwendung ſowohl in häuslichen wie auch gewerblichen Betrieben findet, iſt leider auch die Anzahl von Unglücksfällen ſtetig gewachſen. Gasexploſionen und Gasvergiftungen gehören zu den alltäglichen Neuigkeiten, und es iſt zu verwundern, daß bisher kein Erfinder ſein Augenmerk darauf lenkte, derartigen Unglücksfällen vorzubeugen.

Wir ſind heute in der Lage, unſeren Leſern einige Vorrichtungen, durch deren Verwendung wohl faſt jeder Unglücksfall durch Gas ausgeſchloſſen wird, im Bilde vorzu-

führen; wir lassen eine genaue Beschreibung der ebenso einfachen wie sinnreich konstruierten Apparate folgen. Unter der Marke „Diodor" werden mehrere Apparate in den Handel gebracht, die den Zweck haben, beim unbeabsichtigten Offenstehen eines Gashahnes dessen baldigen Schluß zu bewirken.

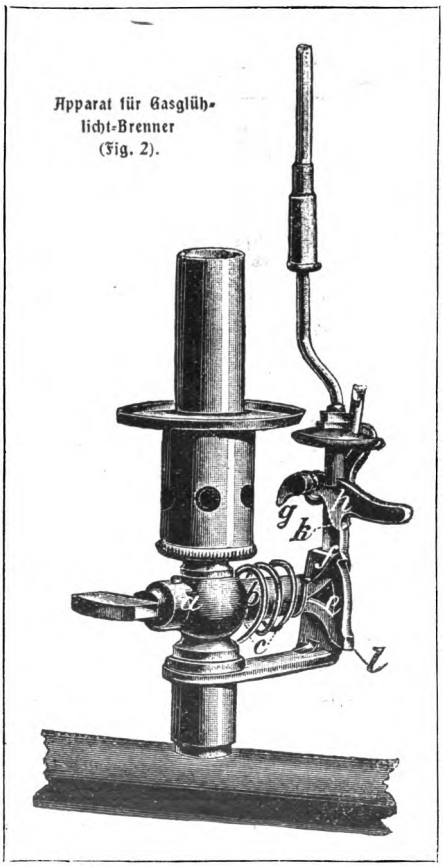
Der nebenstehend abgebildete Apparat für Gasglühlicht-Brenner (Fig. 1) wird an Düse und Düsenrohr montiert geliefert, verändert nicht die Handhabung, das Aufsetzen oder Abnehmen des Brenners und hält die Gasausflußstelle desselben verschlossen, wenn das Gas nicht brennt.



Apparat für Gasglühlicht-Brenner (Fig. 1).

Beim Ausgehender Flamme zum Beispiel, sei es durch Schluß des Haupthahns, Windzug oder dergleichen, schließt sich der Verschluß automatisch, so daß jede Gefahr der Gasausströmung ausgeschlossen ist. Der Apparat funktioniert nämlich folgendermaßen: Durch Anhalten des Zündholzes an den Brennerkorb erwärmt sich der Hohlraum d, dessen Inhalt mittels des Röhrchens e den dehnbaren Boden g des Raumes f-g nach unten preßt, wodurch auch die Feder h nebst Stift k und Ventilkegel l gesenkt werden und Gas ausströmen lassen, welches sich an demselben Zündholz entzündet und die weitere Erwärmung von d bewirkt. Hört aus irgendwelchem Grunde die Wärmewirkung der Gasflamme auf, dann schwindet der obengenannte Druck, und

die gesamten Teile kehren in die Verschlußstellung zurück. Das Öffnen des Gasdurchganges kann auch durch Bewegen des Armes m geschehen, in welchem Falle der Hebel von selbst in die Stellung der Fig. 1 zurückfällt.



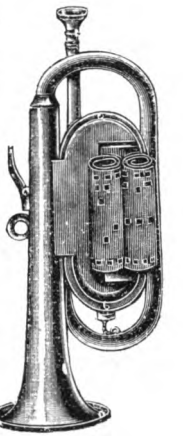
Apparat für Gasglühlicht-Brenner (Fig. 2).

Bei der zweiten Konstruktion (Fig. 2) ist der allgemein übliche Hahn a unter den Einfluß einer Feder c gestellt, welche ihn immer in geschlossenem Zustande zu halten bestrebt ist. Wenn man den Hahn öffnet, schnappt das auf der Verlängerung b des Hahnkonusses lose drehbare, in die Offenstellung durch den Stift d mitgenommene Segment e mit seinem Ansatz f gegen den Ansatz g des Hebels h. Durch die Ausdehnung des dehnbaren Bodens wird der Hebel h so bewegt, daß das Segment e bei f resp. g ausgelöst und mit den

Anſätzen l resp. k festgehalten wird. Bei der entgegengeſetzten Bewegung des dehnbaren Bodens löſt ſich auch die Feſtſtellung bei l resp. k, und die Feder c ſchließt den Hahn.

Die Apparate, welche auf der Internationalen Ausſtellung für Feuerſchutz und Feuerrettungsweſen in Berlin mit der Medaille der Städte-Feuer-Sozietät der Provinz Brandenburg ausgezeichnet wurden, ſind in den beſſeren Geſchäften der Beleuchtungsbranche überall käuflich (M. 1,50 bis 2,25).

II. Das Trombino. — Ein originelles Muſikinſtrument iſt das „Trombino“, eine hübſch und elegant ausgeführte Trompete, welche, wie nebenſtehende Abbildung zeigt, vermittels auflegbarer Notenblätter geſpielt wird. Jeder Notenſtreifen enthält ein bis zwei Muſikſtücke, und jeder kann damit ohne Notenkenntniſſe, ohne Studium, ohne jede Mühe, durch einfaches Einlegen durchlochter Notenſtreifen, ſofort jede Melodie blaſen.



Trombino.

Das Trombino iſt ein kleines Wunderinſtrument und erregt überall Aufſehen, beſonders dann, wenn jemand in einer Geſellſchaft mit einem Male als Piſtonvirtuoſe auftritt, während niemand vorher von dieſer Fertigkeit eine Ahnung hatte. Das in allen Kreiſen raſch beliebt gewordene Inſtrument iſt der luſtigſte Begleiter für Geſellſchaften, Ausflüge, Kahnfahrten u. ſ. w.; ein reichhaltiges Verzeichnis ausgewählter Muſikſtücke, Lieder, Märſche, Tänze u. ſ. w. liegt jedem Trombino bei. P. R.

Am Schalter der deutſchen Poſt in Konſtantinopel. — Ein älterer Herr, anſcheinend ein wohlhabender türkiſcher Kaufmann, tritt ans Schalterfenſter. „Kennſt du dieſen Brief?“ fragt er den Schalterbeamten, indem er ihm ziemlich energiſch einen Brief entgegenhält.

Der überraſchte Beamte zögert mit der Antwort, da ihm der Sinn der Frage nicht klar werden will.

„Kennst du diesen Brief?“ wiederholt der Osmanli.

Der Beamte, der sich noch immer abmüht, eine verständige Antwort auf die sonderbare Frage zu finden, äußert endlich kurz: „Wie meinst du das?“

„Du willst den Brief nicht kennen? Ist er denn nicht von deiner Post?“

Um der Sache auf den Grund zu kommen, sieht der Beamte jetzt den Brief, der aus Deutschland stammt und anscheinend eine Lotterieofferte enthält, genauer an und erklärt: „Gewiß, der Brief ist von dieser Post.“

„So,“ schreit nun der alte Herr erregt, indem er den Brief zum Schalterfenster hineinschleudert, „so! Viermal hast du mir nun schon einen solchen Brief geschickt, um mich zu verführen, mein schönes Geld in deiner Lotterie zu verspielen wie mein Nachbar Nedschib! Aber ich sage dir, wenn dein Briefträger noch einmal mit einem solchen Briefe in meine Straße kommt, so möge er nur zuvor seine schlechte Seele Allah empfehlen!“

Jetzt erst leuchtet dem Beamten ein, welchen tiefen Sinn jene kurze Frage barg, und er hatte große Mühe, den Ernst zu bewahren, während er den Osmanli über den Sachverhalt aufklärt. —

„Mögen deine Abende glücklich sein, Effendim!“ so beginnt ein anderer Türke, der sich schon längere Zeit vor dem Posthause aufgehalten und dasselbe neugierig von allen Seiten betrachtet hat.

Der Beamte erwidert den Gruß und fragt den Osmanli nach seinem Begehr.

„Ist hier die deutsche Post?“

„Jawohl, mein Herr.“

„Ich möchte gern eine Flinte haben,“ fährt der Türke fort.

„Was willst du haben?“ fragt erstaunt der Beamte, welcher glaubt, sich verhört zu haben.

„Ich will eine Flinte haben,“ wiederholt harmlos der Türke.

„Eine Flinte? Wir haben hier keine Flinten,“ entgegnet mit wachsendem Staunen der Beamte.

„Gewiß, ihr habt Flinten."

„Aber hier ist ja die deutsche Post, nach der du gefragt hast. Hier gibt es nur Briefe, aber keine Flinten; diese bekommst du unten in der Straße im großen Waffenmagazin."

„Nein, nein," unterbricht der Türke, „ich weiß bestimmt, ihr habt Flinten. Siehst du, ich habe einen Freund, Ibrahim Aga. Er ist jetzt im Konak des Kriegsministers Osman Pascha, dem er die Pfeifen stopft und reinigt. Er ist ein guter Mann, der mir die Wahrheit sagt; warum sollte er mich auch belügen? Dieser Ibrahim hat mir, als ich ihn neulich besuchte, eine Flinte gezeigt, eine Flinte, wie sie meine Augen bisher nie sahen. Diese Flinte, so hat mir Ibrahim erzählt, ist ein Geschenk; sie ist in Deutschland gemacht worden, und Osman Pascha hat sie hier von der Post erhalten. Hörst du, mein Kleinod? Und eine solche Flinte möchte ich auch haben."

Der Beamte, welcher der Erzählung des Osmanli mit Interesse gefolgt ist, begreift sofort, welches Mißverständnis vorliegt, und setzt dem Türken auseinander, daß die Flinten nicht so ohne weiteres auf der Post zu haben sind, und daß sie Geld kosten. Der Türke erklärt sich bereit, dafür das Geld zu zahlen, der Beamte solle ihm nur sagen, wie viel eine Flinte, die aber gerade so fein müsse wie diejenige, die er gesehen, koste.

Nach kurzem Besinnen sagt der Beamte: „Höre, ich werde dir einen Brief an den Waffenhändler in Deutschland schreiben und anfragen, was solch eine Flinte kostet. Sage mir nur, wie die Fabrik heißt und in welcher Stadt sie sich befindet."

Der Osmanli sieht den Beamten zweifelhaft an und lächelt. Endlich, als er merkt, daß die Frage ernst gemeint ist, äußert er: „Aber, Effendim, das soll ich dir sagen? Ich kann das doch nicht wissen. Du bist ja doch aus Deutschland und nicht ich, folglich mußt du doch wissen, woher die Flinte ist, und nicht ich."

Durch eine neue Auseinandersetzung wird dem Türken

endlich klar, daß Deutschland ein großes Land ist, welches viele Städte und viele Waffenfabriken enthält und wo so viele Menschen wohnen als in dem großen Reich des Padischah.

Erstaunt lauscht der Osmanli den Worten, und er nickt verständnisinnig, als der Beamte hinzusetzt: „Geh doch noch einmal zu deinem Freunde Ibrahim Aga; der wird gewiß erfahren können, woher die Flinte stammt und was so eine kostet. Wenn du dann alles weißt, so komme wieder hierher und bringe das Geld für die Flinte gleich mit. Ich schicke das Geld mit dem Briefe zusammen nach Deutschland, und vier Wochen später bekommst du die Flinte."

Da aber wird es dem Türken unheimlich, und er wittert Betrug. „Nein, mein Herr," ruft er gekränkt aus, „was denkst du denn von mir? Ich werde dir doch das Geld nicht eher geben, als bis du mir die Flinte gibst!"

Und schneller, als man sonst bei einem Osmanli gewohnt ist, eilt er schimpfend davon. C. T.

Ein Riesen-Eisenbahnprojekt wird für Amerika geplant, und seine Ausführung würde so ungeheuerliche Mittel erfordern, daß ihm gegenüber die pazifischen Eisenbahnbauten, ja sogar die sibirische Eisenbahn, die als ein Wunderwerk der modernen Zeit erscheint, verschwinden; ihm zur Seite stellen kann sich nur das noch in der Luft schwebende Eisenbahnprojekt, durch welches von Kairo bis Kapstadt, von Nord nach Süd durch den afrikanischen Kontinent, eine Bahn hergestellt werden soll.

Das amerikanische Eisenbahnprojekt plant nichts Geringeres, als eine Bahn von Nord nach Süd durch ganz Amerika zu bauen, von den eisumstarrten Küsten der Hudsonsbai bis hinab zur Magelhaensstraße.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika und das noch nördlicher davon gelegene Kanada verfügen ja bereits über ein ganz vortreffliches Eisenbahnnetz, je weiter nach Süden man aber kommt, schon im südlichen Teile von Mexiko, desto dünnmaschiger wird das Netz, bis zuletzt die Eisenbahnverbindung ganz und gar verschwindet. Das Riesen-

projekt will nun eine Bahn bauen, welche von Mexiko aus durch die mittelamerikanischen Staaten, durch Guatemala, Honduras, Nicaragua, Costarica und über die Landenge von Panama nach Kolumbien führt. Von dort aus soll die Bahn nach Quito, der Hauptstadt von Ecuador, und weiter durch Peru und Bolivien nach Argentinien führen. Die riesenhaften Höhen der Kordilleren sind entweder auf den Pässen zu übersteigen oder sie müssen mit Tunnels durchbohrt werden. Der Ingenieur schrickt heute bekanntlich vor keiner Schwierigkeit mehr zurück, er leistet alles, wenn er nur das nötige Geld hat.

Nach den bisherigen Berechnungen würde die ganze Strecke bis nach Assuncion in Paraguay etwa zweitausend Millionen Mark kosten. Für die lange und teilweise höchst schwierige Strecke wäre das nicht einmal viel.

Vor solcher Summe erschrickt man im harmlosen Europa, in Amerika imponiert sie nicht. Was sind die zwei Milliarden gegenüber den fünfzig Milliarden, welche allein das Eisenbahnnetz der nordamerikanischen Staaten gekostet hat? Geld wäre also für das Unternehmen in Amerika zu haben, denn je großartiger und riesenhafter ein Projekt ist, desto mehr Anklang findet es bei der Unternehmungslust der Amerikaner. Die Vorteile einer solchen Bahn wären so riesenhafte, daß selbst die Summe von zwei Milliarden diesen Vorteilen gegenüber keine Rolle spielen würde. Länder, reich an Produkten, an Gold-, Silber- und Kupfererzen, an Fleisch, Fellen, Häuten, Drogen aller Art, Tabak, Kaffee, Gummi, Tee, mit fabelhaften Überschüssen von Getreide, Holz u. s. w. würden erschlossen. Die Reise von dem Norden Amerikas bis zum Süden des riesenhaften Kontinents würde außerordentlich abgekürzt und erleichtert, so daß man von Chicago bis nach Buenos Aires nur ein Viertel der Zeit brauchen würde wie jetzt.

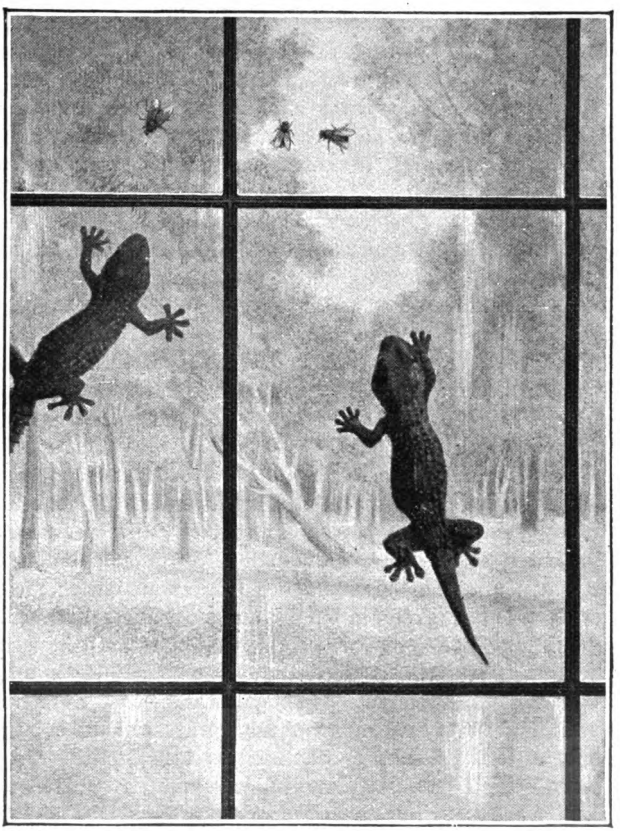
Seit zwölf Jahren etwa beschäftigt man sich mit dem Projekt. Auf dem panamerikanischen Kongreß, welcher im Jahre 1889 bis 1890 stattfand, wurde zum ersten Male davon gesprochen, und in den abgelaufenen Jahren hat man

einen Teil der Vermessungen ausgeführt, die Kostenanschläge gemacht und die Rentabilitätsberechnung aufgestellt. Die Bahn wird unzweifelhaft gebaut werden, denn die nordamerikanische Regierung hat daran auch aus politischen Gründen ein großes Interesse. Schon jetzt hat die Regierung der Vereinigten Staaten einen gewaltigen Einfluß in Südamerika; wenn nun erst durch den Bau der Bahn die Verbindung Südamerikas mit den Vereinigten Staaten in so hervorragender Weise beschleunigt und vereinfacht wird, dürfte der Einfluß der nordamerikanischen Regierung in den südamerikanischen Staaten in ganz gewaltiger Weise wachsen. Zu den großartigsten Leistungen also, welche das zwanzigste Jahrhundert der Welt bringen wird, dürfte die Durchführung des Baues der amerikanischen Nord-Südbahn gehören. A. O. Kl.

Die Gekos als Haustiere. — Wahre Akrobaten unter den Sauriern sind die Haftzeher oder Gekos. Die Familie gehört zu den Schuppenechsen, und die verbreitetste Art, der Mauergeko, ein kleines Tierchen von nur 12 bis 15 Zentimeter Länge, sieht unseren Molchen sehr ähnlich. Das Hauptmerkmal der Gekos ist die absonderliche Bildung ihrer Zehen, die, verhältnismäßig kurz und von ziemlich gleicher Länge, auf der Unterseite mit Blattkissen bedeckt sind, Verbreiterungen, welche aus querliegenden, häutigen Blättchen bestehen und die Tiere befähigen, an sehr glatten Wänden umherzulaufen. Die Gekos, die in allen Erdteilen, vornehmlich in wärmeren Zonen, vorkommen, waren schon im Altertum bekannt und zwar höchst ungerechterweise als giftig verschrieen. Im Orient ist der Glaube an das Gift des Geko noch heute allgemein verbreitet, und selbst neuere Naturforscher haben die Meinung verbreitet, daß die schwammigen Zehen einen klebrigen Saft absondern, der giftig sei und dem die Tiere ihre Fertigkeit, an glatten Wänden hinzulaufen, verdanken.

Tatsächlich sind die Haftzeher ganz harmlose Tiere, die sich an den Wohnorten der Menschen nur nützlich machen, indem sie dieselben von Spinnen, Mücken und anderen

läſtigen Kerbtieren reinigen. Daß ſie ſich an ſenkrechten Flächen feſtzuhalten vermögen, verdanken ſie der Fähigkeit



Gekos auf der Fliegenjagd.

ihrer Zehen, zwiſchen ſich und der Fläche einen luftleeren Raum zu erzeugen.

Merkwürdig iſt auch das große, gewölbte, hellbronze-

farbene Auge des Geko, das des Nachts einen eigentümlichen Glanz erhält, während sich der Stern bei Licht auf eine linienförmige Spalte zusammenzieht. Denn die Gekos sind Nachttiere, die tagsüber sich in Spalten und Ritzen aufhalten oder auch an einer Wand kleben, wenn die Färbung der Umgebung ihrer eigenen gleicht. Mit Beginn der Dämmerung werden sie munter und beginnen ihre Jagd auf das Ungeziefer. Sie stoßen dabei ein kurzes Geschrei aus, das ähnlich wie „Gek" klingt, woher wohl ihr Name stammt. Ihr Treiben währt die ganze Nacht hindurch, und sie entfalten dabei eine wunderbare Gewandtheit. Selbst die Fensterscheiben sind ihnen nicht zu glatt. Wo viel Fliegen sind, gilt die Jagd vor allem diesen. Dadurch werden sie wahre Wohltäter der Hausbewohner. In Südamerika weiß man dies wohl zu schätzen, und die Gekos sind für die Plantagenbesitzer hochgeschätzte Hausgenossen. Wie sich die behenden Tierchen als Fliegenfänger nützlich machen, zeigt unser Bild, das eine aus Südamerika stammende Photographie wiedergibt. B. H.

Vor leeren Bänken. — Daß ein gut besetztes Haus dem Bühnenkünstler nicht nur ein wohlgefälliger Anblick, sondern auch zugleich ein Sporn zur Entfaltung seiner Leistungsfähigkeit zu sein pflegt, ist erklärlich, ebenso wie die feststehende Tatsache, daß vor leeren Bänken zu spielen nicht gerade eine Anregung für die Darsteller bedeutet. Und doch gibt es auch hier — von den bekannten Separatvorstellungen vor dem geistvollen Theaterfreund König Ludwig II. von Bayern ganz abgesehen — genug Ausnahmen. So wird von Iffland, dem großen Menschendarsteller, erzählt, daß er einst in seiner Stellung als Direktor des Berliner Hoftheaters Befehl gab, vor einer einzigen Zuhörerin zu spielen, statt ihr das Eintrittsgeld an der Kasse zurückzahlen zu lassen. Es war ein altes Mütterlein aus der Provinz, das eigens nach Berlin gereist war, um Iffland in einem seiner Stücke spielen zu sehen.

Während des Cholerajahres 1832 kam es im Odeontheater von Paris vor, daß nur ein einziger Mensch er-

schienen war, worauf die Darsteller sich weigerten, zu spielen, aber auch der Zuschauer sich weigerte, zu gehen. Da er das Recht auf seiner Seite hatte, fand die Vorstellung denn auch wirklich statt, nur daß die entrüsteten Künstler durch ihr schlechtes Spiel für diesen Zwang sich rächten, bis dem einzigen Zuhörer der Geduldsfaden riß und er gehörig durch Zischen und Pfeifen seinen Tadel kundgab. Damit aber war der Schluß der Vorstellung gekommen, denn nun schickte der Direktor nach der Polizei und ließ den unliebsamen Gast „wegen Störung der Vorstellung" zum Theater hinausweisen.

Ein recht drolliges Vorkommnis weiß ein englischer Schauspieler aus der Zeit zu berichten, als er auf den Sandwichinseln „mimte" und in einem dreiaktigen Stück auftrat. Als sich der Vorhang hob, bestand das ganze Auditorium aus einem einzigen Farbigen, welcher mit aller Würde eines Gentleman, einen weißen Strohhut auf dem Kopfe, in einer Loge sich befand. Da im Königreich Hawaii man noch offenbar das Recht des einzelnen zu respektieren weiß, mußte die angesetzte Vorstellung stattfinden. Nach Schluß trat der Engländer in die Loge, um dem einzigen Zuhörer, der noch immer unbeweglich sitzen blieb, mitzuteilen, daß die Komödie zu Ende sei. Da lächelte der Mann mit dem weißen Hute freundlich, schüttelte ihm die Hand und sagte: „Schade, es ist so hübsch kühl im Theater!"

Etwas besser besetzt war ein englisches Provinztheater, als der berühmte Macready dort in einem klassischen Stück als Virginius auftrat, das heißt, es war trotzdem so jämmerlich leer, daß der Direktor sich verpflichtet fühlte, seinem Gaste dies traurige Ereignis zu vermelden.

Ruhig hörte der große Tragöde diese Hiobsbotschaft an. „Sind fünf Personen da?" fragte er darauf.

„Hm — ja — sogar sechs sind es!" lautete die Antwort.

„Gut, so wollen wir beginnen! Wir haben kein Recht, uns aufs hohe Roß zu setzen!" Und — seinem eigenen Urteil zufolge — hat er seine Rolle selten besser gespielt wie damals.

Weniger künstlerischen Ehrgeiz besaß zu seinem eigenen Schaden der geniale Shakespearedarsteller Kean, als er noch am Anfang seiner Laufbahn sich befand. Aus Verdruß darüber, daß das Haus nur recht spärlich besucht war, spielte er so schlecht wie möglich, um dann zu seinem Schrecken nach der Vorstellung zu hören, daß unter diesen wenigen Zuschauern auch der Direktor des berühmten Londoner Drury-Lane-Theaters sich befunden habe, der eigens zu dem Zweck gekommen war, um Kean spielen zu sehen. K. K.

Ein Menschenfresserprozeß. — In dem „Pester Intelligenzblatt" vom 4. September 1782 stand zu lesen: „Von einer in der Houtenser Gespanschaft entdeckten und schon 25 Jahre zusammengerotteten Zigeunerbande, davon 178 gefänglich eingezogen, wird folgendes gemeldet: Wir sind hier stets in der größten Furcht, Tag und Nacht bleiben unsere Häuser verschlossen; denn eine Zigeunerbande, zu welcher sich verschiedene Bergräuber gesellt, sind eingezogen worden. Kaum könnte man es glauben, daß Europa solche Ungeheuer von Menschen gebären könnte, wenn nicht ihr eigenes Geständnis vorläge. Sie bekennen, daß sie seit etlichen Jahren über 28 Personen getötet, dann teils gekocht oder am Rauche gedörrt und verzehrt hätten. Am 22. August wurden daher zu Kemenye von diesen Menschenfressern einer geviertteilt, zwei von unten auf gerädert, acht aufgehenkt und vier Weiber geköpft; am 24. August zu Bath einer geviertteilt, zwölf aufgehenkt; in Csab am 26. August sieben Weiber geköpft, zwei von unten auf gerädert und vier gehenkt."

Die Henker im Houtenser Komitat hatten damals schwere Arbeit, die Sache machte im In- und Ausland das größte Aufsehen, und alle damaligen Zeitungen brachten ausführliche Mitteilungen darüber. In der „Hamburger Neuen Zeitung" heißt es in einem Briefe aus Ungarn, daß die Unholde überhaupt 84 Personen ihrer Grausamkeit geopfert hätten. Und der Korrespondent fügt hinzu: „Der Mensch, der noch einiges Gefühl hat, erschrickt vor der höllischen Wut dieser europäischen Kannibalen, wenn er hört, daß sie, nach ihrer eigenen Aussage, einst zu einer

Hochzeit zwei Menschen geschlachtet und mit ihren Gästen in Freuden und Jubel verzehrt haben. Das Fleisch junger Personen von 16 bis 18 Jahren war ihre liebste Speise. Die Gebeine verbrannten sie, und diese gaben, wie sie sagten, die besten Kohlen."

Das „Frankfurter Staats-Ristretto" meldete: „Ohne jene Unmenschen zu rechnen, welche in Ungarn unter dem Schwerte bereits ausgeblutet haben, liegen andere 150 in Ketten."

Diese Mitteilungen zogen endlich auch die Aufmerksamkeit der höheren Regierungskreise auf sich. Kaiser Joseph war von diesen Massenhinrichtungen auf das peinlichste berührt, und auf seinen Befehl wurde die Vollziehung des Todesurteils an den noch im Gefängnisse befindlichen Zigeunern sistiert. Zugleich ging ein Hofkommissär zur Untersuchung der Angelegenheit in das Houtenser Komitat ab, „weilen Seine Majestät glaubten, daß es unmöglich sei, daß die im Verdacht Sitzenden sich eines so erstaunlichen Verbrechens sollten schuldig gemacht haben".

Das Ergebnis dieser Untersuchung war nach dem Bericht des betreffenden Beamten folgendes: „Eine aus Leuten dieses Volkes — also der Zigeuner — bestehende Diebsbande hatte lange im Houtenser Komitat ihr Wesen getrieben. Als man endlich ihrer habhaft wurde, verbreitete sich gleichzeitig das Gerücht, es seien hie und da verschiedene Personen spurlos verschwunden. Durch unmenschliche Prügel brachte man die Gefangenen zum Geständnis des Mordes; allein hingeführt auf die Stätte, wo die Ermordeten verscharrt sein sollten, fand sich nicht die geringste Spur. Nun begannen neue Peinigungen, bis endlich ein Zigeuner in Wut und Schmerz ausrief: „Wir haben sie aufgefressen!" Damit war dann die Sache bis zur vollsten Klarheit dargetan, und in verschiedenen Städten ging das Hinrichten los. Da hallten denn alle Zeitungen von den greulichsten Geschichten wider, wie die Zigeuner bei ihren Gelagen Menschen gekocht und gebraten, wie ihr Oberhaupt bei seiner Hochzeit die Gäste mit zwei geschmorten Frauen bewirtet, wie Kinder ihre bejahrten Eltern schlachteten und verspeisten. Bei der auf Be-

fehl Seiner Majestät des Kaisers Joseph II. vorgenommenen Untersuchung ergab sich aber, daß von den ermordet geglaubten Personen nicht eine einzige fehlte. Über 150 Zigeuner wurden daher aus den Gefängnissen entlassen." C. T.

Die Notlüge eines Hundes. — Eine spanische Dame mußte neulich die folgende außerordentliche Erfahrung an ihrem Hunde machen, einem sehr klugen Neufundländer. Dieser, Don mit Namen, war sehr geschickt darin, Einkäufe für seine Herrin zu besorgen. Entweder brachte er die Ware schweifwedelnd seiner Herrin, oder er setzte, hatte er das Gewünschte nicht erhalten, das leere Gefäß bellend vor ihr nieder. Eines Tages wurde er beauftragt, Eier zu holen. Er führte den Befehl auch aus und pilgerte nach Hause, mit würdevoller Miene den Korb mit Eiern zwischen den Zähnen haltend.

Da begegnete ihm ein anderer Hund, mit dem er noch ein Hühnchen zu rupfen hatte. Diese schöne Gelegenheit konnte er sich unmöglich entgehen lassen.

Sorgsam setzt Don seinen Korb aufs Trottoir, dicht neben einem Hause, in dem zufällig eine Freundin von Dons Herrin wohnt und vom Fenster aus den Vorgang beobachtet. Dann bellt er wie zur Kriegserklärung und stürzt auf den feindlichen Hund los. Dieser ergreift vor dem überlegenen Gegner das Hasenpanier, Don verfolgt ihn, und es gibt eine aufregende Jagd.

Die Zuschauerin am Fenster schickt unterdes ihr Mädchen hinunter, das den Korb mit Eiern aufnehmen und zu Dons Besitzerin hintragen muß, damit beide, die Freundin vom Fenster aus, die Herrin in ihrer Küche, verfolgen können, wie das kluge Tier sich weiter in der Angelegenheit benehmen werde.

Don hat seinen Feind eingeholt und weidlich zerzaust. Stolz, mit dem Ausdruck hoher Befriedigung trollt er sich nach dem Flecke zurück, an dem er seinen Eierkorb gelassen hat. O Schrecken, die Stelle ist leer! Mit ganz entsetzter Miene legt er sich eine Zeitlang auf demselben Steine nieder, auf dem sein Korb gestanden hat, und erhebt ein

Angstgeheul, daß alle Vorübergehenden sich teilnehmend nach ihm umblicken. Ganz unverkennbar schwebt vor seinem Geiste als drohendes Schreckgespenst die Hundepeitsche der enttäuschten Gebieterin.

Auf einmal springt der Held dieser wahrhaften Geschichte auf und rennt in großen Sätzen nach Hause. Offenbar war ihm ein rettender Gedanke gekommen.

Was weiter folgt, beobachtete nun Dons Herrin im Verein mit ihrem Dienstmädchen.

Ganz behutsam schlich sich der Hund durch die Hintertür in den Hofraum, drückte sich lautlos an der Mauer entlang nach dem Müllkasten, neben welchem er einen ausrangierten Korb hatte liegen sehen, ergriff den Korb mit den Zähnen und schlich sich auf demselben Wege wieder zur Hintertür heraus.

Dann erscheint er mit dem Korbe in der Küche und setzt ihn vor seiner Herrin nieder, worauf er mehrmals kurz und scharf aufbellt. Das war das Signal, durch welches er anzeigte, wenn der Krämer, zu dem er geschickt worden war, den aufgeschriebenen Artikel gerade nicht auf Lager hatte.

Dons Notlüge also lautete, in Menschensprache übersetzt: „Entschuldige, liebe Frau, ich kann dir keine Eier bringen, es waren gerade keine da."

Die Beschämung aber, die der Hund an den Tag legte, als die Frau ihm scheltend den richtigen Korb zeigte, bewies schlagend, daß er sich der Verwerflichkeit seiner Handlungsweise wohl bewußt war. Cl. D.

Ein Gesellschaftsspiel der Haremsdamen. — Die türkischen Frauen, besonders die reichen Damen, die ihre Zeit nicht an häusliche Arbeiten zu wenden brauchen und doch infolge der strengen Sittengesetze nicht einmal in den Bazar gehen dürfen, um da Einkäufe zu besorgen, vertreiben sich ihre Langeweile im Harem durch allerlei Gesellschaftsspiele. Eines davon, das besonders unterhaltend ist, ja sogar aufregend werden kann, hat seinen Namen von den Kaffeekännchen (türkisch Findjane), die dabei verwendet werden.

Die Gesellschaft, am besten sechs oder acht Personen — aber auch jede beliebige andere Anzahl — zahlt ihre Einsätze und wählt zwei Führer. An jeden dieser Führer schließt sich je eine Hälfte der Übrigbleibenden entweder freiwillig oder nach dem Wunsche der Führer an, so daß zwei gleichstarke Parteien entstehen.

Nun wird eine Tablette hereingebracht, die mit einem Tuche bedeckt ist. Auf dem Tuche stehen dreizehn undurchsichtige Gefäßchen (zum Beispiel zwei Kaffeeschalen, drei Eierbecher, je eine kleine Vase, ein Schachteldeckel und ähnliches) — alle Gefäße mit der Öffnung nach unten gekehrt. Man sieht also nicht, ob unter ihnen etwas liegt oder nicht.

Man lost hierauf aus, welche Partei zunächst die „Hehler" und welche die „Diebe" spielen soll.

Ist das bestimmt, so tragen zwei Hehler die Tablette in einen Nebenraum, legen unter eines der Gefäßchen einen Ring und bringen die Tablette wieder zurück.

Ein vorher bestimmter Dieb muß nun erraten, wo der Ring verborgen ist. Hebt er zum Beispiel irgend eines der dreizehn Gefäßchen ab und ist der Ring wirklich gerade unter diesem, so tauschen Hehler und Diebe ihre Rollen.

Ist der Ring aber nicht unter dem ersten Gefäß, so lüftet der Dieb ein zweites Gefäß Fände sich da der Ring, so dürfen sich die Hehler 20 Points gutschreiben und jubelnd „Patka" (Ente) rufen, denn dieser Fall wäre der erfreulichste für sie.

Wird aber der Ring auch unter dem zweiten Gefäß nicht gefunden, so hebt der Dieb nun, ganz nach seiner Wahl, bald dieses, bald jenes Gefäßchen von der Tablette. Lag der gesuchte Ring unter dem dritten, vierten, fünften u. s. w. gelüfteten Gefäß, so schreiben sich die Hehler zehn, neun, acht u. s. w. Points gut, das heißt immer so viel Points, als noch unberührte Gefäßchen auf der Tablette stehen.

Wenn elf Gefäße gelüftet sind, dann folgt wieder ein Augenblick der höchsten Spannung. Es stehen nur noch zwei Gefäße unberührt auf der Tablette. Findet der Dieb den Ring unter dem vorletzten (das heißt zwölften) Gefäß,

dann tauschen Hehler und Diebe ihre Rollen. Liegt der Ring aber unter dem letzten unberührten Gefäß, dann schreiben sich die Hehler einen Point gut.

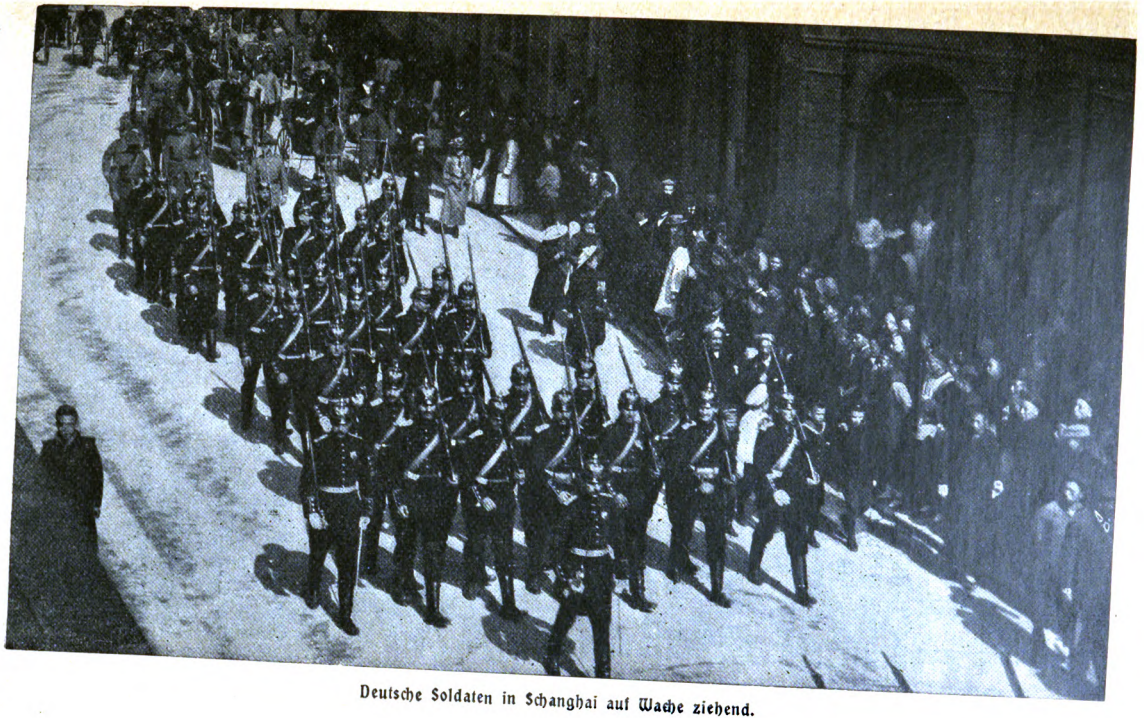
Die Hehler dürfen den Ring so oft von neuem verbergen, bis ihn ein Dieb unter dem ersten oder zwölften Findjan gefunden hat.

Diejenige Partei, die zuerst 120 Points gut hat, gewinnt und teilt die gesamten Einsätze unter sich.

Der häufige Wechsel der Rollen von Hehlern und Dieben, die fieberhafte Spannung beim Lüften der beiden ersten und beiden letzten Findjane, der weite Spielraum, der freundschaftlichen und gegnerischen Intrigen offensteht, machen das Findjanespiel zu einem sehr unterhaltenden Zeitvertreib der Damengesellschaft, bei hohen Einsätzen zu einem höchst aufregenden Hasardspiel. Roda Roda.

Deutsche Soldaten in Schanghai. — Unser umstehendes Bild versetzt uns in eine der Straßen des europäischen Viertels der großen chinesischen Handelsstadt. Ein Teil des deutschen Kontingents der gemischten Besatzung, die zum Schutz der Interessen Europas und der Vereinigten Staaten in diesem größten Handelsplatze Ostasiens liegt, zieht auf Wache und findet das allgemeine Interesse der einheimischen Bevölkerung Schanghais, dessen Lage in der Nähe der Mündung des Jantsekiang seiner Entwicklung zum Haupthafen für den Handelsverkehr Europas mit China sehr förderlich war.

Schanghai wurde 1842 von den Engländern erobert und dem allgemeinen Verkehr geöffnet, gegenwärtig ist es der bedeutendste der „Vertragshäfen" des chinesischen Reiches. Das europäische Viertel besteht aus einem kleinen französischen und einem größeren englischen Stadtteil, dem sich jenseits des Sutschoufusses der amerikanische anschließt. In den beiden ersten mit schönen breiten Straßen und vielen europäischen Häusern konzentriert sich das Geschäftsleben, während sich im amerikanischen Quartier die hervorragendsten Fabriken, Schiffswerften und Docks befinden. In allen drei Stadtteilen wohnen auch andere Fremde,



Deutsche Soldaten in Schanghai auf Wache ziehend.

namentlich Deutsche, deren Interesse ein Generalkonsulat vertritt. J. P.

Darwins Großvater. — Das beste englische Bier wurde im achtzehnten Jahrhundert zu Lichfield am Trent gebraut, sowie ebenfalls im benachbarten Städtchen Burton. Das vortreffliche Ale aus diesen beiden Orten war berühmt im ganzen britischen Reiche.

Im Sommer 1771 ließ Doktor Erasmus Darwin, damals vierzig Jahre alt, sich in Lichfield nieder, wo er ein hübsches Haus nebst großem Garten kaufte und eine ansehnliche Praxis erlangte, denn er war ein sehr gelehrter und tüchtiger Arzt. Es hätte ihm also gewiß dort lebenslang sehr gut ergehen können, wenn er nicht unglücklicherweise dem Gambrinus und dem Bacchus die unversöhnlichste Feindschaft geschworen hätte, Wein und Bier hielt er für durchaus gesundheitsverderblich, für die Ursache vieler Krankheiten. Allerdings war er zu solcher Meinung durch eigene bittere Erfahrung gelangt. In seinen jüngeren Jahren, schon als Student in Cambridge, dann später in London und Edinburg, war er ein gewaltiger Trinker gewesen und hatte damals bei zahllosen Trinkgelagen im Vertilgen von Bier und Wein geradezu Phänomenales geleistet. Dies aber rächte sich empfindlich. Frühzeitig stellten heftige Gichtschmerzen sich bei ihm ein, und da faßte er den heldenhaften Entschluß, gänzlich dem Genuß des Weins, der Spirituosen und auch des Bieres zu entsagen, um sich durch Wasser und Milch, besonders aber durch Trinken von möglichst viel Buttermilch wieder gesund zu machen. Es gelang ihm das so gut, daß er durch diese energische und standhafte Buttermilchkur das Podagra und die anderen Leiden aus seinem Körper gänzlich vertrieb. Der schöne Erfolg begeisterte ihn so, daß er dieselbe Kur auch anderen Leuten anempfahl.

„Trinkt Buttermilch, so viel als ihr nur irgend hinunterschlucken könnt!“ pflegte er immer und immer wieder eindringlich mahnend zu sagen. „Es ist das gesundeste Getränke! Nichts geht über Buttermilch! Aber vermeidet den Wein und die Liköre und ganz besonders das starke Bier!“

„Also auch unser gutes Lichfielder Ale?“ fragte dann wohl jemand.

„Aber ganz gewiß, denn es ist ein schädlich wirkendes Gift für den menschlichen Organismus,“ erwiderte der Doktor.

Sein Ansehen bewirkte, daß viele Leute in der Tat seinen Rat und sein Beispiel befolgten. Unter seiner Leitung bildete sich in der Stadt ein Buttermilchtrinkverein, dessen Mitglieder dem Genusse von Wein, Bier und anderen alkoholischen Getränken gänzlich entsagten. Das erregte zuerst Gespötte, dann Zänkereien und andere Verdrießlichkeiten. Die reichen Bierbrauer, die Weinhändler, Wirte und andere angesehene Bürger der Stadt gaben ihrer Unzufriedenheit den schärfsten Ausdruck. Sie erklärten, daß sie mit Doktor Erasmus Darwin, dessen Absicht es anscheinend sei, durch Buttermilchempfehlung die blühende Bierindustrie Lichfields zu ruinieren, nichts mehr zu schaffen haben wollten. Der „Buttermilchdoktor“, wie sie spottweise ihn nannten, verlor infolgedessen den besten und einträglichsten Teil seiner ärztlichen Praxis. Daraus ergaben sich für ihn so viele Widerwärtigkeiten, daß er sich endlich entschloß, sein Haus zu verkaufen und Lichfield gänzlich zu verlassen.

Der Buttermilchtrinkverein in Lichfield vegetierte nur noch kurze Zeit und löste sich dann auf, weil des Gründers Beispiel nicht mehr voranleuchtete. Das starke, bittere Ale trug über die sanfte Buttermilch den Sieg davon.

Doktor Erasmus Darwin schrieb in der Folgezeit einige wissenschaftliche Werke, die vielen Beifall fanden, und machte sich auch als Poet bemerkbar, vornehmlich durch sein Lehrgedicht „Der botanische Garten“, in welchem er mit Begeisterung die Reize der Botanik preist. Im April 1802 starb er. Bald nachher wurde sein berühmter Enkel geboren, der nachmalige ausgezeichnete Gelehrte, dessen wichtige wissenschaftliche Forschungen in neuerer Zeit zu solcher großen Bedeutung gelangten und ihm dauernd einen Weltruf schufen. F. L.

Eine königliche Oper. — König Wilhelm III. der Niederlande (1849—1890) war nicht wenig stolz auf seine musi-

kalische Begabung, die aber genau betrachtet nicht weit her war. Die Oper „Der Sklave von Camoens", die er komponiert hat, wurde vom Publikum zwar nicht mit übermäßigem Beifall aufgenommen, aber der König selbst war der festen Überzeugung, daß es eines der bedeutendsten Tonwerke des Jahrhunderts sei.

Die Komposition des Werkes machte ihm sehr wenig Mühe, denn er hatte eine ganz eigene Art zu komponieren. Hatte er einen musikalischen Gedanken gefaßt, so mußte sich einer seiner Sekretäre an das Piano setzen. Der König spazierte im Zimmer auf und ab und summte eine Melodie vor sich hin. Plötzlich blieb er dann neben dem Instrument stehen und sagte: „So, nun spielen Sie diese Melodie, ti—ta—ta—la—la—ti—ta—ta."

Der unglückliche Sekretär schlug nun, um hinter den musikalischen Gedanken des Königs zu kommen, alle möglichen Töne an. Aber alle Augenblicke unterbrach ihn der König mit den Worten: „Hören Sie doch besser zu! Nicht ti—ta—ta sollen Sie spielen, sondern ta—ti—ti—la—la. — So, nun noch einmal."

Der Sekretär probierte nun so lange, bis er endlich die Melodie, die dem König im Kopfe summte, heraus hatte.

Dann pflegte der König zu sagen: „So, jetzt war es schon besser. Spielen Sie die Geschichte nun noch einmal durch, und dann bringen Sie die Melodie zu Papier."

Damit hatten Seine Majestät für diesen Tag genug komponiert. Der Sekretär aber setzte sich hin und komponierte im Schweiße seines Angesichts, so gut es eben gehen wollte, einige Noten zusammen, brachte sie zu Papier und überreichte sie am anderen Morgen Seiner Majestät zur Prüfung. Der König ließ sich die Noten dann sofort vorspielen, und da er gewöhnlich am anderen Morgen von seinem gestrigen musikalischen Gedanken keine Ahnung mehr hatte, so pflegte er während des Spiels stets beifällig mit dem Kopfe zu nicken und zu sagen: „Sehen Sie, es ging ganz vorzüglich. Ich habe schon schlechtere Melodien gehört als diese hier. Sie nicht auch?"

Auf diese Weise entstand die königliche Oper „Der Sklave von Camoens“. W. St.

Moderne Wilddiebe. — Der Gebirgler, der mit Lebensgefahr der Gemse nachsteigt und jeden Augenblick bereit sein muß, einen Kampf auf Leben und Tod mit den Jagdbeamten zu bestehen, hat immerhin etwas Ritterliches an sich. Er ist mehr Sportsmann, der die Gefahr liebt und der Jagdleidenschaft nicht widerstehen kann. Ein wirklicher Dieb ist nur derjenige, welcher lediglich um des Gelderwerbs willen sich des Wildes zu bemächtigen sucht, und der dabei alles außer acht läßt, was ein weidgerechter Jäger für notwendig hält. Ein solcher Wilddieb kennt weder Schonzeit noch Rücksicht auf den Nachwuchs und Mitleid mit der armen Kreatur. Er mordet nur, um möglichst viel Beute zu erhaschen. Namentlich die englischen Wilddiebe betreiben ihr verbrecherisches Geschäft heutzutage mit allen Finessen und wissen Listen anzuwenden, die man in Deutschland gar nicht kennt. Man hat in England einen besonderen Wilddiebshund gezüchtet, der auf den Hasenfang dressiert ist. Diese Wilddiebshunde erzielte man durch Kreuzung von Windhund mit irgend einem starken, mutigen anderen Hunde. Der Wilddiebshund jagt ohne Laut, er schlägt niemals an und ist gewöhnt, die größte Stille zu beobachten. Es kann deshalb ein Wilddiebshund ganz in der Nähe eines Forstbeamten seine Tätigkeit ausüben, ohne daß der Beamte etwas merkt. Gewöhnlich gehen drei bis vier Besitzer solcher Hunde gleichzeitig auf die Jagd. Noch vor Morgengrauen brechen sie auf, damit sie, wenn das Tageslicht beginnt, schon im Wald oder auf dem Felde sind, weil gegen Morgen die Hasen gewöhnlich vom Felde nach dem Wald zurückwechseln. Hinter Büschen und Bäumen verborgen, lauern die Wilddiebe mit ihren Hunden, und kommt ein Hase heran, so genügt ein leises Zeichen für den Hund, um ihn zu veranlassen, lautlos dem Hasen nachzujagen, ihn tot zu beißen und ihn seinem Herrn zu apportieren. Ja, die Wilddiebe veranstalten mit den dressierten Hunden Treiben in breiten Fronten, indem sie zu vieren bis sechsen mit ihren Hunden in einer Linie vorrücken und

jeden Hasen, der aufspringt, von den Hunden apportieren lassen.

Der Fasan ist ein Wild, das jederzeit Abnehmer findet, und da der Fasan noch dazu nur eine sehr geringe Intelligenz hat, wird er leicht die Beute des Wilddiebs. Die einfachste Art des Fasanenfangs ist die mit der Leimtüte. Der Wilddieb macht in der Nähe einer Fasanerie mit seinem Stock Löcher in die Erde, indem er den Stock hineinstößt und dann herumdreht. So entstehen Trichter von 5 Zentimeter Tiefe und 3 bis 4 Zentimeter Breite. In jeden dieser Erdtrichter steckt der Wilddieb eine kleine Papiertüte, auf deren Grund einige Gerstenkörner liegen. Der innere Rand der Papiertüte wird mit Vogelleim bestrichen. Andere Gerstenkörner werden bis zu den mit Leimtüten versehenen Löchern gestreut, und bald erscheint ein Fasan, der begierig nach der Gerste ist und seinen Kopf in die erste Tüte hineinsteckt. Sofort haftet dieselbe derartig an seinem Kopf, daß er sie nicht mehr los werden kann, und gelänge es ihm selbst, sie herabzureißen, so würde der Vogelleim ihm die Augen verkleben. Hilflos und erschreckt taumelt der Fasan umher und wird von dem lauernden Wilddiebe gefaßt. Die Fasanen sind so dumm, daß, wenn selbst schon fünf oder sechs mit der Papiertüte auf dem Kopfe herumtaumeln, noch immer andere hinzukommen, um in das gleiche Unglück zu geraten.

Ein anderes Mittel für den Fasanenfang ist das Betrunkenmachen der Tiere. Die Wilddiebe quellen Gerste in Wasser auf, dann schütten sie das Wasser ab und gießen Alkohol auf die Gerste. Diese läßt jetzt das Wasser los und saugt sich voll Alkohol. Es wird dann in die Nähe einer Fasanerie solche Gerste gestreut und eine Spur gemacht bis in die Nähe jenes Busches, hinter dem der Wilddieb lauert. Vor dem Busche wird ein größerer Haufen der mit Rum oder einfachem Spiritus präparierten Gerste aufgeschüttet. Stundenlang muß der Wilddieb hinter dem Busche geduldig warten, bis ein Fasan die Gerstenspur entdeckt hat. Ist dies aber geschehen, so macht der Fasan durch sein lautes Geschrei seine Genossen aufmerksam auf

den Fund, und es kommen gewöhnlich Dutzende von Fasanen auf der Spur bis zu dem Haufen der alkoholisierten Gerste. Gierig fressen die Tiere, um nach kurzer Zeit umzufallen.

Eine ganz nichtswürdige Fangart für Fasanen ist ferner das Räuchern. Der Fasan „baumt" Abends auf, das heißt, er nimmt auf irgend einem Baumaste Platz, um während der Nacht dort zu schlafen. Gewöhnlich sitzt auf einem Aste nicht ein einzelner Fasan, sondern drei bis sechs Stück. In der Dunkelheit schleicht sich der Wilddieb an den Baum heran, und nun wird ein kleines Feuer unter dem Baume angemacht und eine Quantität Schwefel hineingeworfen. Kurze Zeit darauf fallen die Fasanen betäubt von dem Baumaste herunter. Auch das „Angeln" der Fasanen wird betrieben. Von einem Busch aus legt der Wilddieb eine lange dünne Schnur, von der seitwärts nach rechts und links eine Anzahl anderer Schnüre abgeht. Am Ende jeder Schnur befindet sich ein kleiner, mit einem Köder versehener Angelhaken. Mit ausgestreuten Gerstenkörnern werden die Fasanen bis zu dem Angelhaken gelockt, und nehmen sie den Köder vom Angelhaken, so jagen sie sich den letzteren in den Schnabel hinein und werden, nachdem sie einen schrecklichen Todeskampf durchgemacht haben, eine Beute des Wilddiebs. Geradezu bestialisch ist die Praktik des Wilddiebs, der nicht Angelhaken, sondern kleine Fettklümpchen verwendet, in welche starke Springfedern zusammengerollt eingebettet sind. Diese Art Fang ist allerdings nur im Winter möglich, wenn im Freien die Fettklümpchen leicht gefrieren. An Stelle der Angelhaken werden dann die Fettklümpchen an die Seitenschnüre gebunden, und sobald der Vogel das Fettklümpchen verschluckt, löst sich in seinem Halse das Fett durch die Wärme auf, die Sprungfeder schnellt auseinander und erstickt das arme Tier.

Auch andere Tiere als Fasanen, selbst Rebhühner kann man mit diesen Fettkügelchen, welche Sprungfedern enthalten, erbeuten. Das Rebhuhn wird sonst hauptsächlich mit dem Netz gefangen, und ein paar gewandte Wilddiebe können in vierzehn Tagen die prachtvollste Rebhuhnjagd voll-

kommen verwüsten. Das Netz ist 40 bis 50 Fuß lang und bis 10 Fuß breit. An jedem Ende steht ein Wilddieb, der das Netz so zusammenrafft, daß es wie ein schmales Band aussieht. Die Rebhühner sitzen und nisten bekanntlich auf dem Boden und halten sich in sogenannten „Ketten" oder „Völkern" zusammen. Des Nachts oder kurz vor Morgengrauen ziehen nun die Wilddiebe das Netz über das Feld. Sobald sie sehen, daß ein Rebhuhn auffliegt, werfen sie das Netz in ganzer Breite über das Feld und rollen es dann zusammen. Sie fangen auf diese Weise ganze Völker und Ketten von Rebhühnern, und besonders die auf dem Neste sitzenden Hennen werden ihre Beute. A. O. Kl.

Seltsame Liebesbriefe. — Eine texanische Dame, Miß Annie Oakley, war eine berühmte Schützin und hatte sich die Weltmeisterschaft im Büchsenschießen erworben. Diese Dame erhielt eines Tages einen recht merkwürdigen Heiratsantrag. Als sie auf ihrem Schießstande nach der Scheibe schoß, erschien ein ihr fremder Herr; derselbe nahm ein überzähliges Gewehr und schoß hundertmal nacheinander und placierte die Kugeln auf der Scheibe so, daß sie die Schrift darstellten: „Wollen Sie mich heiraten?" Obgleich Miß Annie von dieser Leistung sehr überrascht war, ließ sie sich dadurch doch nicht verblüffen, sie ergriff ihr Gewehr und antwortete in gleicher Weise: „Danke sehr!"

Auch eine andere Dame in London besitzt mehrere Liebesbriefe, die alle mit dem Gewehr geschrieben sind. Sie war während ihrer Mädchenjahre in einer Schießbude eines frequenten Vergnügungslokales angestellt, und ihr damaliger Geliebter, ihr jetziger Ehemann, besuchte sie jeden Abend und übte sich im Schießen. Er gewann darin nach und nach eine solche Geschicklichkeit, daß er seine Empfindungen in derselben Weise, wie bei Miß Annie geschehen, durch Schüsse markierte. Seine Geliebte entfernte dann die so merkwürdig geschriebenen Liebesbriefe und bewahrte sie auf.

Häufiger noch sind Liebesbriefe durch Feuerwerkskörper geschrieben worden. Einen solchen Liebesbrief richtete ein ungarischer Edelmann an seine Braut in Hermannstadt;

derselbe bestand aus vielfarbigen flammenden Kugeln und kostete 16,000 Mark. Ein ähnlicher Liebesbrief, der auf den Gütern eines reichen Viehzüchters in Texas abgebrannt wurde, war 180 Fuß lang, bestand aus 63 Worten und über 500 Buchstaben und brannte fast eine halbe Stunde lang.

Ein verliebter Jüngling in Sussex, der zu schüchtern war, um seine Liebe zu erklären, säte im Garten seinen Heiratsantrag in Kresse; die Tochter seines Nachbars, für die er bestimmt war, blieb nicht zurück und antwortete mit einem „Ja" in Radieschen. Beide heirateten, und sowohl der Heiratsantrag als auch die Antwort darauf wurden bei dem Hochzeitsfrühstück serviert und unter allgemeiner Heiterkeit verspeist. C. T.

Bücherwürmer. — Unter den uns lästigen Tieren gibt es einige Arten, welche der Mensch, ohne daß er es weiß, förmlich hegt. Dahin gehören die „Bücherwürmer", die allerdings in Wirklichkeit keine Würmer sind; es sind vielmehr fast durchweg die Larven von Käfern. Sie sind so recht Pfleglinge des Menschen, der ihnen in seinen Bibliotheken eine Nahrung verschafft hat, von deren Geschmack und nie endender Fülle sie vorher keine Ahnung hatten. Ob den Bücherwürmern das eine Buch besser behagt als das andere, ist noch nicht ermittelt, jedenfalls fühlen sie sich in jenen Büchern am behaglichsten, die am wenigsten benutzt werden, und solche sollen ihnen ja in großer Fülle zu Gebot stehen.

Es gibt nach den wissenschaftlichen Untersuchungen des Iren O'Connor sieben bis acht Arten von Bücherwürmern. Da ist zunächst der Brotkäfer, der so ziemlich alles frißt, was ihm vor die Kiefer kommt und für die Kostbarkeiten der Speisekammer eine ebenso große Vorliebe zeigt wie für die einer Bibliothek oder Naturaliensammlung. Der Speckkäfer gibt ihm in seinen Gewohnheiten und seiner Vielfräßigkeit wenig nach. Den Larven dieser Käfer in erster Linie verdankt der Besitzer eines Bücherschatzes die schönen, sorgfältig gebohrten Tunnel, die sich bald schnurgerade, bald zierlich gewunden durch ein dickleibiges Buch hindurchziehen. Als Hauptleistung verzeichnet O'Connor einen Fall, in dem

ein Bücherwurm sich durch 27 Foliobände geradeswegs hindurchgebohrt hatte, so daß man die ganze Zahl von Bänden an einer durch den Tunnel gezogenen Schnur zusammen hätte in die Höhe heben können.

Auch das Silberfischchen, auch Zuckergast genannt, findet sich oft zwischen den Seiten eines Buches und beschädigt diese und die Einbände ganz besonders, indem es Löcher hineinfrißt. Es erscheint dem Auge als eine kleine perlfarbene Motte, vorn mit zwei Fühlern und mit drei langen Anhängen hinten; man sieht sie blitzschnell über das Papier laufen. Während dieses Insekt bedrucktes Papier verschmäht, soll der sogenannte Dieb seinen schwarzen Kopf geradezu von seiner Vorliebe für Bücher mit fetten Buchstaben erhalten haben.

Alle bisher vorgeschlagenen Mittel gegen die Bücherwürmer haben sich als unwirksam gezeigt, und die von der Königlichen Gesellschaft in Göttingen und von der Gesellschaft der Bücherfreunde in Mons ausgesetzten Preise auf die Angabe eines wirksamen Mittels zur Bekämpfung der Bücherwürmer hatten keinen Erfolg. So bleibt bis heute das einzige wirksame Mittel gegen diese Schädlinge: die Bücher recht fleißig zu benutzen. C. T.

Ein amüsanter Briefwechsel. — 1. „Wohllöbliches Schultheißenamt in P. ersuche ich, zum Behufe der Feststellung der Sterblichkeitsverhältnisse mir gefälligst mitteilen zu wollen, wie viel von den dortigen Einwohnern jährlich sterben mögen. Mit Achtung 2c. Oberamtsarzt Dr. S."

Antwort: „Auf vorstehendes hat unterzeichnete Stelle zu bemerken, daß von den hiesigen Einwohnern, soviel bekannt, keiner sterben mag. Mit Achtung 2c. Schultheißenamt P."

2. „Wohllöbliches Schultheißenamt in P. scheint meine Anfrage in Betreff der Sterblichkeit mißverstanden zu haben. Ich wünsche zu wissen, wie viele der dortigen Einwohner etwa jährlich sterben, worüber ich gefälliger Auskunft entgegensehe. Mit Achtung 2c. Oberamtsarzt Dr. S."

Antwort: „Auf vorstehendes hat das unterzeichnete Schultheißenamt die Auskunft zu geben, daß von den

hiesigen Einwohnern möglicherweise alle sterben können. Mit Achtung ꝛc. Schultheißenamt P."

3. „Wohllöbliches Schultheißenamt in P. wolle gefälligst einfach hierher berichten, wie viele der dortigen Einwohner im verflossenen Jahre gestorben sind. Mit Achtung ꝛc. Oberamtsarzt Dr. S."

Antwort: „In fraglicher Sache ist sich an das königliche Pfarramt zu wenden, wo derartige Vorkommnisse aufgeschrieben werden. Mit Achtung ꝛc. Schultheißenamt P."

4. „Königliches Pfarramt in P. erlaube ich mir gefälligst um Auskunft darüber zu bitten, wie viele der dortigen Einwohner im verflossenen Jahre gestorben sind. Mit Achtung ꝛc. Oberamtsarzt Dr. S."

Antwort: „Im verflossenen Jahre sind hier des Todes verblichen 22 Seelen und 1 Leineweber. Mit Achtung ꝛc. Pfarramt P." C. T.

Schicksal einer Schneiderrechnung. — Als König Friedrich Wilhelm III. einmal das damals noch zum preußischen Staate gehörige Ländchen Neuenburg in der Schweiz besuchte, kam er unvermutet zu einer Schneiderrechnung. Ein Ortsvorsteher hatte sich zum würdigen Empfange des Königs nicht allein durch eine zu haltende Rede, sondern auch durch einen neuen Anzug vorbereitet. Der König kam, aber statt zu halten, fuhr der Wagen desselben weiter. Der biedere Ortsvorsteher wollte aber seine Rede nicht umsonst angefertigt haben. Flugs rannte er dem Wagen des Königs nach und war glücklich, als es ihm gelang, das Konzept der Rede, wie er meinte, in den Wagen zu werfen. Wie erstaunte er aber, als er am nächsten Tage nach Neuenburg gerufen und ihm dort der volle Betrag seiner Schneiderrechnung auf Befehl des Königs ausgezahlt wurde. In der Eile hatte der gute Mann statt der Rede die Schneiderrechnung aus der Rocktasche gezogen und dem König in den Wagen geworfen. Dr. W.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Billige Seiden-Preise

lohnen den direkten Bezug von Seidenstoffen jeder Art. Wundervolle Neuheiten. Foulards von 95 Pf. an per Meter. Versandt porto- und zollfrei an Jedermann. Muster bei Angabe des Gewünschten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie, Zürich G 46

Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

Moderne Bureau-Möbel; amerik. Schreibtische, zusammensetzbare Bücherschränke, Jalousieschränke für Akten und Noten, Registraturen etc. in großer Auswahl.

Eigenes Transitlager für Export. | Illustrierter Katalog gratis und franko.

GROYEN & RICHTMANN ✦ KÖLN.

Dr. Oetker's { Backpulver, Vanillin-Zucker, Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bei uns ist erschienen:

O alte Burschenherrlichkeit!

Bilder aus dem deutschen Studentenleben. Von **Dr. P. Grabein.**
22 Bogen Text mit über 300 Abbildungen. Preis elegant geb. 8 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Kolumbus-Eier

Band 1. Eine Sammlung Band 2.

unterhaltender u. belehrender physikalischer Spielereien.

Mit zahlreichen Textillustrationen.

In elegantem Geschenkband. Preis des Bandes 4 Mark.

Die „Kolumbus-Eier" haben eine sehr beifällige Aufnahme gefunden. Wir ließen dem bereits in vierter Auflage erschienenen ersten Bande einen zweiten Band folgen, der an Reichhaltigkeit und Güte dem ersten gleichkommt. Die in den Bänden enthaltenen amüsanten Experimente können ohne besondere Vorbereitungen von jedermann ausgeführt werden und bieten neben angenehmer Unterhaltung mannigfache Anregung zu nützlichem Nachdenken.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Licht und Kraft.

Die Elektrizität und ihre Anwendung im täglichen Leben.

Ein Handbuch für jedermann, auch für Haus und Familie.

Von Th. Schwartze.

Mit 356 Abbildungen. Elegant gebunden Preis 6 Mark.

„Licht und Kraft" ist das neueste, gemeinverständliche Handbuch der Elektrizität. Es gibt einen vollständigen und klaren Einblick in das weitverzweigte Gebiet der Elektrizität und deren praktische Verwertung im täglichen Leben und darf als ein nützlicher Leitfaden gelten für alle, welche sich mit diesem Gebiet vertraut machen wollen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Illustrierte Taschenbücher für die Jugend.

Berufswahl:

Der

Staatsdienst.

Bearbeitet von **Dr. Wilhelm Dilloo.**

Mit 12 Abbildungen.

Elegant in Leinwand gebunden 1 Mark.

Inhalt:

Allgemeines.
Berechtigungen aus den Schulzeugnissen zur Wahl der verschiedenen Berufe.
1. Der Wehrstand. — a. Landheer. — b. Marine.
2. Justizverwaltung.
3. Diplomatische Laufbahn.
4. Polizeiverwaltung.
5. Landesverwaltung.
6. Finanzverwaltung. — a. Provinzialsteuerdirektionen. — b. Indirekte Steuerverwaltung. — c. Direkte Steuerverwaltung.
7. Reichsbank.
8. Eisenbahnverwaltung.
9. Post- und Telegraphendienst.
10. Kirchendienst.
11. Der Lehrstand. — a. Dozentenlaufbahn. — b. Lehramt an Schulen.
12. Bücherei- und Archivdienst.
13. Medizinalwesen.
14. Der technische Staatsdienst.
15. Land- und Forstwirtschaft. — a. Landwirtschaft. — b. Forstwirtschaft.

Anhang. — a. Wohnungsgeldzuschüsse der Offiziere und der Staatsbeamten. — b. Serviszuschuß für Offiziere und Militärbeamte.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 860 Q
WILSON
ANNEX